

**Zu den Autoren:**

**Lutz Köpke**, geboren 1954.

*Nach Lebensmittelpunkten in Koblenz, Bonn, Hamburg, Kalifornien, Frankreich und Schleswig-Holstein seit rund 30 Jahren Rheinhesse aus Klein-Winternheim.*



**Johannes Baptist Joseph Neeb**, 1.9.1767 - 13.6.1843

∞ Maria Anna (geb. Drach), †12.2.1809

∞ Sophie (geb. Balbier), 2.8.1788 - 1.9.1810

∞ Catherinae (geb. Axt), 6.10.1790 - 17.12.1820

**Arthur Aron Kahn**, 5.9.1850 - 16.7.1928

∞ Hedwig (geb. Schmuhl), 26.8.1860 - 14.7.1928

*Für meine Familie in Deutschland und in den USA  
– Schlappohrträgerinnen eingeschlossen ...*

*»Die Freude am Forschen, die Lust  
am Entdecken, auch das Sammeln  
aus Leidenschaft haben alle ihren  
Ursprung in unserem tief  
verwurzelten Jäger- und  
Sammlertrieb. «*

---

*– sehr frei nach Werner Muensterberger,  
Ethnologe und Psychoanalytiker*

Lutz Köpke

# Ich spaziere zuweilen von Niedersaulheim nach Mainz

Johannes Neeb und Arthur Kahn: ein rheinhessisches Lesebuch



© 2024 Lutz Köpke

**Druck und Distribution im Auftrag des Autors:** tredition GmbH, Heinz-Beusen-Stieg 5, 22926 Ahrensburg, Germany

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Für die Inhalte ist der Autor verantwortlich. Jede Verwertung ist ohne seine Zustimmung unzulässig. Die Publikation und Verbreitung erfolgen im Auftrag des Autors, zu erreichen unter: Lutz Köpke, Stielgasse 21, 55270 Klein-Winternheim, Germany.

**Titelbild:** Das Bild eines Seiteneingangs zum Partenheimer Schlossbereichs stammt vom Autor.

**Bildrechte:** Die Copyright-Rechte der Abbildungen wurden mit Sorgfalt ermittelt. Sollten trotzdem Rechte nicht beachtet worden sein, bittet der Autor um Mitteilung. Illustration, die nicht in der Bildunterschrift referenziert wurden, stammen vom Autor und können unter Angabe der Quelle genutzt werden. Die Luftaufnahmen sind unter der folgenden Angabe is zu einer Auflage von 5000 Exemplaren genehmigungsfrei: ©2024 GeoBasis-DE/BKG (©2009) Bilder ©2024 AeroWest, Airbus, GeoBasis-DE/BKG, Landsat / Copernicus, Maxar Technologies.

Diese Buch wurde in L<sup>A</sup>T<sub>E</sub>X in der *memoir* Klasse in 10 Punkt Schrift gesetzt. Als Schriftklasse wurde *kpfonts* gewählt, eine Ableitung von URW Palladio.

Version 1.0 vom 30.9.2024

ISBN Paperback: 978-3-384-26949-2



# Inhaltsverzeichnis

<b>1</b>	<b>Vorwort</b>	<b>1</b>
<b>2</b>	<b>Geschichte – in aller Kürze</b>	<b>5</b>
<b>3</b>	<b>Kriege, Wetter, Konfessionen</b>	<b>13</b>
<b>4</b>	<b>Die Autoren Neeb und Kahn</b>	<b>19</b>
<b>5</b>	<b>Von Saulheim nach Mainz</b>	<b>27</b>
5.1	Neeb: Meine Reise von Niedersaulheim nach Mainz am 17. 12. 1811 .	32
<b>6</b>	<b>Der Feldmesser</b>	<b>39</b>
6.1	Neeb: Rede des Philipp Zaun von Udenheim, Feldmesser . . . . .	41
<b>7</b>	<b>Rhein Hessen und seine Bewohner</b>	<b>45</b>
7.1	Neeb: Die Provinz Rhein Hessen . . . . .	49
7.2	Neeb: wie waren die Zustände der Landwirtschaft? . . . . .	62
7.3	Neeb: Charakteristik des Bauern in Rhein Hessen . . . . .	69
<b>8</b>	<b>Zur Geschichte von Udenheim</b>	<b>73</b>
8.1	Neeb: Zur Geschichte von Udenheim . . . . .	76
<b>9</b>	<b>Die Dorfseele</b>	<b>79</b>
9.1	Kahn: Die Dorfseele . . . . .	82
<b>10</b>	<b>Lebenserinnerungen eines Juden</b>	<b>157</b>
10.1	Kahn: Lebenserinnerungen eines Juden . . . . .	161
<b>11</b>	<b>Nachwort und Dank</b>	<b>189</b>
	<b>Ausgewählte Referenzen</b>	<b>193</b>
	<b>Abbildungsverzeichnis</b>	<b>197</b>
	<b>Ortsverzeichnis</b>	<b>201</b>
<b>A</b>	<b>Anhänge</b>	<b>203</b>
A.1	Bibliographie Johannes Neeb . . . . .	203
A.2	Anonymus: Biographische Skizze des Dr. Johannes Neeb . . . . .	209
A.3	Bibliographie Arthur Kahn . . . . .	217
A.4	Kahn: Familienchronik . . . . .	220



# 1 Vorwort

... lasst Zeitgenossen

– selber sprechen ...

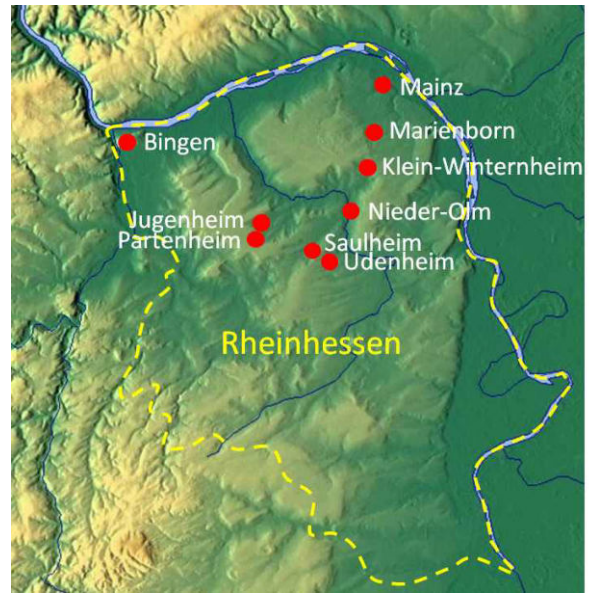
Ich spaziere zuweilen von Niedersaulheim nach Mainz ... Dieser Titel eines Aufsatzes von Johannes Neeb aus dem Jahr 1811 umreißt die Region, in der das Buch spielt. Er lässt aber auch eine Gemächlichkeit anklingen, die in der ersten Hälfte des 19. Jahrhundert Schritt für Schritt verschwand.

Dieses Buch stellt die Umbruchsituation während der französischen Herrschaft in Rheinhessen und die anschließende Entwicklung dar. Dabei ist das Ziel, die Zeit aus der Perspektive von Zeitzeugen und >den Leuten von nebenan< zum Leben zu erwecken.

Im Grunde genommen wurde die Identität von Rheinhessen in dieser Zeit geprägt, als Schritt für Schritt >die Moderne<, einschließlich neuer Ideen und technischer Errungenschaften, in das Leben der Bevölkerung Einzug hielt<sup>1</sup>. Mein Interesse an dieser Zeit wurde unter anderem durch folgende Fragen geweckt:

- Haben die Rheinhessen ihre Lebensphilosophie, ihr Selbstverständnis und ihren Charakter seither verändert?

<sup>1</sup>Gunter Mahlerwein. Rheinhessen 1816-2016. Die Landschaft - Die Menschen. Nünnerich-Asmus Verlag, 2015. ISBN: 978-3945751145.



Karte von Rheinhessen mit den wichtigsten Orten, die in diesem Buch vorkommen. Die geographische Hintergrundkarte stammt aus dem frei nutzbaren Angebot von >Google Maps-For-Free<.

- Welche Erfahrungen aus jener Epoche, welche französischen Einflüsse prägen bis heute?
- Welche historischen Entwicklungen erklären die fortbestehenden Unterschiede zwischen den Dörfern?
- Wie gestaltete sich das alltägliche Leben auf dem Land? Wie erlebten Juden diese Zeit?

Rheinhessische Berichte aus erster Hand von Autoren mit einem sicheren Gespür für Stil und Sprache sind rar. Die Erzählungen von Wilhelm Holzamer

---

(1870-1907) und Carl Zuckmayer (1896-1977) handeln von deutlich späteren Zeiten. Ein weiterer Autor ist Heinrich Bechtolsheimer (1868-1950), 8 Jahre Vikar in Mombach, der den berührenden Roman ›Zwischen Rhein und Donnersberg, Erzählung aus schwerer Zeit‹ über die Napoleonzeit schrieb<sup>2</sup>.

Für dieses Buch habe ich allerdings zwei weniger bekannte Autoren herangezogen: Johannes Neeb (1767-1843), ein Zeitzeuge, langjähriger Bürgermeister und Ehrenbürger von Nieder-Saulheim, sowie Arthur Kahn (1850-1928), ein jüdischer Arzt und Schriftsteller mit Wurzeln in Rheinhessen. Dabei habe ich bewusst ausgewählte Texte dieser Autoren in der ursprünglich beabsichtigten Form und Länge wiedergegeben und nicht nur zitiert.

Johannes Neeb hinterließ zwei umfangreiche Sammlungen seiner Schriften zu verschiedenen Themen, aus denen ich mehrere lokalhistorisch interessante Beiträge ausgewählt habe. Als belesener Gutsbesitzer und Lokalpolitiker legte er dabei besonderen Wert auf Gesichtspunkte der Landwirtschaft und das Leben in Rheinhessen.

Arthur Kahn nahm eine dramatische Überlieferung seiner Großtante als Grundlage für seine Erzählung ›Die Dorfsee‹, die mit der Napoleonzeit beginnt. Der Ort der Handlung ist Partenheim. In dieses Buch habe ich auch Ausschnitte aus Kahns Autobiographie aufgenommen, die seine Kindheit zwischen 1850 und 1858 in einem religiösen jüdischen Elternhaus beschreiben und einen Einblick in den ›Einzug der Moderne‹ aus der Per-

spektive eines Kindes geben.

Unterschrift Dr.  
Arthur Kahn, 1895



Die Autoren Neeb und Kahn sind vielfältig interessierte und eigenständig denkende Charaktere mit ungewöhnlichen Lebensverläufen und verschiedenen Sichtweisen auf die ›Franzosenzeit‹. Beide zeichneten sich durch bemerkenswerte Schaffenskraft und Energie aus.

Wie eingangs erwähnt, ist das Hauptziel des Buches, die Autoren ›selber sprechen zu lassen‹. Daher sind die historische Einordnung, die Vorstellung der Autoren und die Einführungen zu den Schriften relativ knapp gehalten; detaillierte Hinweise und Ergänzungen finden sich in den Fußnoten und in den Anhängen.

Um die Leserinnen und Leser besser bei der Stange zu halten, habe ich einige Zitate hervorgehoben und die Originalschriften, die zur Unterscheidung in grau hinterlegt sind, sparsam illustriert.

**Ich wünsche viel Freude beim Lesen  
beziehungsweise beim Querlesen und  
beim Entdecken beider Autoren!**

<sup>2</sup>Heinrich Bechtolsheimer. Zwischen Rhein und Donnersberg ; Erzählung aus schwerer Zeit. Verlag von Emil Roth in Gießen, 1910. ISBN: 3878540426.



### Einführende Literatur

Die >Franzosenzeit< in Rheinhessen ist vergleichsweise gut dokumentiert<sup>a</sup>; dies gilt z.T. auch für einzelne Ortschaften<sup>b,c</sup>; der französische Sinn für alles >Mathematische< und Statistiken trug dazu maßgeblich dazu bei<sup>d</sup>. Diese jährlichen statistischen Berichte wurden unter der Herrschaft des Großherzogtums Hessen weitergeführt und weiterentwickelt<sup>e</sup>.

Zu Johannes Neeb und seinen Schriften ist mir keine neuere Arbeit bekannt. Daher habe ich im Anhang eine ausführliche Biographie aus dem Jahr 1847 angehängt.

Zu Arthur Kahn gibt es zwei grundlegende und sehr empfehlenswerte Arbeiten: die erste aus dem Jahr 1984 stammt Hans Otto Horch<sup>f</sup>, die zweite aus dem Jahr 2020 von Almut Laufer<sup>g</sup>.

Die Doktorarbeiten von Dieter Hoffmann<sup>h</sup> und Matthias Rhode<sup>i</sup> vermitteln einen detaillierten Überblick über das Leben der Landjuden in Rheinhessen.

Die Geschichte der Juden in Rheinhessen wird auch in vielen Aufsätzen auf dem Internetportal für regionale Geschichte erzählt<sup>j</sup>. So wurde die jüdische Gemeinde in Nieder-Olm von Peter Weisrock und das jüdische Leben in Mainz und Umgebung von Elmar Rettinger recherchiert. Besonders relevant für diese Buch sind die Aufsätze von Wolfhard Klein zu Juden in den Orten der Verbandsgemeinde Nieder-Olm, zu den Synagogen in Essenheim, Jugenheim, Nieder-Saulheim, Partenheim, Stackeden und Vendersheim sowie seine Beiträge zum jüdischen Leben in Udenheim<sup>k</sup> und Stackeden-Elsheim<sup>l</sup>. Der jüdische Bezirksfriedhof Jugenheim ist Gegenstand mehrerer Aufsätze<sup>m</sup>.

<sup>a</sup>Franz Dumont. „Der Raum Nieder-Olm in der Franzosenzeit“. In: Karl-Heinz Spieß, Nieder-Olm: Der Raum der Verbandsgemeinde in Geschichte und Gegenwart. Verlag der Rhein Hessischen Druckwerkstätte; Alzey, 1983, 1983, S. 149–187. ISBN: 3878540396.

<sup>b</sup>Dumont, Klein-Winternheim, <https://tinyurl.com/mpcawzy2>

<sup>c</sup>Gunter Mahlerwein. „Jakobiner und ländliche Gesellschaft in linksrheinischen Dörfern im Umfeld der Mainzer Republik“. In: Der Wormsgau 26 (2008), S. 39–52. URL: <https://tinyurl.com/msrnwf7u>.

<sup>d</sup>siehe z.B. *Annuaire statistique du département du Mont-Tonnerre (1808-1810)*, Ferdinand Bodmann. Mayence; *Almanach Imperial und Almanach Royal 1804/05; 1806 - 1847*.

<sup>e</sup>Wilhelm Hefse. Rheinessen in seiner Entwicklung von 1798 bis Ende 1834. Florian Kupferberg Mainz, 1835. ISBN: 978-1277010824.

<sup>f</sup>Hans Otto Horch. „*Entschwundene Gestalten. Arthur Kahn und seine Erzählungen über jüdische Kleingemeinden am Rhein in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts*“. In: Köln und das rheinische Judentum. Festschrift Germania Judaica 1959-1984. Theodor von Zabern Verlag, 1984.

<sup>g</sup>Almut Laufer. „*Land, Dorf, Kehilla: „Landjudentum“ in der deutschen und deutsch-jüdischen Erzählliteratur bis 1918*“. In: *Conditio Judaica: Studien und Quellen zur deutsch-jüdischen Literatur- und Kulturgeschichte* 96 (2020). URL: <https://tinyurl.com/yvdkpxwr>.

<sup>h</sup>Dieter Hoffmann. ... wir sind doch Deutsche: zu Geschichte und Schicksal der Landjuden in Rheinhessen. Stadt Alzey, 1990. ISBN: 978-3-87854-087-8.

<sup>i</sup>Matthias Rhode. Juden in Rheinhessen : Studien zur wirtschaftlichen und sozialen Lage in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Tönning : Der Andere Verlag, 2007. ISBN: 978-3-89959-640-3.

<sup>j</sup>Diverse Autoren. Aufsätze zur Jüdischen Geschichte. URL: <https://tinyurl.com/235j8aas>.

<sup>k</sup>Wolfhard Klein. Jüdisches Leben in Udenheim. URL: <https://tinyurl.com/4uza7k37>.

<sup>l</sup>Wolfhard Klein. Jüdisches Leben in Stackeden-Elsheim. URL: <https://tinyurl.com/4prfvxua>.

<sup>m</sup>Dr. Wolfgang Hoppe und Dr. Franziska Braun. Der jüdische Bezirksfriedhof von Jugenheim. URL: <https://tinyurl.com/367tm4wy>, Anke-Joisten-Pruschke sowie Sabine und Wolfhard Klein. Der jüdische Bezirksfriedhof von Jugenheim. URL: <https://tinyurl.com/367tm4wy>.



## Geschichte – in aller Kürze

# 2

...von der Franzosenzeit

– zur Biedermeierzeit ...

Nach lediglich dreitägiger Belagerung fiel Mainz am 21. Oktober 1792 in die Hände der französischen Truppen, nur einen Monat nach der Ausrufung der Französischen Republik am 21. September 1792. Die Errichtung der »Mainzer Republik« im März 1793 erwies sich jedoch als kurzlebige Episode, da die Stadt von vorwiegend preußischen Truppen mit einer Streitmacht von 44.000 Soldaten eingekesselt wurde. In der Nacht des 17. Juni 1793 begannen diese mit der Bombardierung der Stadt, was zu einer erbitterten Materialschlacht führte. Schließlich wurde Mainz am 23. Juli 1793 von den Jakobinern und den französischen Truppen aufgegeben<sup>1</sup>.

Im Juli 1794 endete die Schreckensherrschaft der Revolutionsregierung in Frankreich, doch der Krieg setzte sich fort. Mit dem Frieden von Basel am 5. April 1795

<sup>1</sup>Knapp 30 Jahre nach seiner Tätigkeit als »Kriegsreporter« hat Johann Wolfgang von Goethe darüber in seinem Tagebuch »Belagerung von Mainz« berichtet. Anders als Goethe schildert der Freigeist Friedrich Christian Laukhard, 1757–1822, seine Erfahrungen als gemeiner Soldat während des Feldzugs gegen Frankreich im dritten Teil seines Buchs »Leben und Schicksale«. Laukhard, dem wegen seines labilen Charakters und des Hangs zum Alkohol eine Festanstellung als Pfarrer verwehrt blieb, war für kurze Zeit Vikar in Udenheim und Obersaulheim.



Abbildung 2.1: Während der Mainzer Republik geprägte 1 Sol Münze aus Bronze. Ein Sol, umgangssprachlich »Sou«, hat – wie der Schilling – den zwanzigsten Wert eines Pfunds. Bild © Thomas Rückeshäuser, Udenheim.

schied Preußen aus dem Konflikt aus und gab faktisch seine Besitzungen links des Rheins auf.

Durch diesen Frieden hatte Frankreich eine bessere Möglichkeit, Österreich, Deutschland und Italien anzugreifen. Mainz genoss daraufhin etwa zwei Jahre lang relative Ruhe, bis es im Oktober 1797 gemäß einem Geheimartikel im Friedensvertrag von Campo Formio zwischen Österreich und der Republik kampflos an die Franzosen übergeben wurde. Ohne Rücksicht auf frühere politische Grenzen erfolgte 1798 eine Umstruk-

---

turierung in Departements, wodurch die alten Herrschaftsgebilde verschwanden. Verwaltungs- und Gerichtsbehörden wurden nach französischem Vorbild eingeführt. Mit der Unterzeichnung des Friedensvertrags von Lunéville am 9. Februar 1801 trat das Heilige Römische Reich formell das linke Rheinufer an Frankreich ab, und am 23. September 1802 wurde die französische Verfassung eingeführt: die Rheinessen waren nun französische Bürger, ab 1804 war Napoleon ihr Kaiser.

Von Dezember 1797 bis 1814 war Mainz zusammen mit allen anderen linksrheinischen Gebieten unter französischer Herrschaft. Das Ende dieser Ära kam mit dem Rückzug der französischen Truppen nach dem verheerenden Russlandfeldzug, bei dem rund 350.000 Soldaten, Franzosen wie Deutsche, ums Leben kamen.

Drei Tage nachdem Blücher den Rhein bei Kaub ab der Neujahrsnacht 1814 überquerte <sup>2</sup>, wurde Mainz von etwa 30.000 Russen und 9.000 Deutschen eingeschlossen und belagert, bis die Franzosen am 4. Mai 1814 abzogen.

Trotz aller negativen Auswirkungen war die Franzosenzeit für Rheinessen ein >Aufbruch in die Moderne<. Die napoleonischen Gesetzbücher brachten eine bisher unbekannte Rechtssicherheit und nach dem Frieden von Lunéville auch wirtschaftlichen Aufschwung. Waren konnten nun im gesamten französischen Wirtschaftsraum gehandelt werden, zum Leidwesen der Gebiete rechts des Rheins. Zum wirtschaftlichen Aufschwung trugen ebenfalls die folgenden Errungenschaften bei: ein einheitliches Münzwesens mit fes-

ter Währung, das metrische Maß- und Gewichtssystem, ein Handelsgesetzbuch, >Arbeitsgerichte<, Handelskammern, ein Patentwesen sowie Gewerbeausstellungen. Zunftschranken wurden aufgehoben; die Religionsfreiheit und die Zivilehe wurden eingeführt. Juden erlangten rechtliche Gleichstellung, jedoch unterlagen sie weiterhin Einschränkungen in ihren geschäftlichen Aktivitäten <sup>3</sup>. Sie wurden der Militärpflicht unterstellt und waren verpflichtet, feste Familiennamen anzunehmen.

Durch die Säkularisation, letztlich eine Maßnahme zur Stabilisierung des französischen Staatshaushalts, verschwand eine reiche und jahrhundertalte Klosterlandschaft. Dabei verarmte auch das weltliche Dienstpersonal der Klöster, Bibliotheken wurden aufgelöst, Kunstwerke wurden veräußert oder gar vernichtet. Generell wurden kirchliche Privilegien aufgehoben, und staatliche Stellen übernahmen gesellschaftliche Aufgaben. Die Umverteilung von Besitz und Vermögen war von enormer Tragweite. Viele Gemeinden und Landwirte profitierten davon. Die Abschaffung des >Zehnten<, einer etwa zehnpromzentigen Steuer in Form von Geld oder Naturalien, führte zu einer erheblichen Steigerung der Produktivität in der Landwirtschaft, brachte aber auch ökologische Probleme mit sich.

Die Einführung eines öffentlichen Gesundheitswesens, die Regulierung und Überwachung des Personals sowie eine verbesserte klinische Ausbildung am Krankenbett, insbesondere eine Ausbildung für Hebammen, trugen zu positiven Entwicklungen im Gesundheitssektor bei.

<sup>2</sup>Dafür zimmerten russische Pioniere 73 Pontons aus Holzrippen, die mit Leinwand und Teer abgedichtet wurden. Auf diese Weise konnten 50.000 Soldaten mit 15.000 Pferden und 182 Geschützen übersetzen.

<sup>3</sup>Sie mussten z.B. jedes Jahr aufs Neue ein sogenanntes >Moralpatent< erlangen.

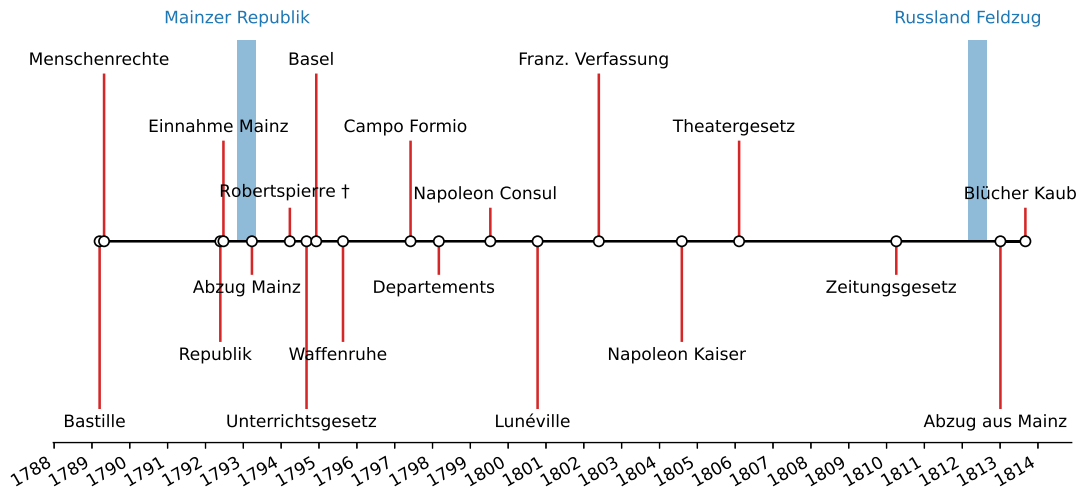


Abbildung 2.2: Zeitstrahl von der französischen Revolution bis zum Abzug der Franzosen aus Rheinessen (siehe Text).

Litten Kulturdenkmäler, Kultur und Bildung zunächst unter dem Einmarsch der französischen Truppen und Beschlagnahme, so begann ab 1798 eine systematische Kultur- und Bildungspolitik. Durch die Einführung des Französischunterrichtes an Schulen und die Verbindlichkeit von Französisch als Amtssprache, patriotische Nationalfeste und republikanische Zeitungen sollte die Bindung an Frankreich gestärkt werden. Nach dem Unterrichtsgesetz von 1795 wurde das Bildungssystem nach den Prinzipien Freiheit, Gleichheit und Laizität neu organisiert. Universitäten wie Bonn und Mainz wurden aufgelöst und durch sogenannte >Zentralschulen< ersetzt. Ab 1802 wurden die Schulen dem Innenministerium in Paris unterstellt und ein einheitliches System von Primärschulen, Sekundärschulen, Lyzeen (in Bonn und Mainz) sowie fachspezifische Spezialschulen eingeführt. Die Umgestaltung des bisher kirchlich dominierten Erziehungswesens verlief selten zufriedenstellend; insbesondere die Primärschulen litten unter Geld- und

Personalmangel. Auch andere Reformen waren nicht erfolgreich; der unbeliebte Französische Revolutionskalender<sup>4</sup>, datiert ab dem >Jahr der Freiheit 1789<, galt nur von 1792-1805. Auch die Vorschläge, an Alleen Obstbäume statt Pappeln zu pflanzen oder Indigo zu kultivieren, setzten sich nicht durch.

Unter Napoleon wurde die Meinungs- und Pressefreiheit mehr und mehr eingeschränkt; 1806 wurden Theater unter staatliche Kontrolle gestellt<sup>5</sup>, obwohl Napoleon selber ein passionierter Theaterbesucher war und nahezu wöchentlich Vorstellungen besuchte. Für Napoleon war

<sup>4</sup>Wegen der Trennung von Kirche und Staat sollte der Kalender keinen christlichen Bezug mehr haben; alles sollte wissenschaftlich-mathematisch begründbar sein. Das erste >Freiheitsjahr<, 1789, dauerte nur 5 ½ Monate; jeder Monat hatte genau 30 Tage, die >Woche< 10 Tage und zur Anpassung an den Jahreszyklus wurden zusätzlich sechs Schalttage eingeführt; Jahresbeginn war die Tag- und Nachtgleiche im Herbst.

<sup>5</sup>Ab dem 8. Juni 1806 beschränkte ein Dekret die Zahl Pariser Theater auf zwölf, 1807 auf nur acht, die gleichmäßig über alle Viertel verteilt waren. Die Zensur sorgte dafür, dass das Repertoire streng überwacht wurde.

---

das Theater allerdings auch ein ›politisches Werkzeug‹. Ab 1810 wurde in jedem Departement nur noch eine einzige, der Zensur unterworfenen, Zeitung zugelassen<sup>6</sup>.

Trotzdem wurde die Wiederherstellung von Ordnung und Religion, aber auch der ›Kriegsheld Napoleon‹ als Person bewundert. Die Besteuerung und andere Belastungen wurden meist loyal hingenommen: *man passte sich an*<sup>7</sup>. Dies änderte sich allerdings mit der massiven Einberufung für den Russlandfeldzug.

Die Texte von Johann Neeb beleuchten viele der hier skizzierten Aspekte, positive wie negative, aus der Position eines Zeitzeugen, dem sowohl die Franzosen als auch die Vertreter des Großherzogtums Hessen vertrauten. Während man in Neebs Werk wenig Kritisches über Napoleon findet, befasst sich die Erzählung von Arthur Kahn ausführlich mit der zwiespältigen Bilanz Napoleons und dem Leid, das er mit dem verlustreichen Russlandfeldzug verursacht hat.

Das Großherzogtum Hessen, eine Mischung aus Monarchie und parlamentarischer Mitbestimmung, entstand 1806 im Zuge der napoleonischen Kriege. Als direkte Folge des Wiener Kongresses erweiterte sich das Großherzogtum am 8. Juli 1816 um das zuvor französische Rheinhessen. Mit Darmstadt als Hauptstadt bestand das Großherzogtum bis zur Abschaffung der Monarchie am Ende des Ersten Weltkriegs.

Es handelte sich um ein vielfältiges Gebilde mit räumlich getrennten Landestei-

len und Enklaven<sup>8</sup>. Zu Beginn gab es unterschiedliche Rechts- und Verwaltungssysteme sowie Maße und Gewichte in den verschiedenen Teilgebieten. In Rheinhessen wurden zunächst das französische Rechtssystem und das metrische System beibehalten<sup>9</sup>, während sich in anderen Landesteilen die Menschen mit rund 70 verschiedenen Maßeinheiten herumschlagen mussten. Auch die Wirtschaftskraft in den verschiedenen Landesteilen unterschied sich stark; neben prosperierenden Regionen wie Rheinhessen und Starkenburg litten das Vogelsberggebiet oder auch der Odenwald wirtschaftlich. Diese Unterschiede waren geographisch bedingt: Es gab klimatisch begünstigte Gebiete, wie Rheinhessen, mit einer langen Vegetationsphase (in Karte 2.3 zum in Gelb dargestellt) und andere Regionen, die mit größeren Herausforderungen zu kämpfen hatten. In den Ebenen war eine ertragreiche Landwirtschaft auf guten Böden möglich, und die schiffbaren Flüsse Rhein und Main dienten als wichtige Verkehrswege.

Trotz zahlreicher Herausforderungen erlebte das Land während der Herrschaft der Großherzöge eine Periode relativer Stabilität und einen wirtschaftlichen Aufschwungs.

Die Monarchen schwankten zwischen liberalen und reaktionären Ansichten, was zu Phasen politischer Unruhen und Reformbewegungen führte, wie während der schlecht koordinierten und schließlich gescheiterten Revolution von 1830.

<sup>6</sup>Bulletin de Lois #335 vom 3.8.2010. Darin steht unter Anderem: »Diese Zeitschrift unterliegt der Autorität des Präfekten und kann nur mit seiner Zustimmung zugelassen werden«.

<sup>7</sup>Allerdings gab vielerorts einen heimlichen Groll, z.B. gegen die oft unehelichen deutsch-französischen Kinder von ›französischen Besatzern‹.

<sup>8</sup>Von Rheinhessen nach Starkenburg musste man bis 1862 über die seit 1661 bestehende Schiffsbrücke reisen.

<sup>9</sup>Allerdings nur bis 1821, als alte Maße wie Fuß, Maß, Malter und Pfund – als eigenartiger Kompromiss neu anhand des Erdumfangs definiert – wieder eingeführt wurden und Rheinhessen das metrische System verlor.

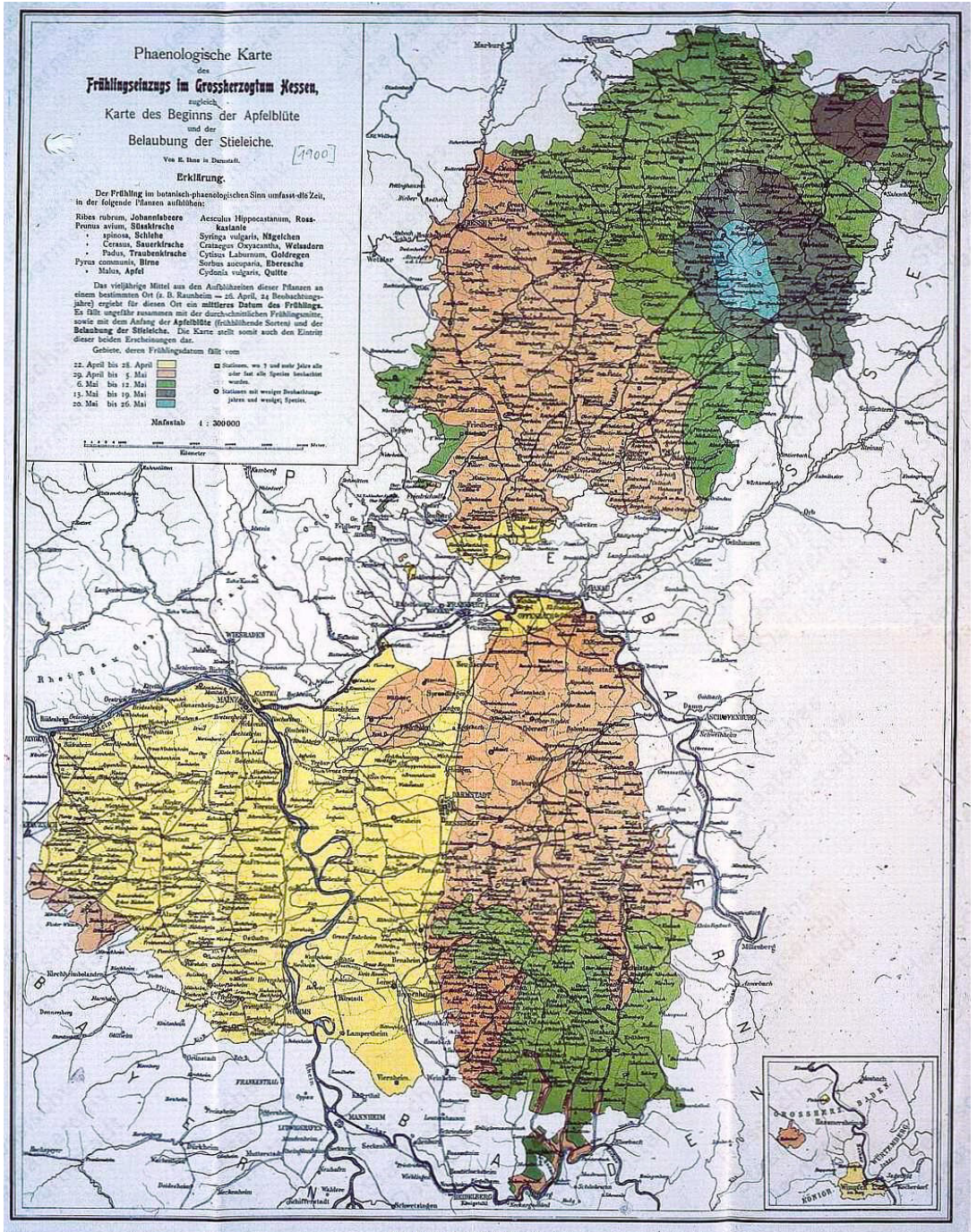


Abbildung 2.3: Karte des Frühjahrseinzugs anhand des Beginns der Apfelblüte und der Belaubung der Stieleiche im Großherzogtum Hessen. Gelb: 22.4-28.4, orange 29.4-5.5, grün 6.5-12.5, lila 13.5-19.5, blau 20.5-26.5. Um 1900, Maßstab 1:300000. Quelle: Staatsarchiv Darmstadt, HStAD Bestand P 1 Nr. 1754.

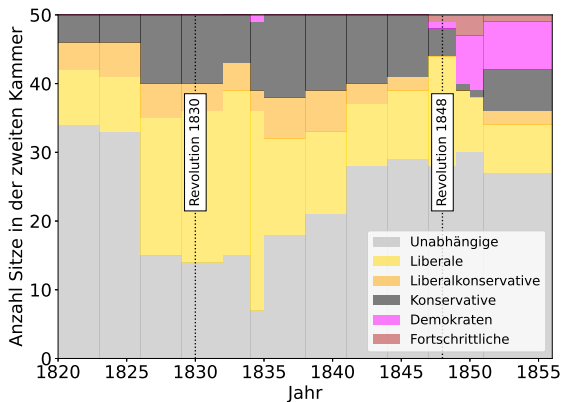


Abbildung 2.4: Anzahl der Sitze nach politischen Gruppen in der zweiten Kammer des Landtags zwischen 1820 und 1856.

Diese war jedoch ein wichtiger Schritt auf dem Weg zur Revolution von 1848, die bedeutende politische Veränderungen wie die Einführung der Pressefreiheit und die erste gesamtdeutsche Parlamentswahl in Frankfurt mit sich brachte. Die Liberalisierung war jedoch von kurzer Dauer. Bereits 1851 wurden Errungenschaften wie die >Grundrechte des Deutschen Volkes< wieder abgeschafft und die Zensur erneut eingeführt.

Um die verschiedenen Landesteile besser zu integrieren, war eine Verfassung erforderlich, die den zusammengewürfelten Staat einheitlicher gestaltete. Zunächst widersetzte sich Großherzog Ludwig I. der Einführung von Landständen mit echten Befugnissen. Nach massiven Protesten in Folge der ersten Landtagswahl wurde am 17. Dezember 1820 eine neue Verfassung verabschiedet, die zwei Kammern vorsah. Die Erste Kammer wurde vom Hochadel besetzt, während die Zweite Kammer 50 gewählte Vertreter hatte, darunter zehn aus den >größeren Städten< und sechs aus dem >niederen Adel<. Es waren ausschließlich Männer, denn erst 1918 erhielten Frauen das aktive und passive Wahlrecht.

Die Abbildung 2.4 zeigt den Anteil der verschiedenen >Parteien< in der zweiten Kammer zwischen 1820 und 1856<sup>10</sup>. Auffällig ist die Zahl von unabhängigen Abgeordneten, zu denen auch Johann Neeb gehörte. Nur in den Jahren 1825 bis 1840 orientieren sich die Unabhängigen stärker in das liberale oder das konservative Lager.

Johannes Neeb vertrat im Landtag das Kanton Wöllstein zwischen 1820 und 1824 sowie das Kanton Wörrstadt von 1832 bis 1833. Eine detaillierte Beschreibung der politischen Veränderungen im Großherzogtum ist nur bedingt unterhaltsam; andere Veränderungen hatten einen direkteren Einfluss auf das Leben der Menschen und die wirtschaftliche Entwicklung der Region.

Die landwirtschaftliche Modernisierung durch fortschrittliche Anbaumethoden, häufigeren Fruchtwechsel sowie neue Technologien und Maschinen steigerten die Effizienz und Produktivität erheblich. Eine verbesserte Infrastruktur, der Abbau von Zollschranken und die steigende, auch internationale Nachfrage nach landwirtschaftlichen Produkten wie Früchten und Wein erweiterten den Markt beträchtlich. Das Straßenbauprogramm zwischen 1826 und 1832 führte zu einem Ausbau der Landstraßen. Die Querungen<sup>11</sup> über den Rhein blieben weiterhin ein Engpass (siehe Abbildung 2.6). Die Dampfschiffahrt auf dem Rhein begann 1827, im Jahr 1828 wurde die Zollvereinigung mit Preußen eingeführt, und 1831 wurde der Rhein bis nach Basel für die freie Schifffahrt

<sup>10</sup>Institut für hessische Landesgeschichte. Hessische Parlamentsgeschichte. URL: <https://tinyurl.com/5enhy5dz>.

<sup>11</sup>siehe z.B. Bernd Nebel, <https://tinyurl.com/9esame2n>.



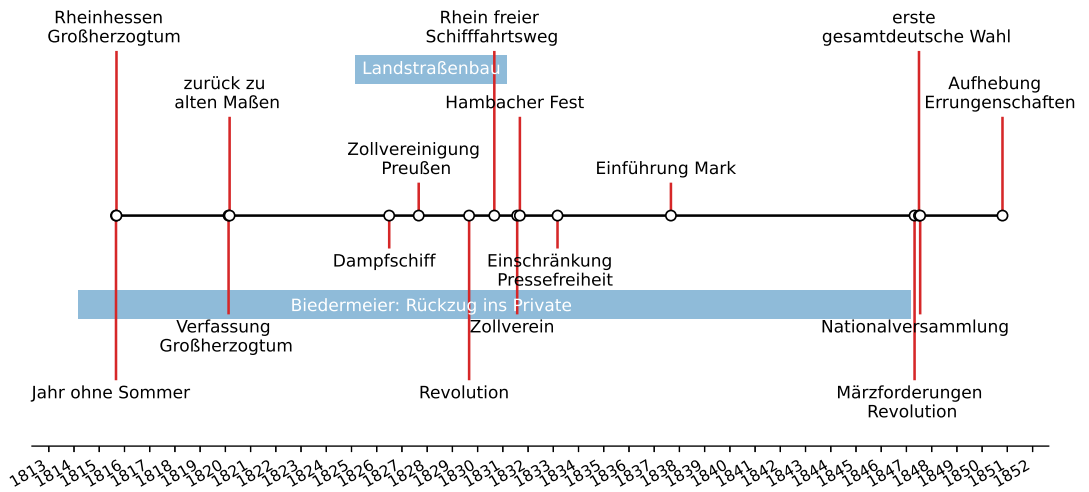


Abbildung 2.5: Zeitstrahl vom Abzug der Franzosen bis 1851 (siehe Text).

geöffnet. Schließlich wurde 1834 der deutsche Zollverein gegründet.

Während in Rheinhesen keine großen Industriestädte wie im Ruhrgebiet entstanden, entwickelten sich erste Industrien, insbesondere im Bereich der Lebensmittelverarbeitung, der Textilindustrie und des Maschinenbaus. Die Bevölkerungsdichte nahm in den Städten und größeren Dörfern deutlich zu.

Obwohl Mainz-Kastel bereits 1840 durch eine Bahnlinie erschlossen wurde, blieb die linke Rheinseite aufgrund der fehlenden Eisenbahnpolitik des Großherzogtums [15] zunächst außen vor. Die private Ludwigsbahn eröffnete 1853 eine Verbindung zwischen Mainz-Neutor und Worms und verband 1859 Mainz mit Bingen sowie – nach dem Bau der Mainzer Südbrücke im Jahr 1862 – mit Frankfurt. Erst 1871 begann der Betrieb der Bahnstrecke von Mainz nach Alzey.

Religion spielte im 19. Jahrhundert eine bedeutende Rolle im täglichen Leben. Dies änderte sich wenig nach der Französischen Revolution, die eigentlich einen radikalen konfessionellen Um-

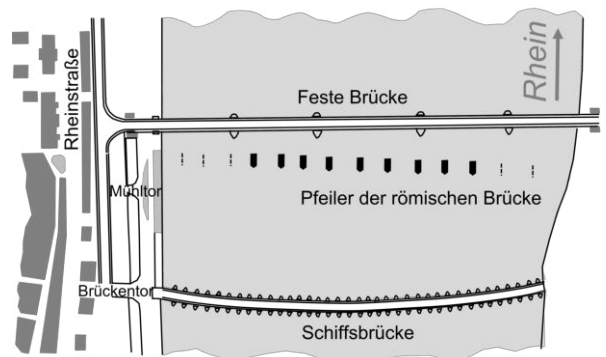


Abbildung 2.6: Lage der römischen Steinpfeiler Brücke und späteren karolingischen Brücke (2.-3. Jahrh., sowie 803-813 n. Chr.), mit 232 bis zu 4 m langen Eichenpfählen je Pfeiler gegründet. Die Schiffsbrücke (ab 1661) wurde durch die jetzige Theodor-Heuss Brücke (1882–1885, 1945 gesprengt, 1950 erneut eingeweiht) ersetzt. Nach Wilhelm Velke, »Die römische Rheinbrücke bei Mainz« [55].

bruch mit sich brachte. Die kirchliche Bindung an die Kurpfalz wurde beendet, und der französische Generalkommissar in Mainz schränkte den bisherigen Einfluss der Kirche, insbesondere im Schulwesen, deutlich ein. So wurde Religion als ordentliches Unterrichtsfach abgeschafft. Während die Einführung der französischen Sprache noch hingen-

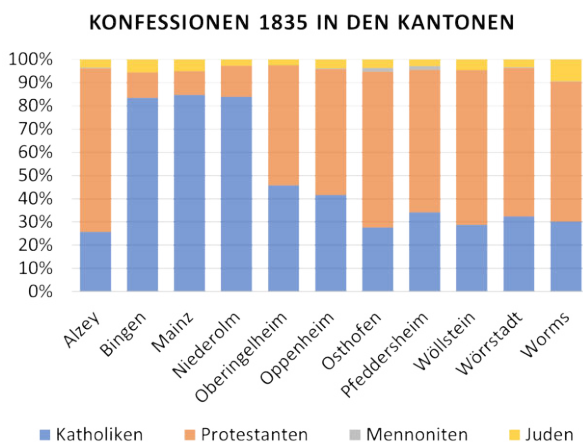


Abbildung 2.7: Verteilung der Konfessionen nach Kanton im Jahr 1835.

nommen wurde, stießen kirchenpolitische Maßnahmen wie das Verbot von Gottesdiensten außerhalb von Kirchen, einschließlich Bestattungen und Prozessionen, auf energischen Widerstand. Dies brachte die französische Departementsverwaltung zur Einsicht, dass man ein Volk nicht gegen seine religiösen Überzeugungen regieren kann.

Nach der Reformation im Jahr 1556 kam es in Rheinhessen zu einem ständigen Wechsel der Konfessionen, je nach Einstellung der jeweiligen Landesherren. Zu Beginn des 30-jährigen Krieges wurde für kurze Zeit ein Religionsfrieden hergestellt, der allen Gruppen die Freiheit der Religionsausübung zugestand. Bereits drei Jahre später, im Jahr 1635, war diese Epoche schon wieder zu Ende. Manche Pfarreien wurden katholisch, wechselten dann ins lutherische Lager, um dann bald darauf reformiert zu werden. Diese Wechsel prägten bis heute die konfessionelle Struktur des Landesteils.

An Abbildung 2.7 fallen die großen kantonalen Unterschiede im Anteil der

Protestanten und Katholiken auf. Dort sind auch zwei religiöse Minderheiten aufgeführt: Mennoniten und Juden<sup>12</sup>.

Die kleinere von beiden sind die Mennoniten, eine protestantische Glaubensgemeinschaft, die historisch eng mit den Hutterern und den Amish People verbunden ist. Sie lehnen zum Beispiel jede Form von Kriegsdienst oder die Vermischung von Staat und Religion ab, was sie bei vielen Landesherren unbeliebt machte. Andererseits wurde ihre Ansiedlung Ende des 17. und Anfang des 18. Jahrhunderts in der Pfalz aufgrund ihres großen Fleißes und ihrer tiefen landwirtschaftlichen Sachkenntnis unterstützt. Die Mennoniten hatten einen erkennbaren Anteil nur in den Kantonen Osthofen und Pfeddersheim, jeweils rund 1,5%, sind aber auch in einzelnen Orten der Pfalz, wie Kirchheimbolanden, verstärkt vertreten.

Der Anteil der Juden an der Bevölkerung im Jahr 1835 war deutlich höher als jener der Mennoniten. Nach den Pogromen im 15. Jahrhundert wurden Juden aus den Städten vertrieben, flohen nach Osten oder versuchten, im ländlichen Umfeld der Städte sesshaft zu werden. So waren Juden 1835 in allen Kantonen mit mindestens 2,6% vertreten. In den bedeutenden SchUM-Städten Mainz (5%) und Worms (9,5%) sowie im Kanton Bingen (5,6%), stellten Juden eine sehr relevante Minderheit dar. Ähnlich wie bei den Mennoniten gibt es auch auf Dorfebene deutliche Unterschiede. Hohe jüdische Anteile gab es zum Beispiel in den Orten Partenheim (11,4%) und Udenheim (6,3%), die in diesem Buch noch eine wichtige Rolle spielen werden.

<sup>12</sup>Wilhelm Heße. Rheinhausen in seiner Entwicklung von 1798 bis Ende 1834. *Florian Kupferberg Mainz, 1835. ISBN: 978-1277010824.*

# Kriege, Wetter, Konfessionen

# 3

... alles erfroren

– gar nichts nutz ...

Das Auskommen der Bevölkerung war stark durch die Kriege, die Kapriolen des Wetters, und zum Teil auch durch Epidemien wie Cholera, Typhus und Ruhr, Schädlinge und Tierseuchen <sup>1</sup> bestimmt.

**Kriegsleiden:** In der Nähe einer strategisch wichtigen Garnison und einem Machtzentrum wie Mainz zu liegen, war häufig von Nachteil für die Menschen in Rheinhessen. Einen Hinweis darauf gibt die typische Lagekarte vom 29. Oktober 1795 in Abbildung 3.1, auf der Stellungen von französischen, preußischen und österreichischen Truppen in der Nähe von Mainz zu sehen sind<sup>2</sup>. Die Kriege hatten nicht nur für Mainz katastrophale Folgen, sondern auch für das Umland: Abgaben an alle Kriegsparteien, Plünderungen, Brandschatzungen oder Zwangsverpflichtungen, etwa zum Ausheben von Schützengräben, ließen Bauern verarmen. Alle Konfliktparteien versuchten Dörfer einzunehmen, bezie-

ungsweise den jeweiligen Feind von dort zu vertreiben <sup>3,4</sup>.

Die härteste Zeit für die Landbevölkerung war um das Jahr 1795. General Marceau, der am 21. September 1796 im Westerwald durch einen Gewehrschuss starb und nur 27 Jahre alt wurde, schrieb etwa über die Kriegshandlungen nahe Klein-Winternheim<sup>5</sup>, dessen Zerstörungen in Kapitel 5 noch eine Rolle spielen wird:

»...Der Feind blieb in seinem Lager ruhig und beunruhigte uns nicht; ebenso blieb er auf dem rechten Rheinufer ruhig. Diese scheinbare Ruhe war nur dazu da, seine Absichten zu verbergen. Als er in der

<sup>3</sup>So schrieb 1792 der Ortsvorstand in Klein-Winternheim: »Klein-Winternheim war von einer gähling eingefallenen französischen Armee völlig erschöpft und leer«. Dies hieß allerdings nicht, dass man den Preussen und den »Kaiserlichen« grundsätzlich wohlgesonnen war. Mainzer Beamte schrieben zum Beispiel im Jahr 1793 über den gleichen Ort: »... dass sich in dem Ort Klein-Winternheim mehrere Gemeindeglieder begeben ließen, den Königlich Preußischen Truppen eine Abneigung gegen sie zu bemerken und hingegen den Franzosen das Wort aus dem vorgeblichen Grund zu sprechen, weil sie von diesen nicht so mitgenommen seyen«.

<sup>4</sup>Franz Dumont. „Der Raum Nieder-Olm in der Franzosenzeit“. In: Karl-Heinz Spieß, Nieder-Olm: Der Raum der Verbandsgemeinde in Geschichte und Gegenwart. Verlag der Rhein Hessischen Druckwerkstätte; Alzey, 1983, 1983, S. 149–187. ISBN: 3878540396.

<sup>5</sup>Hippolyte Louis Alexandre Maze. Général F.-S. Marceau: „Sa vie, sa correspondance, d’après des documents inédits“. Hachette, 1889, 351 ff. ISBN: 978-2329269085.

<sup>1</sup>Neub spricht von 3 Tierseuchen während der Kriegszeit, wobei zwei Seuchen zu Totalverlust führten.

<sup>2</sup>Joseph Edmund Woerl. Geschichte der Kriege von 1792 bis 1815 mit Schlachten-Atlas. Herder, 1852, S. 46.



Abbildung 3.1: Truppenstellungen am 29.10.1795. Die französischen Truppenstellungen sind in blau, die kaiserlichen österreichischen Stellungen in Gelb und Rot angedeutet. Quelle: Schlachtenatlas, Woerl, 1852.

Nacht vom 10. auf den 11. [im republikanischen Kalender [ 28/29. Juli 1795] aus Mainz ausrückte, und zwar in einer Stärke von sieben- bis achttausend Mann um zwei Uhr morgens aufmarschiert war [...] hatte der Feind in mehreren Kolonnen die Anhöhe über Klein- Winternheim erreicht und versuchte mit einer starken Batterie, das Dorf zu erobern. Ein Dorf, das von einem Teil des 2. Bataillons der [französischen] Winternheimer Armee verteidigt wurde ...»

Die zusammen-, durch- und abziehenden Truppen verursachten bis zum Jahr 1814 großes Leid in der Bevölkerung und bremsten die wirtschaftliche Entwicklung, trotz vieler Jahre der Ruhe nach dem Frieden von Lunéville.

**Auswirkungen auf die Wirtschaft:** Statistiken über das lokale Bruttosozialprodukt gab es in den Anfangsjahren des 19. Jahrhunderts noch nicht. Als Maß für den wirtschaftlichen Schaden auf den Handel kann jedoch der Umsatz der Kräne im Mainzer Hafen herangezogen werden. An Abbildung 3.2 sieht man deutlich die Einbrüche der Wirtschaft, aber auch einen Aufschwung nach dem Frieden von Lunéville<sup>6</sup>. Die Grafik endet im Jahr 1808, sodass diese die darauf folgende rasche Entwicklung nicht erfasst. Die wirtschaftlichen Fortschritte der folgenden 30 Jahre zeigen sich in Johannes Neeb's optimistischeren Sicht von Rheinhessen im Jahr 1843 7.2, im Gegensatz zu seiner Analyse aus dem Jahr 1816 7.1.

**Wetterkapriolen:** Die Landwirtschaft und der Ertrag waren damals vollkommen abhängig vom Wetter. So schreibt

<sup>6</sup>Ferdinand Bodmann. *Annuaire statistique du Département du Mont-Tonnerre 1810. Mayence, l'Imprimerie de la mairie par Jean Wirth, 1910. ISBN: 3878540426. URL: https://tinyurl.com/34bk4xvn.*

Neeb über die rheinhessischen Landwirte:

»Der Wetterhahn ist das Gnadenbild, auf das er am andächtigsten und meisten blickt!«

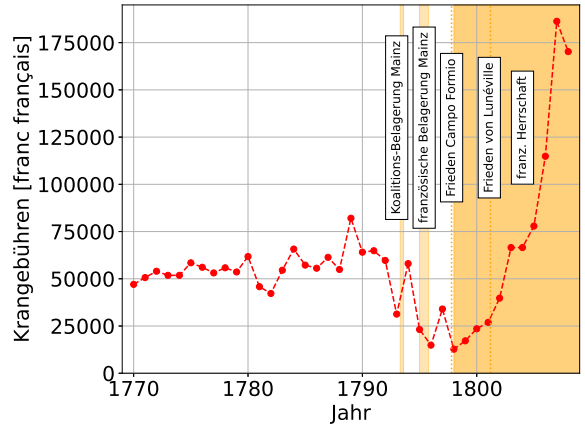


Abbildung 3.2: Einnahmen der Krangebühren zwischen 1770 und 1808 mit historischen Anmerkungen. Deutlich sind die Einbrüche als Folge der Belagerungen, insbesondere zwischen 1794 und 1800, zu erkennen. Unter französischer Herrschaft ab 1802 erholte sich die Wirtschaft.

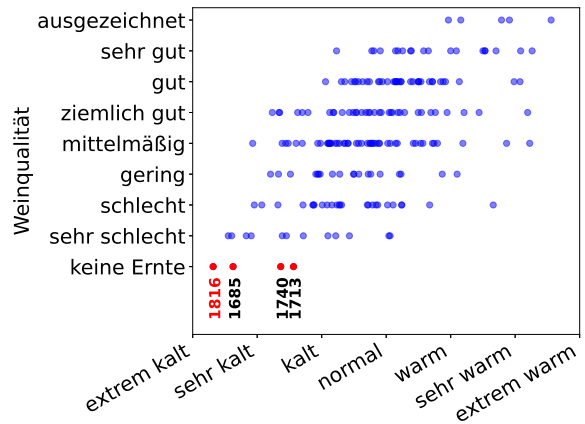


Abbildung 3.3: Weinqualität gegen ein Temperaturmaß, gemittelt über die Sommer in Mitteleuropa von 1650-1854.

Frost, Hagelschlag, Regenmenge und Sommerwärme bestimmten die Menge und Qualität der Ernte. Erwartungsgemäß hing die Qualität des Weins stark

von der mittleren Sommertemperatur ab. Dies sieht man deutlich in Abbildung 3.3, wo ein Maß für die Temperatur<sup>7</sup> in Mitteleuropa gegen die Weinqualität<sup>8</sup> in Mainz und Umgebung<sup>9</sup> für die Jahre 1650-1854 aufgetragen ist: Je wärmer der Sommer, desto besser der Wein.

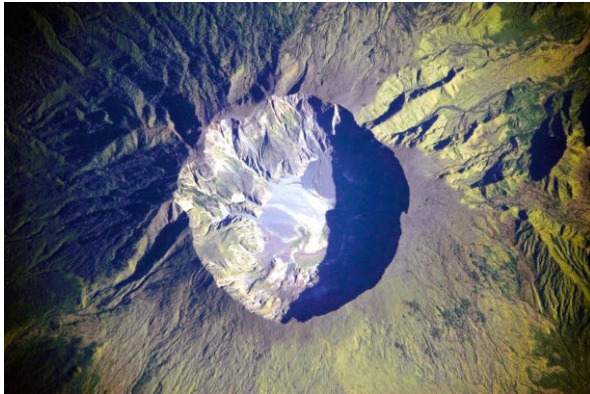


Abbildung 3.4: Satellitenbild des Kraters des Mount Tambora (Nasa).

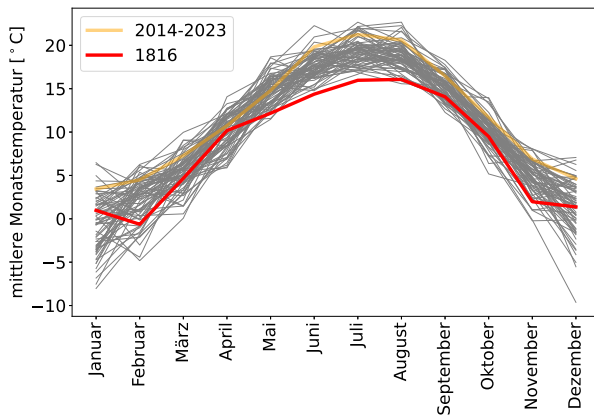


Abbildung 3.5: Monatliche Temperatur in Karlsruhe zwischen 1797 und 1850. Das Jahr 1816 (rote Linie) zeigt zwischen Mai und August besonders niedrige Temperaturen. Die orangene Kurve zeigt die mittlere Temperatur für Karlsruhe zwischen 2014-2023.

In einigen Jahren konnte überhaupt

<sup>7</sup>Dobrovolny et al. Climatic Change. URL: <https://tinyurl.com/pdupbkyt>.

<sup>8</sup>Simeon Gutier. „Weinchronik von 1650-1853“. In: Anzeigebblatt für Rheinhessen, 1910, Nr. 98ff. ISBN: 3878540426. URL: <https://tinyurl.com/25tfwtub>.

kein Wein geerntet werden; diese sind in Abbildung 3.3 rot markiert. Dazu finden sich die folgenden Bemerkungen in der Chronik:

»1685: Alles erfroren, gar nichts nutz ... 1740: Nichts, indem erstlich viele 1000 Weinstöcke erfroren und zweitens am 8. und 10. Okt. alles an den übrigen Stöcken erfroren ... 1816: War das erste Mal gar kein Herbst, in dem die Trauben nicht weich geworden und nicht abgelassen werden konnten.«

**Naturkatastrophen:** Der Sommer des Jahres 1816 war der kälteste. Dies hatte allerdings keine natürliche Ursache, sondern wurde durch ein gewaltiges Naturereignis herbeigeführt. Der Ausbruch des Vulkans Tambora 1815 in Indonesien, mit einer Sprengkraft von 170.000 Hiroshima-Bomben, hatte durch seine Aschewolken auch in Deutschland dramatische Folgen<sup>9</sup>. Vor Ort in Indonesien (siehe Abbildung 3.4<sup>10</sup>) starben mindestens 71000 Menschen.

Dieses sogenannte »Jahr ohne Sommer«, mit Dauerregen von Juni bis Oktober 1816, anschließender Kälte und dann wieder Regen, führte zu Hungersnöten in vielen Teilen Europas. Auch Rheinhessen war betroffen<sup>11</sup>. Abbildung 3.5 zeigt den Temperaturverlauf in Karlsruhe für die Jahre 1797 bis 1850; das Jahr 1816 war in den Sommermonaten am kältesten<sup>12</sup>. Das folgende Jahr 1817 ging als »Hungerjahr« in die Geschichte ein.

Die Hälfte der Gerste verfaulte auf dem Feld und rund 10% des Roggens waren

<sup>9</sup>Dagmar Aversano-Schreiber. Das Jahr ohne Sommer. URL: <https://tinyurl.com/4f8zvsrb>.

<sup>10</sup>Krater des Mount Tambora, Nasa, <https://tinyurl.com/2rp7rda9>.

<sup>11</sup>Auch in den Jahren zuvor war es ungewöhnlich kalt, sodass die Situation bereits vorher brenzlich war.

<sup>12</sup>Noaa. Historische Temperaturen für Karlsruhe. URL: <https://tinyurl.com/dz6eku4y>.

aufgrund des anhaltenden Regens von einem giftigen Getreidepilz befallen. Falls Menschen davon aßen,

»rollten die Erkrankte wie Räder auf dem Boden, verfielen urplötzlich dem Wahnsinn, brachen unter Krämpfen zusammen und schrien: »Feuer, Feuer, ich verbrenne«<sup>13</sup>.

Die Erkrankung wurde auch »Antoniusfeuer« genannt<sup>14</sup>. Als Reaktion auf Hunger, Not und Frustration der Bevölkerung wurde 1818 in Hohenheim die erste staatliche landwirtschaftliche Lehranstalt Deutschlands eröffnet.

Solche Missernten bleiben selten ohne politische und gesellschaftliche Folgen. So folgten auf das »Jahr ohne Sommer« antisemitische Ausschreitungen; weitere Missernten und die Kartoffelfäule führten zu Protestaktionen und speisten die Revolution von 1848.

**Landwirtschaft:** Die Landwirte bewirtschafteten in der Regel sowohl Äcker als auch Weinberge, wobei die Ackerwirtschaft meist im Vordergrund stand. Abbildung 3.6 zeigt beispielhaft die landwirtschaftlichen Erträge des Jahres 1825 für Nieder-Saulheim<sup>15</sup>. Der Kartoffelanbau war von großer Bedeutung: Aus einer exotischen Lustgartenpflanze des 17. Jahrhunderts entwickelte sich die Kartoffel im 18. Jahrhundert zum wichtigsten Grundnahrungsmittel.

<sup>13</sup>A.Jessen. »Heiliges Feuer, Hexenritt und Höllentrip«. In: Heilberufe 70.74 (2018). URL: <https://tinyurl.com/mr2se5cr>.

<sup>14</sup>Das Mutterkorn, ein bis zu 4 cm langer Pils, der aus den Ähren, besonders im Roggen, herauswächst, ist giftig, wurde aber auch therapeutisch in der Hebammenpraxis genutzt. Es enthält über 80 Alkaloide, woraus der Schweizer Chemiker Albert Hofmann 1938 erstmals LSD herstellte.

<sup>15</sup>Joseph Jérôme. Statistisches Jahrbuch der Provinz Rheinhessen für das Jahr 1825. Theodor von Zabern Verlag, 1825. URL: <https://tinyurl.com/43ycdh6f>.

Volumenprozent Ertrag in Nieder-Saulheim 1825

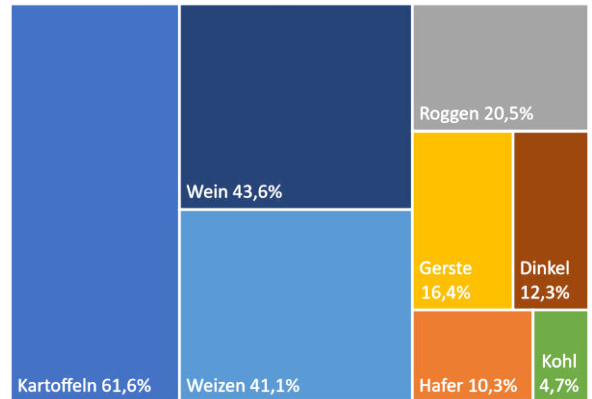


Abbildung 3.6: Landwirtschaftliche Erträge in Nieder-Saulheim, 1825.

Der Anbau von Wein<sup>16</sup> war für lange Zeit ein besonderes »Glücksspiel«; häufig zerstörten Nachfröste große Teile der Ernte. Sowohl die Menge als auch die Qualität des Weins schwankten extrem. Lange Zeit wurde fast ausschließlich Weißwein angebaut, hauptsächlich Silvaner (»Ostreicher«) als leichter Tischwein; weniger der frostfeste Kleinberger und der einen geringen Anspruch an den Boden stellende Portugieser.

Die Instandhaltung der Weinbergsanlagen war aufwändig und aufgrund des Holz Mangels in Rheinhessen kostspielig. Generell war die Landwirtschaft eine körperlich harte und fordernde Arbeit. So schrieb Johann Neeb zur Weinbergsbewirtschaftung<sup>17</sup>:

»Auf einer Hektaren Weinberg rechnet man 10,800 einzelne Stöcke [...], von denen jeder beschnitten, bepfählt, gebogen, geheftet, behackt, belaubt und endlich im Herbste belesen werden muß. Dazu kommt, daß bei

<sup>16</sup>siehe z.B: Umfrage zum Weinbau 1809, Alzeyer Geschichtsblätter, 2005. <https://tinyurl.com/4j8k9kry>

<sup>17</sup>Joseph Neeb. »Was ist von dem Fellenberischen Acker-systeme in unserern Gegenden anwendbar?« In: Vermischte Schriften. Frankfurt am Main, Hermann, 1817, S. 231–232.

*dieser unglaublichen Summe von Arbeiten der Weinbauer keinen thätigen Gehülften an dem Gespanne Ochsen und Pferden findet, und diese Arbeiten den Feldbau nicht hindern dürfen.*«

Bereits vor 200 Jahren führte der – länderübergreifende – Handel zu stark schwankenden Erzeugerpreisen und zu wirtschaftlichen Problemen der Landwirte. Neeb schreibt beispielsweise über den Raps (Reps)<sup>18</sup>:

*»Als vor Jahren der Reps auf ungewöhnlichen Preis gestiegen, und die Cerealien gefallen waren, legte man vielleicht zum Nachheile des Ackerbaues sich zu stark auf diese Ölpflanze. Seitdem die Verhältnisse dieser Preise, zum Vortheile des Getreides sich geändert haben, haben die vielen Ölmühlen kaum hinlängliche Beschäftigung ...*«

**Wald:** Missgelaunte sprechen über Rheinhessen von einer »baumlosen Kultursteppe«, Romantiker von der »Toscana Deutschlands«. Eine Waldregion ist Rheinhessen allerdings nie gewesen. Das warme und trockene Gebiet ist bereits seit rund zwei Millionen Jahren eher eine Steppe als ein flächendeckender Wald: Grasfluren und kleine Gehölzbestände dominierten die ursprüngliche Landschaft. Das bedeutet jedoch nicht, dass es nicht lokal auch größere Waldflächen gab. Der Ober-Olmer Wald, heute 350 ha groß, ist ein Überbleibsel des Bannforstes der karolingischen Pfalz Ingelheim. In der Zeit um 1240 war diese Waldfläche 17 mal größer als heute. Ein großer Holzbedarf zum Heizen, Bauen und in der Landwirtschaft, nicht zuletzt auch die

kriegerischen Handlungen, verringerten die Waldflächen zunehmend. Der Verlust von Wald und lokalen »Klauern« führte in Folge zu Problemen mit der Wasserversorgung und dem Versiegen von Quellen. So wurden über die Jahrhunderte mehrere Ortschaften aufgegeben und zu »Wüstungen«.

Neeb schreibt hierzu<sup>19</sup>:

*»Noch kurz vor der französischen Revolution hatte die Provinz weit mehr Gehölz und kleine Wälder, auch mehr Brüche, Seen und Sümpfe; die Wolken wurden von den Bäumen und den nasskalten Stellen mehr angezogen und ergossen sich in Regen ... Die gesteigerte Verbesserung des Ackerbaues hat sich bedenkliche Eingriffe in die ihm so unentbehrliche Forstkultur erlaubt. Durch die Vertilgung des Laubholzes in Waldungen [...], durch Entholzung der vielen Bellen- und Weidenklauer ist die hügelige Rheinhessische Provinz schnell in die Gefahr gekommen, in seiner Fruchtbarkeit zu altern, zu vertrocknen und allmählich in die traurige Gestalt der Verödung umgewandelt zu werden [...] Das Flüßchen [Selz], das seine größte Länge durchschlängelt, ist zu einem schleichenden Bach geworden, und die Bäche, welche einst, z.B. zu Gabsheim, Schornsheim, Udenheim und Partenheim Mühlen trieben ... kann man im größten Theil des Jahres mit der Hand aufhalten. In allen Gemeinden versiegen jährlich mehr Brunnen und auf längere Zeit des Jahrs. Nur in der Tradition oder den Lagerbüchern haben sich die Lagen und Namen, »Am Wäldchen«, »Zu den Effen« erhalten ...*«

<sup>18</sup>Joseph Neeb. „Die Provinz Rheinhessen in land- und staatswirtschaftlicher Hinsicht“. In: Vermischte Schriften. Frankfurt am Main, Hermann, 1817, S. 237.

<sup>19</sup>Johann Neeb. „Wie waren die Zustände der Landwirtschaft in Rheinhessen ...“ In: Hinterlassene Schriften. Mainz, Faber'sche Buchhandlung, 1846, 260ff.



# Die Autoren Neeb und Kahn

# 4

...zwei Autoren mit klaren Standpunkten

– und unterschiedlichen Perspektiven ...

**Johannes Neeb: Professor, Landwirt, Politiker, Schriftsteller, Kämpfer für die >Katholischen Sache<.**

Johannes Baptist >Joseph< Neeb (1767-1843) war ein bemerkenswerter und facettenreicher Charakter: Theologe, Philosoph, innovativer Gutsbesitzer, rühriger Bürgermeister und langjähriger Abgeordneter, war dreimal verheiratet; seine Ehefrauen starben vermutlich alle im Wochenbett, wie etwa jede sechste Frau zu dieser Zeit. Mit seiner letzten Frau Catherinae hatte er 7 Kinder <sup>1</sup>. Eine zeitgenössische Biografie wurde in den Anhang aufgenommen.

Nach einem Studium der Philosophie und Theologie in Mainz wurde er Lehrer am Gymnasium Aschaffenburg. 1791 übernahm er eine Professur der Philosophie an der Universität Bonn, begeisterte sich für die Französische Revolution, beendete nach der Revolutionszeit das Priesteramt, heiratete und wurde 1797 Professor für Philosophische Moral in

<sup>1</sup>Johannes Augustinus \*5.7.1812, Johanna Maria \*14.10.1813, Josephus Augustinus \*26.6.1815, Damian 31.3.1817-28.6.1882, Johannes Friedrich \*7.7.1818, Maria Katharina \*14.9.1819 und Maria Magdalena \*18.12.1820.

Mainz <sup>2</sup>. Er erlebte seine glücklichste Zeit in Mainz, entschied sich jedoch 1803, sein Leben als Gutsbesitzer und Landwirt in Nieder-Saulheim fortzusetzen <sup>3</sup>. Diese Entscheidung war nicht freiwillig: Napoleon hatte die >Centralschule< in Mainz zu einem >Lyzeum< degradiert, wodurch das Fach Philosophie wegfiel <sup>4</sup>. Neeb war der einzige Professor, der dadurch arbeitslos wurde – zunächst ohne Pension.

Aus enttäuschter Hoffnung gab Neeb seine Stelle als Maire-Adjunkt in Mainz auf und musste mit seiner Familie eine neue Existenz aufbauen. Dabei half ihm eine Erbschaft im Jahr 1802 nach dem Tod seiner Eltern, dem Strumpfwirkers Johann Baptist Neeb und dessen Frau Maria Theresia. Obwohl die Landwirtschaft sicher nicht seine ursprüngliche Berufung war, gelang es ihm schnell, diese Tätigkeit nicht nur erfolgreich zu betreiben, sondern auch zu lieben und sich einen gu-

<sup>2</sup>In Mainz engagierte er sich neben seiner Lehrtätigkeit auch politisch, was ihm sehr gefiel. Er erhielt die Stelle eines »Mairie-Adjunkten und Beamten des Civilstands der Stadt«, und bekam den Auftrag, an den republikanischen Festen Reden an das Volk zu halten.

<sup>3</sup>Er pachtete zunächst zwei Güter, von denen er das Rittergut der Freiherrn von Dienheim zwei Jahre später, wahrscheinlich recht günstig, kaufte.

<sup>4</sup>Obwohl die Auflösung der Universität am 28.4.1798 nie vollständig umgesetzt wurde, blutetet diese langsam aus; im Jahr 1817 ging der letzte Student der Medizinischen Fakultät ab. Nachdem nach dem Wiener Kongress im Jahr 1815 Mainz an das Großherzogtum Hessen-Darmstadt fiel, entschied man sich gegen die Wiederbelebung der Universität.



Abbildung 4.1: Schloss von Dienheim, dessen Grundstein im Jahr 1588 gelegt wurde (Aufnahme 2024). Der Ostteil des Gebäudes mit seiner Renaissance-Fassade und dem geschwungenen Giebel könnte eine Auffrischung gebrauchen.

ten Ruf zu erwerben. In Nieder-Saulheim war Neeb von 1805 bis 1812 französischer Maire und danach bis 1842 rheinhessischer Bürgermeister, ganze 38 Jahre <sup>5</sup> Au-

<sup>5</sup>Der Gemeinderat, sowie drei Kandidaten für das Bürgermeisteramt, wurden nach der Gemeindeordnung von 1821 von allen männlichen Volljährigen gewählt. Die Großherzogliche Regierung hatte allerdings das Recht, eine Bestenauslese aus dem Kreis der Kandidaten durchzuführen. Der Gemeinderat wurde auf 9 Jahre gewählt; ein Drittel seiner Mitglieder mussten aus der höchstbesteuerten Hälfte der Wählbaren stammen. Er trat in der Regel lediglich einmal im Jahr im Mai oder Juni zusammen, dann aber mehrtägig.

ßerdem war er von 1820 bis 1824 sowie 1832 bis 1833 Abgeordneter der zweiten Kammer der Landstände des Großherzogtums Hessen für einen Teil von Rheinhessen. In dieser Funktion vertrat er die »Katholische Sache« <sup>6</sup>.

Seine »Vermischten Schriften« (1817), mit 71 Beiträgen, behandeln eine breite Palette an Themen, darunter Philosophie, Religion, Landwirtschaft, Wetterkunde, Steuern und das ländliche Rheinhessen. Der Band ist bewusst ungeordnet: So findet sich beispielsweise das Essay »Über die Schwierigkeit sicherer Verwahrungsmittel gegen Feldverwüstungen durch Hagelwetter« neben der philosophischen Betrachtung »Die Humanität der Jacobischen Philosophie«.

In seinen »Hinterlassenen Schriften« (1846), die er kurz vor seinem Tod zusammengestellt und überarbeitet hatte, findet sich unter anderem sein Übersichtsartikel aus dem Jahr 1843: »Wie waren die Zustände der Landwirthschaft in Rheinhessen vor der französischen Staatsumwälzung, und wodurch haben diese sich nach derselben anders gestaltet?«.

Im Artikel geht er beispielsweise auf die Wetterveränderungen infolge der Abholzung, das Auslaugen der Böden sowie – auf unerwartet polemische Weise – auf die Gründe für Auswanderungen ein.

Neeb blieb seiner philosophischen Maxime, die einen Einklang zwischen Mensch, Natur, Vernunft und Religion forderte, treu. Er setzte sich für den Schutz der Singvögel ein und warb für die

<sup>6</sup>Die zweite Kammer der Landstände des Großherzogtums Hessen bestand aus 50 gewählten Abgeordneten, davon sechs aus dem »niederem« Adel und zehn aus den »großen Städten«. Neeb schloss sich nicht den Fraktionen der Liberalen, Liberal-Konservativen und Konservativen an, sondern blieb in der großen Gruppe der »Unabhängigen«. Seine Sicht der Dinge war von seinem katholischen Hintergrund geprägt.

Anpflanzung von Bäumen im waldarmen Rheinhessen. Generell zeigte er großes Interesse an neuen landwirtschaftlichen Methoden und experimentierte beispielsweise mit Pflanzungen von Akazien<sup>7</sup> (siehe Abbildung 4.2).

In den »Grundzügen zur Charakteristik des Bauern in Rheinhessen« (1843) zeigt der Autor seine gute Beobachtungsgabe und fasst dort seine eigene Sicht auf den »typischen rheinhessischen Charakter« zusammen.

Neeb war ein religiöser Mann: Seine Philosophie sah die Idee eines persönlichen Gottes als angeboren an, mit der »Allmacht der Tugend« als oberstes Kriterium; alles andere würde zu Atheismus und Fatalismus führen<sup>8</sup>. Als Politiker und Publizist vertrat Neeb, der erst 1825 wieder in die katholische Kirche eintrat, zunehmend konservative Ansichten; hätte er später gelebt, hätte er sich vielleicht in der katholischen Zentrumsparterie verortet. Einerseits verteidigte er Reformen aus französischer Zeit gegen Widerstände. Andererseits war er nicht frei von reaktionärem Gedankengut. Zwar lehnte er die Idee der »Überbildung«<sup>9</sup> ab, aber er sprach sich 1833 gegen Kommunal Schulen aus, da diese zu einer »Unterdrückung des religiösen Sinnes« bei der Jugend führen würden; auch eine Verkürzung der Schule von acht auf sechs Jahre unterstützte er im Landtag.

<sup>7</sup>Landesgeschichtliches Informationssystem Hessen. Karte des Großherzogtums Hessen, Blatt 21. URL: <https://tinyurl.com/yypv5rcz>.

<sup>8</sup>siehe z.B: Neeb, *Hinterlassen Schriften*, »Gründe gegen die Möglichkeit einer allgemeinen Verbreitung des Unglaubens«, XII, S. 74.

<sup>9</sup>Siehe seinen Beitrag »Was ist Überbildung, und ist sie bei der niederen Volksklasse in der Wirklichkeit so ganz unwahrscheinlich?«, »Hinterlassene Schriften«, Seite 278.

## Arthur Kahn: Arzt, Autor und Kämpfer für die »Jüdische Sache«

Dr. Arthur Kahn, geboren am 5.9.1850 in Groß-Gerau, gestorben am 16.7.1928 in Berlin, war ein deutscher Arzt und Schriftsteller. Sein Vater, Nathan, besaß dort eine kaum rentable Seifensiederei, sodass er schließlich nach Fulda und dann nach Bingen umsiedelte, wo er als »Vorsänger« der jüdischen Gemeinde tätig war<sup>10</sup>. Kahn verbrachte seine Kindheit und Jugend ab dem siebten Lebensjahr in Bingen und blieb zeitlebens mit der Stadt verbunden. Die Idealisierung des Lebens der Landjuden prägte seine Identität. Er galt als bescheidener Mann mit dem Motto: »Hilfsbereit jederzeit in Verschwiegenheit«<sup>11</sup>.

Nach einem Studium in Bonn arbeitete er in der »Privat-, Heil- und Pflege-Anstalt Victoria« in Bonn, übersiedelte aber zwei Jahre später in die USA, wo er 12 Jahre als Arzt praktizierte<sup>12</sup> und auch einige Erfindungen machte (siehe Abbildung 4.5).

Ein Grund für Kahns Auswanderung war das Aufkommen antisemitischer Bewegungen in seiner Heimat ab 1878. Kahn fuhr persönlich zum damaligen – und von ihm hochverehrten – Generaloberprokurator Schippe nach Mainz, um auf Exzesse gegen Juden, unter anderem in Partenheim und Saulheim, aufmerksam zu machen, die durch antisemitische und hetzerische Tätigkeit des sogenannten »Hessischen Bauernkönigs« Otto Boeckel befeuert wurden.

<sup>10</sup>Mehr darüber in Kapitel 10, Kahns »Lebenserinnerungen«.

<sup>11</sup>Bonner Generalanzeiger vom 14.11.2013.

<sup>12</sup>Arthur Kahn reiste – zunächst alleine – an Bord der California am 18.8.1889 nach New York und praktizierte dort als »Deutscher Arzt« und »Redakteur des Hausdokter«.

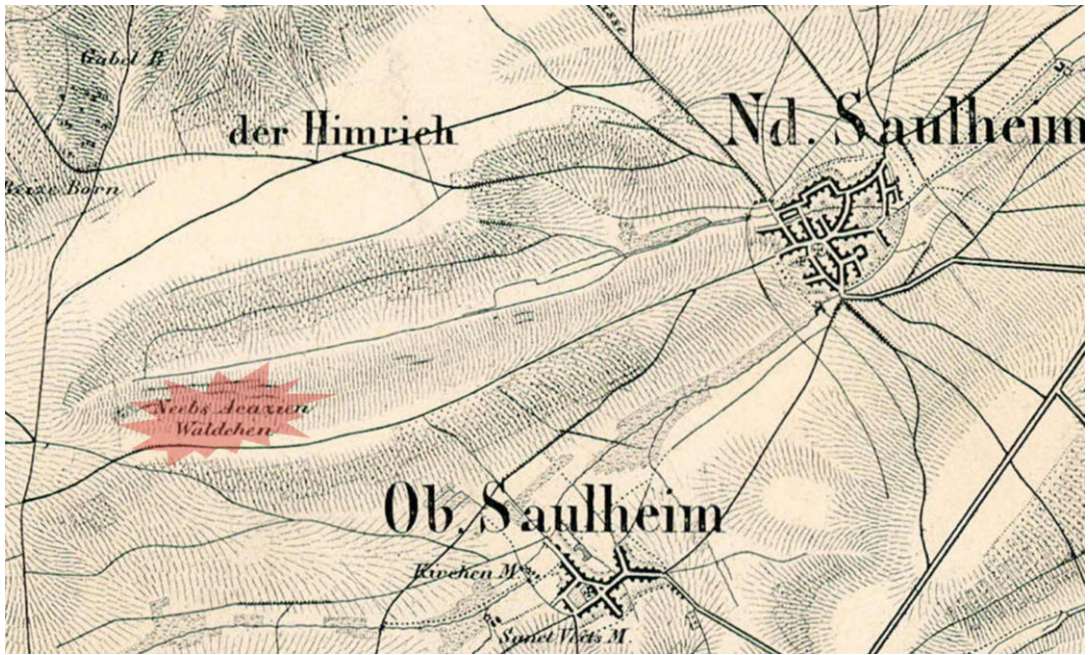


Abbildung 4.2: Das von Neeb angelegte Akazienwäldchen (lachsfarbig unterlegt) auf einer Karte des Großherzogthums Hessen, 1823-1850 [28].

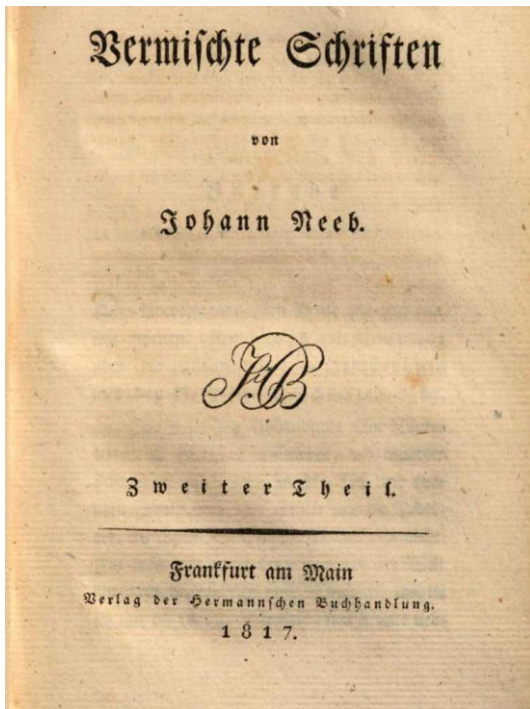


Abbildung 4.3: Titelseite der Vermischten Schriften, Neeb, 1817.

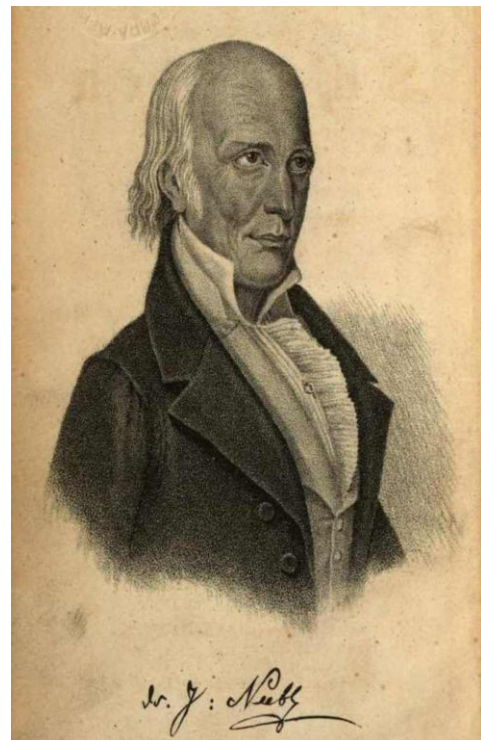


Abbildung 4.4: Ein Bild von Dr. Johannes Neeb aus den »Hinterlassenen Schriften«, veröffentlicht 1846.



Abbildung 4.5: Erfindung eines Massierapparats zur Selbstmassage. Quelle: Leo Baeck Archiv, AR 7144c.

Schlippe reagierte sofort und unterband die Angriffe mit einer abgeordneten Truppen von Soldaten. Das Mainzer antisemitische Hetzblatt »Die Wucherpille« schrieb daraufhin:

»... es gäbe nicht eher Ruhe in unserem schönen Hessenland, als bis die Bauern [Kahn] mit Mistgabeln und Dreschflegeln in Abrahams Schoß befördert haben würden«. <sup>13</sup>

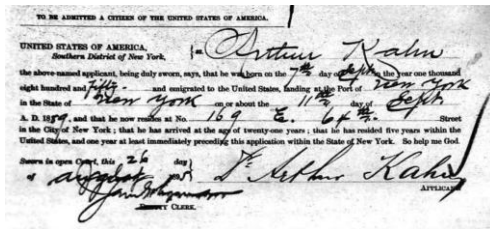


Abbildung 4.6: Dokument zur Einbürgerung von Arthur Kahn in die Vereinigten Staaten.

In den USA nahm Kahn die amerikanische Staatsbürgerschaft an (siehe Abbildung 4.6) und lebte dort über einen längeren Zeitraum in finanziell angespannten Verhältnissen. Um 1900 kehrte

<sup>13</sup>Allgemeine Zeitung des Judenthums, 72. Jahrgang (1908) Heft 32 vom 7.8.1908, S. 375. Digitalisat: <https://tinyurl.com/msxfd77y>. Boeckel wurde später als Friedensbrecher bestraft; die Nationalsozialisten hingegen stilisierten Boeckel zu einem ihrer Wegbereiter.



Abbildung 4.7: Arthur Kahn um 1908.

er nach Deutschland zurück und leitete in Bonn-Poppelsdorf die »Kahn's Heil- und Pflegeanstalt – Haus Victoria«, wo er schon zuvor tätig gewesen war. Nach einigen Jahren in Bonn zog er mit seiner Familie nach Berlin. Abbildung 4.7 zeigt ein Photo von Kahn als »Endfünfziger« <sup>14</sup>.

Aufgrund seiner Erfahrungen in den USA (1889-1900), wo er die größere Freiheit für Juden schätzen lernte, aber auch das Elend der jüdischen Immigranten sah, setzte sich Kahn im Deutschen Reich für kulturelle und soziale Belange der Juden ein. Er warb für mehr Selbstbewusstsein und weniger Assimilation. Der Sabbat war ihm heilig, und in Anlehnung an

<sup>14</sup>Bild Arthur Kahns aus seiner Autobiographie (um 1908).

---

den Katholikentag forderte er in seiner Schrift »Der Judentag!« eine entsprechende jährliche Veranstaltung für Juden. Zudem setzte er sich für die landwirtschaftliche Betätigung von Juden ein, um auf diese Weise mehr Akzeptanz zu fördern.

Eine ausgezeichnete Zusammenfassung zu Kahns Aufsätzen und Erzählungen findet sich in einer Arbeit von Almut Laufer<sup>15</sup>.

Kahns Sympathie für die sogenannten »Landjuden« zeigte sich in seinen Schriften. Er sammelte Ghettoesgeschichten, insbesondere aus den jüdischen Kleingemeinden am Rhein, und veröffentlichte mehrere Sammlungen solcher Geschichten. Diese behandeln das Leben in kleinstädtischen Gassen und Dorfgeschichten, etwa aus Partenheim und dem fiktiven Rebenheim am Rhein. Für ihn waren seine Udenheimer Vorfahren Dorfjuden im besten Sinne, die trotz fehlender Entfaltungsmöglichkeiten bei einer Fülle von Talent persönliches Glück fanden (siehe Kahns Autobiographie im Anhang A).

Sein realistischer Schreibstil und seine Sympathien ähneln denen von Wilhelm Holzamer. Lea Rauhut-Brungs schreibt dazu im Bonner Generalanzeiger:

*»In realistischer Sprache schuf er Stimmungsbilder, z.B. über Orchim, die Wandersleute, oder Kalme Zwicker, den Friseur, der auch mal einen Zahn ziehen musste.«*

An anderen Stellen klingen seine Texte manchmal idyllisch-verklärend und mahnend. Dies spiegelt seine Sorge wider, dass die Juden bei ihrer Emanzipati-

on und Assimilation ihre jüdische Identität verlieren könnten<sup>16</sup>.

Der hier abgedruckte Fortsetzungsroman »Die Dorfseele«, der in den »Sabbatstunden – Illustrierte Feuilleton-Beilage der Jüdischen Presse« in den Jahren 1902-1903 erschien, basiert auf Geschichten seiner Vorfahren in Partenheim zwischen 1784 und dem späten 19. Jahrhundert. Diese Vorfahren waren als sogenannte »Hofjuden« mit dem ehemaligen Schloss Wallbrunn verbunden und betrieben eigene Landwirtschaft und Weinbau. Der Anteil der jüdischen Bevölkerung in Partenheim war für Rheinhessen ungewöhnlich hoch (1865: 165 Personen bei einer Einwohnerzahl von rund 1200).

Während die französische Herrschaft mit den durch die Französische Revolution geprägten neuen Freiheiten besonders von den Juden begrüßt wurde, änderte sich dieses Bild unter Napoleon. Im Zentrum der Erzählung steht das tragische Schicksal eines frisch verheirateten Paares, das am Tag seiner Hochzeit durch die Einberufung des Bräutigams in die kaiserliche Armee und den anschließenden Feldzug nach Russland auseinandergerissen wird.

Kahn starb am 16.7.1928 in Berlin-Charlottenburg im Alter von 77 Jahren. Einen Großteil seines Vermögens hinterließ er jüdischen Taubstummen, für die er sich zeitlebens engagiert hatte.

<sup>15</sup>Almut Laufer. „Land, Dorf, Kehilla: „Landjudentum“ in der deutschen und deutsch-jüdischen Erzählliteratur bis 1918“. In: *Conditio Judaica: Studien und Quellen zur deutsch-jüdischen Literatur- und Kulturgeschichte* 96 (2020). URL: <https://tinyurl.com/yvdkpxwr>.

<sup>16</sup>Hans Otto Horch. „*Entschwundene Gestalten. Arthur Kahn und seine Erzählungen über jüdische Kleingemeinden am Rhein in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts*“. In: *Köln und das rheinische Judentum. Festschrift Germania Judaica 1959-1984. Theodor von Zabern Verlag, 1984.*

## Zwei Generation, zwei Religionen ... was haben Neeb und Kahn gemeinsam?

Auf den ersten Blick scheint es wenige Verbindungen zu geben: Neeb starb sieben Jahre vor Kahns Geburt; er war mehrere Jahre katholischer Priester und blieb zeitlebens der ›Katholischen Sache‹ verbunden. In manchen Beiträgen polemisierte Neeb hart und ungerecht. Zum Beispiel schrieb er zornig über Rheinessen, die in die USA auswandern wollten:

»Es ist nur zu bedauern, daß der breite Kanal und die theure Überfahrt die Hefe des Pöbels zurückhält, sich dahin auszuspeien, wo sie in einer dünner bewohnten Welt Gelegenheit finden würde, fauler, diebischer und lüderlicher zu sein, als sie in Rheinessen Raum hat.«

Kahn hingegen schrieb in seinen Aufsätzen zur Entwicklung des Judentums in Deutschland zwar scharfzüngig und teilweise sarkastisch und polemisch, aber doch verbindlich. Er vermied es, das Reformjudentum zu sehr anzugreifen, obwohl er nach seiner religiösen Einstellung eher auf der orthodoxen Seite stand. Ein Nachruf von Heinrich Loewe fasst dies gut zusammen: »Dr. Kahn war ein Streiter, aber gegen den Streit.«

Neeb unterstützte zwar die Emanzipation der Juden im Großherzogtum Hessen [35]<sup>17</sup>, doch seine Haltung war eher von Toleranz als von Zuneigung geprägt. So schrieb er einerseits:

»Wenn wir Muster des höchsten Muthes, der tiefsten Staatsklugheit, des festesten Glaubens und einer unüberwindlichen Treue bewundern wollen, so haben wir nur die jüdische Geschichte unter den

<sup>17</sup>Der Antrag von Neeb und Schenck ›jüdische Bürger des Großherzogtums in allen bürgerlichen Beziehungen gleichzustellen‹, kam nicht zur Verhandlung, da Das Ministerium den ›wilden Landtag‹ auflöste.

machabäischen<sup>18</sup> Fürsten zu durchblättern.« Andererseits schreibt Neeb weiter:

»Die Juden, der Freiheit, des Vaterlandes und des Grundeigenthumes beraubt, verloren auch zuletzt den Glauben an sich. Sie wurden aus Drang zur Selbsterhaltung kriechend, schmeichlerisch und betrügerisch. Diese Verachtung litten, und verdienten größtentheils die Juden unter den Christen.«

Letztlich gibt Neeb den Juden eine grundsätzliche Mitschuld an ihrer Misere, da sie sich – anders als andere religiöse Gruppen – als gesonderte Nation sähen<sup>19</sup>:

»Ein eignes Geschick waltet über die Juden mit schwerer politischer Last, nämlich die Verschmelzung ihrer Religion mit ihrer Nationalität ... Die politische Gleichstellung und fortsteigende Kultur in der Masse der Juden wird viele Schwierigkeiten haben, aber ihre segensreichen Früchte werden nicht zu vollkommener Reife kommen, so lang bei den Juden das Prinzip gesonderter Nationalität vorherrscht, das ist, so lange sie dem Mosaismus anhängen.«

Neeb war übrigens ein gern gesehener Gast im Partenheimer Schloß, das in Arthur Kahns Erzählung ›Die Dorfseele‹ eine zentrale Rolle spielt. Ihren bereits 1785 verstorbenen Ehemann Franz Carl August Wolfgang beschrieb Neeb allerdings als einen

»... angenehmen Gesellschafter, der allerdings dem Trunklaster ergeben war ...« [17].

<sup>18</sup>Die Makkabäer führten 165 vor Christus einen erfolgreichen jüdischen Aufstand gegen die griechisch-syrischer Herrschaft an. Das jüdische Lichterfest (Chanukka) dreht sich um die Wiedereinweihung des Tempels in Jerusalem, die durch den Sieg der Makkabäer möglich wurde.

<sup>19</sup>»Juden alles als Individuen und nichts als Nation zu gewähren«, war das Prinzip ihrer Gleichstellung während der Französischen Revolution.

---

Im Schloss lud die letzte Schlossherin, Christiane Eleonore, trotz ihrer verarmten Verhältnisse in der >Franzosenzeit<, zu Literatur- und Konversationszirkeln und Dichterlesungen ein. Es ist gut möglich, dass Johannes Neeb dort auch Mitglieder der Familie des Hoffaktors Löw Partenheimer getroffen hat; dessen Töchter waren wie Familienmitglieder von den Wallbrunns aufgenommen worden. Als Christiane Eleonore 1832 starb, verfasste Neeb im Intelligenzblatt Alzeyer Kreis einen Nachruf in dem er unter anderem schrieb [17]:

*»Sie half so vielen Armen und Leidenden, war in der ganzen Gemeinde beliebt ...«.*

---

Nun zu Kahn. Seine Einstellung zur Religion und Tradition sind gut in einem Nachruf zu Kahns zehntem Todestag <sup>20</sup> zusammengefasst:

*»Auf religiösem Gebiete war Kahn theoretisch ein Freigeist, praktisch aber ein treuer Anhänger des ererbten Judentums mit all seiner alten Romantik. Hier waren die Jugenderlebnisse stärker als alle Kritik und das Gefühl mächtiger als alles neuzeitliche Denken.«*

Kahn propagierte die Rückkehr zur eigenen deutsch-jüdischen Tradition immer wieder vehement, hauptsächlich aus Angst vor dem Verlust jüdischer Identität in kommenden Generationen. Gespeist wurde seine Sorge auch aus positiven wie negativen Erfahrungen in den USA [41]; kurz nach seiner Rückkehr schreibt er zornig: <sup>21</sup> *»Innere Zerfahrenheit, Ohnmacht nach außen, weder Wille noch Kraft, sich zu erheben, sich aufzuraffen gegen Schmähungen und Erniedrigungen,*

<sup>20</sup>Israelitisches Familienblatt, Nr. 34, Seite 17, 25.8.1938.

<sup>21</sup>Aus >Der Judentag!<, Trapp, 1900.

*die von allen Seiten auf sie niedersausen, stumpf gegen Verleumdungen — ein versinkendes Judentum. Ist denn kein Rufer da zum Streit? «*

Rückblickend schreibt Kahn über die Lage der Juden nach Napoleon <sup>22</sup>:

*»Die nachnapoleonische Zeit in Deutschland war durchaus antisemitisch; von unten herauf, von oben herab ... Hätte die >französische Herrschaft< oder zumindest ein toleranterer Geist länger geherrscht, wäre ein jüdischer Bauernstand entstanden, den keine neuzeitlichen Ereignisse mehr hätten entwurzeln können.«*

---

Sowohl Neeb als auch Kahn waren also aufgeklärte, meinungsstarke und religiöse Konservative, die zunehmend an Traditionen festhielten, aber selten engstirnig argumentierten.

Beide hegten eine aufrichtige Verbundenheit zu den Menschen in Rheinhessen, insbesondere den Landwirten. So wohnte Neeb regelmäßig den Sitzungen des landwirtschaftlichen Vereins bei und schrieb für viele landwirtschaftliche Zeitschriften. In einer Würdigung steht:

*»Kahns höchste Schwärmerei war, aus dem Juden einen Handwerker und Ackerbauer zu machen.«*

Kahn selber pachtete ein Stück Land und betrieb dort Gemüsebau bis in sein hohes Alter.

Ausschlaggebend für dieses Buch ist aber die literarische Begabung beider Autoren: Neeb schreibt direkter und weniger ausgeschmückt als viele seiner Zeitgenossen, während Kahn meist wortgewandt und realistisch formuliert, auch wenn sein Stil für heutige Leser manchmal etwas ausschweifend wirkt.

<sup>22</sup>Aus >Hin zur Scholle<, Berlin: H. Itzkowski, um 1912.



# Von Saulheim nach Mainz

# 5

... gute Wege

– befördern das Denken ...

Reisen am Anfang des 19. Jahrhunderts waren zeitraubend. Während Kutschen im 18. Jahrhundert aufgrund der schlechten Wegverhältnisse oft langsamer als ein Fußgänger waren, konnten sie zu Nees Zeiten durchaus mit Pferden mithalten, und man kam damit etwa doppelt so schnell voran wie zu Fuß.

Neeb machte sich zu Fuß auf den vierstündigen Weg von Nieder-Saulheim nach Mainz entlang der neu angelegten ›Kaiserstraße‹. Diese Route wurde bereits 1770 begonnen und nach 1798 unter französischer Verwaltung fertiggestellt.

Seit dem frühen 18. Jahrhundert hatten französische Baumeister die römische Straßenbaukunst ›wiederentdeckt‹ und fortentwickelt. Die Straße wurde mit Gräben an beiden Seiten begrenzt, und der so gewonnene Aushub wurde verwendet, um die Mitte der Fahrbahn zu erhöhen. Daher wurde diese Straßenform als ›Chaussee‹ (Dammweg) bezeichnet.

Der Unter- und Oberbau der Chausseen wurde nach dem ›System Trésaguet<sup>1</sup>‹ konstruiert, das bis etwa 1820 in Europa führend war. Bis in die 1820er Jahre hinein fehlten Maschinen

<sup>1</sup>Pierre Marie Jérôme Trésaguet war ein französischer Ingenieur, der zwischen 1716 und 1796 lebte.

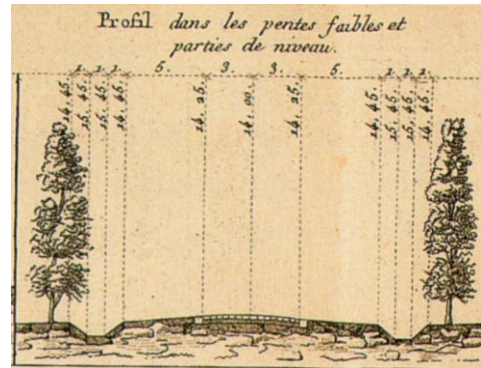


Abbildung 5.1: Beispiel für den Bau einer französischen Chaussee mit seitlichen Schotter- und Sommerwegen. Quelle: Jérôme, 1825.

wie Walzen, um den Straßen einen soliden Unterbau zu geben. Die Verdichtung erfolgte mit Handrammen und Holzhammern, und die weitere Verdichtung wurde dem Verkehr überlassen. Die zeitgenössische Abbildung 5.1 zeigt den Aufbau einer französischen Chaussee<sup>2</sup>.

Im Februar 1802 wurde Jeanbon St. André als Präfekt für das neu gebildete Departement Mont Tonnerre ernannt. Er war ein bescheiden lebender, effizient arbeitender und sozial engagierter Beamter, der – zumindest nachdem er davon abgehalten wurde, den Mainzer Dom abzureißen – auch bei der örtlichen Bevölkerung angesehen war. St. André war davon überzeugt, dass Mainz eine gu-

<sup>2</sup>Jerome Jérôme. Annales des ponts et chaussées, Mémoires et documents relatifs à l'art des constructions et au service de l'ingénieur. 1831. URL: <https://tinyurl.com/2rz5dnwh>.

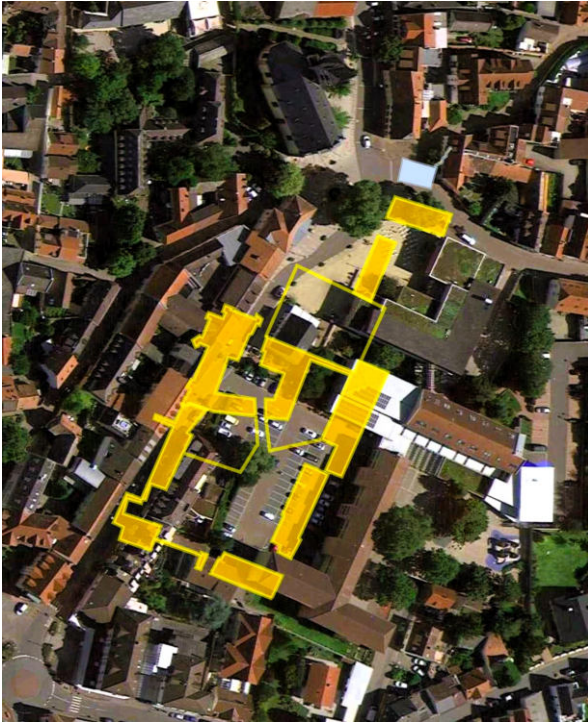


Abbildung 5.2: Ungefähre Lage der verschwundenen Laurenziburg (gelb-orange) in Nieder-Olm im Luftbild. Die ehemalige Pferdeschwemme ist hellblau eingezeichnet. Quelle: Plan zur Neuanlage der Pariser Straße im Bereich der Gemeinde Nieder-Olm vom 1.8.1809; Hessisches Staatsarchiv Darmstadt, HStAD Bestand P 1 Nr. 1054.

te und schnelle Straßenverbindung nach Paris benötigte, und schrieb deshalb an Napoleon:

»Um die Bewohner des Departement Donnersberg mit Frankreich zu verknüpfen, ihnen Sitten, unsere Sprache und die Liebe zu unseren Gesetzen zu geben, bitte ich um Genehmigung zum Neu- und Ausbau einer Straße erster Ordnung von Mainz bis nach Paris.«<sup>3</sup> Napoleon stimmte – wohl aus militärisch-strategischen Gründen – zu, und so begann der Bau der »Grande Route Impériale de Paris à Mayence« im Jahr 1806. Es war eine Großbaustelle, die

<sup>3</sup>Ausbau der Kaiserstraße 1806 - 1808, <https://tinyurl.com/msr57mrw>.

täglich rund 900 Menschen beschäftigte und 40.000 Francs pro Kilometer kostete. Bauern wurden zu unentgeltlichen Hand- und Spanndiensten verpflichtet.

Die neue gewölbte Straße wurde, soweit möglich, auf eine Breite von zehn Metern ausgebaut. Nur die mittleren sechs Meter innerhalb der Ortschaften waren mit Steinen gepflastert, während sie außerhalb meist geschottert waren. An den Seiten verliefen weichere »Steinschlagbahnen« als Sommerwege für Ackerwagen, Fußwege von 1,2 Metern Breite und ein Streifen für Ausbesserungsmaterial.

Schließlich wurde der Abschnitt der Kaiserstraße von Mainz nach Wörrstadt im Jahr 1808 eingeweiht<sup>4</sup>.

**Nieder-Olm:** In Nieder-Olm mussten der westliche Teil der im 13. Jahrhundert errichteten St. Laurenziburg<sup>5</sup> und ein Teil der Stadtbefestigung für den Neubau der Straße weichen<sup>6</sup>; die Laurenziburg wird digital rekonstruiert (siehe auch Abbildung 5.2).

Viele Zeitgenossen betrachteten diesen Abriss als Fortschritt, doch es gab auch abweichende Meinungen dazu, etwa die von Johann Neeb.

<sup>4</sup>Ab 1811 konnte die »Route Impériale« durchgängig von Mainz nach Paris befahren werden. Für den Alltag der Menschen, Handel und Post war die Straßenverbindung eine Erleichterung: Waren konnten einfacher zu den Rheinschiffen gelangen und die Schnellpost (Diligence) benötigte für die Strecke bis Paris im Sommer fünf und im Winter sechs Tage.

<sup>5</sup>Im 16. Jahrhundert wurde die Burg zur Adelsresidenz mit Schlossgarten umgebaut, da sie militärisch nicht mehr sinnvoll war; im 9-jährigen Krieg von 1688-1697 wurde sie geplündert, aber nicht geschliffen. Die letzten Überreste mussten 1957 der »Burgschule« weichen.

<sup>6</sup>Peter Weisrock. Die verschwundene Laurenziburg in Nieder-Olm. URL: <https://tinyurl.com/mryn35z7>.

Normalerweise wurden die Straßenränder mit schnell wachsenden Pappeln bepflanzt. Ein Versuch, die Pappeln durch Obstbäume zu ersetzen, um den landwirtschaftlichen Ertrag zu steigern, endete jedoch erfolglos<sup>7</sup>:

»Der ... ergangene Präfekturbeschuß, alle Wege mit Obstbäumen zu besetzen, schien indessen nicht gemacht, diesen Zweig der Landwirtschaft zu beleben. Der Obstbaum will Schonung, Pflege und seinen eigenen Boden.«

Die Franzosen strebten danach, den Straßenzustand zu verbessern, und ernannten Beauftragte für das Straßenwesen. Die Gemeinden erhoben Wegezölle, deren Höhe von den Fahrzeugen, den Zugtieren und der Ladung abhängig war. Nach dem Wiener Kongress (1814/1815) verfiel die Kaiserstraße, und der Verkehr nutzte die dann deutlich verbesserten preußischen Straßen.

**Klein-Winternheim:** Eine der ersten Stationen auf Neeb's Reise war Klein-Winternheim<sup>8</sup>, das stark von den Kriegshandlungen am Ende des 18. Jahrhunderts betroffen war. Selbst rund 15 Jahre später waren dort noch viele Ruinen zu sehen<sup>9</sup>. Etwa ein halbes Jahr vor Neeb's Wanderung, am 23. Mai 1811, brannte der barocke Saalbau der Klein-Winternheimer Kirche<sup>10</sup>, deren ältester,



Abbildung 5.3: Fenster im romanischen Chor der St. Andreas-Kirche in Klein-Winternheim, ursprünglich aus dem 10. - 11. Jahrhundert. In den Jahren 1710 - 1711 wurde die Kirche auf Kosten der Gemeinde von Grund auf erneuert.

romanischer Teil aus dem 10. und 11. Jahrhundert stammte, bis auf den Grund nieder. Pfarrer Falk schreibt dazu in seiner Dorfchronik<sup>11</sup>:

»Ein schweres Wetter lagerte über der Gegend. Da schlug der Blitz in die ... Kirche und zündete, ohne daß die Einwohner den Brand merkten. Der eben von Mainz ein-fahrende Postillon sah die Flammen aufsteigen und gab den vordersten Bewohnern des Ortes Kunde von dem Unglücke. Zum Löschen war es zu spät. Um drei Viertel auf zwölf brach das Feuer mit voller Heftigkeit aus und verzehrte alles Brennbares an Kirche und Thurm, in welchem zwei Glocken hingen. Die Uhr schlug mitten in den Flammen noch einmal 12 Uhr und kündete Kirche und Thurm die letzte Stunde.«

Neeb führt dies auf das Fehlen eines

dreas Kirche bekannt, die im Jahr 1711 von Grund auf neu errichtet worden war. Laut Pfarrer Falk soll »der Turm dem von Ober-Olm geähneln haben« (siehe Abbildung 5.3). Laut einem Visitationsbericht aus dem Jahr 1783 war der Turm bereits damals baufällig (Quelle: 900 Jahre Klein-Winternheim).

<sup>11</sup>Franz Falk. Chronik des katholischen Pfarrdorfs Klein-Winternheim im Kreise Mainz: aus gedruckten und ungedruckten Quellen. Gau-Algesheim, Buchdruckerei Reidel, 1888. URL: <https://tinyurl.com/nhfmujk4>.

<sup>7</sup>Joseph Neeb. „Die Provinz Rheinhessen in land- und staatswirtschaftlicher Hinsicht“. In: Vermischte Schriften. Frankfurt am Main, Hermann, 1817, S. 237.

<sup>8</sup>Verschiedene Autoren. 900 Jahre Klein-Winternheim – Beiträge zur Ortsgeschichte. Gemeinde Klein-Winternheim, 1999.

<sup>9</sup>Damit nicht genug; rund zwei Jahr nach Neeb's Wanderung wurden 82 Kühe von den abziehenden französischen Truppen beschlagnahmt; am gleichen Tag rückten 2200 Kosaken ein, die Klein-Winternheim besetzten und eine Regiment russischer Infanterie wurde einquartiert [5].

<sup>10</sup>Nicht viel ist über das damalige Aussehen der St. An-



Abbildung 5.4: Eingangsbogen zum ehemaligen Priesterhaus in Marienborn (Aufnahme 2024).

Blitzableiters zurück, der bereits 60 Jahre zuvor von Benjamin Franklin erfunden und erstmals 1769 in der Hamburger Hauptkirche St. Jacobi eingesetzt wurde. Die St. Andreas-Kirche konnte aus Geldmangel erst 1819 erneut für den Gottesdienst geöffnet werden. Davor war der Turm abgerissen worden und das so gewonnene Material wurde teilweise für den Wiederaufbau genutzt. Der vorläufige Bau<sup>12</sup> wurde durch einen weitgehenden Neubau zwischen 1895 und 1901 ersetzt.

Jeder Radfahrer kann Neebs Beschreibung der Steilheit der Straße am Ausgang

<sup>12</sup>Die Renovierung war eine der ersten Aufgaben des Hessischen Landesbaumeisters Friedrich Schneider, der später auch das alte Rathaus in Nieder-Olm entwarf.

von Klein-Winternheim Richtung Marienborn nachvollziehen. Tatsächlich wurde für eine Weile geplant, die Straße neu auszurichten, um den Anstieg zu verringern<sup>13</sup>; letztlich wurden die Straße im Laufe der Zeit nur wenig abgeflacht. Die mühsame Steigung der Straße und das lebhaftere Verkehrsaufkommen führten jedoch dazu, dass entlang der Straße vier Gasthäuser errichtet wurden, die häufig von durstigen Kutschern besucht wurden.

**Marienborn:** Neeb schildert das Priesterhaus in Marienborn, das im Jahr 1737 zunächst als Residenz für verdiente, aber finanziell bedürftige Priester im Ruhestand errichtet wurde. Später diente es auch als »Korrekptionsanstalt für Priester, die nicht mehr für den priesterlichen Dienst geeignet waren«. Nach dem Einmarsch der revolutionären französischen Truppen im Jahr 1792 wurde das Priesterhaus aufgegeben und 1795 abgerissen<sup>14</sup>. Der nun freistehende Eingangsbogen ist heute noch zu sehen (siehe Abbildung 5.4).

**Mainz:** Der Biograph von Johann Neeb hat dessen Zeit in Mainz als Philosophieprofessor und Maire-Adjunkt als seine glücklichste Zeit bezeichnet (siehe Anhang). Entsprechend enthusiastisch äußert sich Neeb auch in seiner »Reise« über die Stadt:

»Ich liebe Mainz wie meine Mutter. Hier erhielt ich meine Bildung; hier genoß ich viele, viele Freuden. In der Blüte meiner Jahre sah ich die Stadt in ihrer schönsten

<sup>13</sup>Dies sieht man an der Position einiger Häuser, wie dem Pfarrhaus: zurückversetzt behalten sie die Richtung der Straße von Nieder-Olm bei.

<sup>14</sup>Georg May, »Das Priesterhaus in Marienborn«, Bistum Mainz 2005, ISBN 3-934450-19-9.

*Blüthe, darum freuet es mich jetzt, nicht mehr darin zu wohnen ...*«

Um 1811 hatte sich Mainz noch nicht vollständig von den Zerstörungen des Krieges im Jahr 1793 erholt. Die seit 1802 bestehenden Abrisspläne des Doms konnten abgewehrt werden. Noch 1821 musste Neeb vor der zweiten Kammer des Großherzogtums den Vorschlag machen, wenigstens ein festes Schirmdach zu errichten, um die Gewölbe von den Unbilden der Witterung zu sichern<sup>15</sup>:

*»Das zum spärlichen Behelfe verfertigte Nothdach aus Brettern über dem Schiffe und den Seitenkapellen des Mainzer Domes besteht seit 30 Jahren, und drohet, in Trümmer sich aufzulösen. Nicht lange mehr widerstehen die unbedeckten Thürme, und das Gewölbe der Kirche der langsam arbeitenden Zerstörung.«*

**Der große Komet:** C/1811 F1, von Zeitgenossen der »Große Komet« genannt, konnte im Jahr 1811 mit dem bloßen Auge für eine ungewöhnlich lange Zeit von 17 Monaten beobachtet werden. Erneut wird dieser Komet erst im Jahr 4785 erscheinen. Johann Peter Hebel, Schriftsteller, evangelischer Geistlicher und Lehrer, schrieb dazu<sup>16</sup>:

*»Schon am 26. März hat ihn ein französischer Sternseher<sup>17</sup> in Vivieres in Frankreich entdeckt, als ein kleines fremdes Sternlein, noch in einer entsetzlichen Ferne, und gesagt: Es steht ein Komet am Himmel. Denn die Franzosen finden's gleich, wenn etwas ist ... ungefähr in der Mitte des Oktobers war er am nächsten bei der Erde. Aber er war etwas weiter noch von der Erde entfernt, als die Erde selber von der Sonne ist.«*

<sup>15</sup>Vermischte Schriften, XXVIII. Der Dom zu Mainz; im Zustande des Verfalls.

<sup>16</sup>Der Rheinische Hausfreund, 1813; siehe auch den Wikipedia Artikel zu C/1811 F1.

<sup>17</sup>Pierre-Gilles-Antoine-Honoré Flaugergues

In der Tat kam der Komet bis auf das 1.22 fache der Entfernung Erde-Sonne heran (siehe Abbildung 5.6). Napoleon I. betrachtete die Erscheinung des Kometen als ein gutes Omen für seinen geplanten Russlandfeldzugs 1812. Dieser endete allerdings katastrophal (siehe Kapitel 9, »die Dorfseele«).



Abbildung 5.5: Bernhard Hundeshagen, Dom und Heumarkt (heute Liebfrauenplatz) von Osten mit Notdach aus Blechen und Brettern, Aquarell um 1814, Landesmuseum Mainz, <https://tinyurl.com/39h8mv3p>.

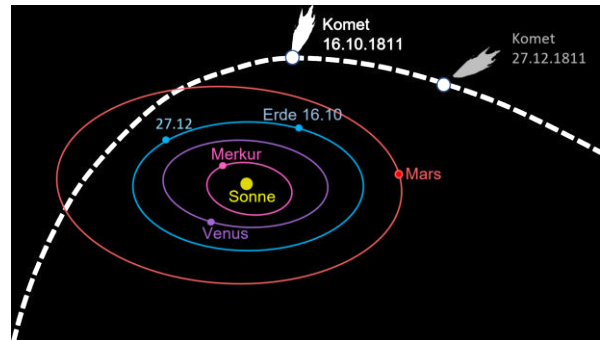


Abbildung 5.6: Bahn des Großen Kometen C/1811 zum Zeitpunkt der größten Annäherung an die Erde am 16.10.1811 und von Neobs Wanderung am 27.11.1811. Animation: <https://tinyurl.com/5dvhtd3n>.

## 5.1 Meine Reise von Niedersaulheim nach Mainz am 17. Dez. 1811

Cook, Forster, Unson, Krusenstern<sup>18</sup> segelten um die Welt; Humboldt, Langsdorf<sup>19</sup> und andere ewige Juden<sup>20</sup> reisen durch die Welt. Ich, ich spaziere zuweilen von Niedersaulheim nach Mainz. Wenn jene ihre Schiffsladungen von Bemerkungen sicher in den Haften ihrer Heimath zurückbringen, ist darum meine Handvoll zu verachten? Vater Shandy<sup>21</sup> reiste (in Gedanken) zu den verfallenen Städten alter asiatischer Reiche, um seine Klagen über die Vergänglichkeit der Dinge zu bekräftigen, indessen Korporal Trim diese traurige Wahrheit aus der Hinfälligkeit seiner verschabten Pelzmütze bewies. Freilich zeigte sich bei jenem ein glänzenderes Genie und mehr Kunst, und dieser mußte seine natürliche Beredsamkeit an das Hausgesinde richten. So partheiisch war der Geschmack. Wird mir in unseren Tagen etwas Besseres begegnen?

**Niedersaulheim** liegt von Mainz, laut dem Zettel eines Huissiers<sup>22</sup>, den ich vor

<sup>18</sup><https://tinyurl.com/2twjhf9>

<sup>19</sup><https://tinyurl.com/57knynh4>

<sup>20</sup>Der >ewige Jude< (auch ewig Lebende, ewig Wanderende) entstammt einer christlichen Volkssage, die von einem Menschen handelt, der Jesus Christus auf dessen Weg zur Kreuzigung verspottete. Dafür wurde er von diesem verflucht, unsterblich seine Wiederkunft zu erwarten. <https://tinyurl.com/4mp3uhex>

<sup>21</sup>Der Roman handelt insbesondere von >Vater Walter Shandy< und seinem Onkel Toby, dem Korporal Trim, dem Pastor Yorick und dem Arzt Slop. Der Roman spielt zwischen den Jahren 1689 (dem Eintritt Trims in die Armee) und 1766. <https://tinyurl.com/2ufa72vu>.

<sup>22</sup>Gerichtsvollzieher

mir habe, einen Myriameter<sup>23</sup> und fünf Kilometer. Schwerlich wird es die richtigste geographische oder astronomische Berechnung schärfer angeben können; denn diese Herren von der ausübenden Gewalt machen den Weg oft und immer in der Stimmung, ihre Schritte zählen zu können; ich meine, in dem Indifferentialepunkte der Gleichmüthigkeit zwischen dem erhabenen Gefühle, das Recht zu realisiren, und dem niederschlagenden Gedanken, es durch Zwang thun zu müssen.

Es war noch früh und finster, als ich von Hause gieng; ich brauchte eine Laterne; sie leuchtete schlecht, etwa wie die Laterne des Diogenes<sup>24</sup>, als er Menschen am Mittage auf dem Markte suchte, und nicht fand.

Meine meteorologischen Bemerkungen werde ich kurzfassen. Es war anfangs gefroren, darauf schneite es, dann regnete es, dann schien die Sonne; kurz, das Wetter war sehr wetterlaunisch. Aber dafür soll, der geneigte Leser mit einer ästhetischen Wahrheit beschenkt werden, die ihn entschädigen wird. Der Schnee war beißend und kalt, und mein Gefühl mehr als ein ganzes Vierteljahr weit entfernt von dem Gedanken an das Fallen der Apfelblüthe, wenn im Mai ein jugendlicher Zephyr sich auf den Ästen des Fruchtbaumes wiegt, – und damit vergleichen doch die Dichter zuweilen die Schneeflocken.

»Die verzärtelten Dichter! Sie sehen das Ding aus warmen Stuben durch die Fensterscheiben ... «

<sup>23</sup>Ein Myriameter entspricht 10 km.

<sup>24</sup>Der griechische Philosoph Diogenes aus dem 4. vorchristlichen Jahrhundert lebte seine Philosophie selbstgenügsam, schamlos und bewusst anstößig. Am hellichten Tag leuchtete er Athener Passanten ins Gesicht um unter ihnen den >einen guten und wahren Menschen< zu finden.

Die verzärtelten Dichter! Sie sehen das Ding aus den warmen Stuben durch die Fensterscheiben; ein durchaus falscher Standpunkt. Ich wüßte ihnen einen bessern, einem Dezembertage, wie heute. Lassen wir die Schatten, die im Gemälde der Natur das Licht verschönern und erheben. Der Winter ist nicht schön. In den trüben Wintertagen gleicht eine Gegend keinem Gemälde, sondern einem Kupferstiche.

*»Wer mag bei dem schweigenden Ernste, der im Winter über dem Angesichte der schlafenden Natur ruht, im Freien sich zur Lustigkeit stimmen? Verstummen ja sogar die Singvögel ...«*

Es ist alles Grau in Grau. Ein graues Gewölk, eine graue Luft, ein graues Gebirge, ein grauer Vordergrund. Wer mag bei dem schweigenden Ernste, der im Winter über dem Angesichte der schlafenden Natur ruht, im Freien sich zur Lustigkeit stimmen? Verstummen ja sogar die Singvögel.

Ich schlenderte so im Finstern fort. Meine Laterne war zurückgeschickt. Die Natur außer mir war eingeschlummert, die Natur in mir war noch schläfrig. Endlich suchte ich diese zu wecken durch ein Mitleid zwischen Brummen und Gesang. Es fing an in mir zu tagen, und luftige Gestalten von Mancherlei und Allerlei zogen in meinem Gemüthe vorüber, eine Laterna magica <sup>25</sup>.

Die Morgendämmerung brach an, und ich war, bei der Niederolmer Brücke, an der Stelle angelangt, wo vor etwa dreißig Jahren, um diese Jahreszeit, bei solcher Witterung, auf dieser Hauptstra-

<sup>25</sup>Die Laterna magica ist der Vorläufer der Dia- und Filmprojektors.

ße, ein Kutscher mit seinem Wagen und zwei Pferden beinahe versunken ist. Nur der Mann konnte mit Hilfe von Brettern und Strohbunden über den Morast gerettet werden. Die Pferde gingen zu Grunde ... Was liegt daran, dachte ich, nachdem ich den Schatten der unglücklichen Thiere einen Blick des Mitleids nachgeschickt hatte, was liegt daran, wenn du wegen der Salztaxe <sup>26</sup>, die bestimmt ist für die Unterhaltung öffentlicher Straßen, deine Kartoffeln nicht so tief in die Salzkanne einzutauchen wagst, als dir, dem Genügsamen, gelütet? Dieser Aufruf brachte meine Gedanken in Fluß, in Strom, und mit vollen Segeln trieb ich in die offene See finanzwissenschaftlicher Gegenstände. Ja, eine Taxe auf das Salz!, da ist bei der Hebung der geringste Verlust; diese Maschine hat die wenigste Reibung. Der berühmte Canard hat Recht. Die Last drückt zwar zuerst und zunächst die stärksten Salzverzehrer, aber das Gleichgewicht stellt sich bald wieder her, und selbst die Zuckernascher können ihr nicht entgehen. Wie kann aber ein Landwirth die Salztaxe vertheidigen? Warum nicht? Die Geisen <sup>27</sup> mögen dagegen meckern so lange sie wollen; das schädliche Vieh verdankt bei uns seine Existenz nur der ökonomischen Toleranz.

*»Das edle Pferd braucht kein Salz. Der ... Kuh kann man Brennnesseln geben, um das Verlangen nach dem Bullen rege zu machen ...«*

<sup>26</sup>Die Salztaxe, auch Gabelle genannt, war eine der unbeliebtesten Steuern zur Zeit der Revolution. Der König hatte das Monopol auf den Salzhandel und konnte so die Preise und die Besteuerung bestimmen. In Zeiten der Finanznot, wie sie sich Ende des 18. Jahrhunderts in Frankreich abzeichneten, erhöhte Ludwig XI die Salzsteuern immer weiter.

<sup>27</sup>Ziegen

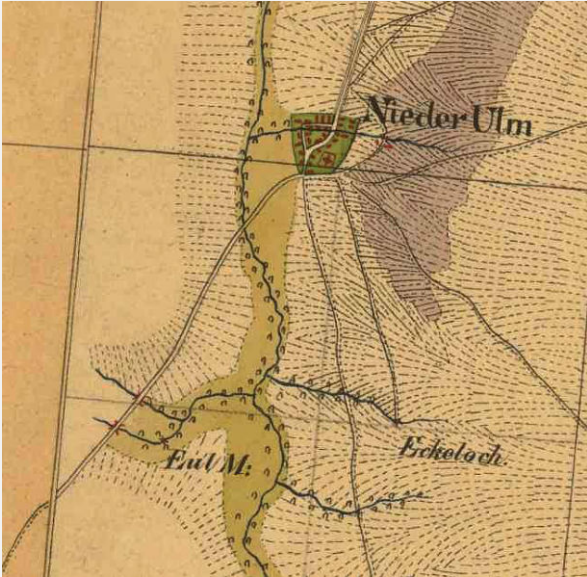


Abbildung 5.7: Ausschnitt aus der Kartenaufnahme der Rheinlande um Nieder-Olm, Tranchot & Müffling 1808-1820 im Maßstab von 1:20000 ©GeoBasis-DE / LVermGeoRP (2024).

Das edle Pferd braucht kein Salz. Der gelten <sup>28</sup> Kuh kann man Brennesseln geben, um das Verlangen nach dem Bullen rege zu machen. Die Schafe mögen sich mit wildem Thymian und Feldknoblauch behelfen, um geschmackvolleres Fleisch zu geben. >Aber die armen Leute! Gerade für die armen Leute ist diese Taxe gemacht.< Sie werden künftig ihre Suppen nicht so scharf salzen; sie werden darum ihren Magen, ihr Blut, ihre Lunge weniger versäuern; sie werden bei der Arbeit mehr singen und lachen. Ich möchte wissen, wie die Vertheidiger des physiokratischen Systems <sup>29</sup> diesen Phalanx von Gründen zu durchbrechen noch wagen werden. In weniger als zwei Minuten standen diese Beweisgründe fertig da. Der starke Geist

<sup>28</sup>Nicht fortpflanzungsgewillt.

<sup>29</sup>Mit dem physiokratischen oder >ökonomischen < System wollte man zu Zeiten des Ludwig XV. die Komplexität des französischen Steuerwesens korrigieren indem man sich auf wenige Abgaben konzentriert hat.

soll noch geboren werden, der im Stande ist, so sublime Betrachtungen, wie diese, zu Tage zu fördern, während dem ihm der Sumpfboden jeden Tritt, den er thut, das angeborne Eigenthum seiner Füße, streitig macht. Gute Wege, sage ich, befördern das Denken, folglich die Aufklärung. Tasso hat die schönsten Stanzas seines Heldengedichts <sup>30</sup> auf seinem Ritte aus Italien nach Frankreich gemacht. Nicht alle Poeten können reiten; aber ein guter Weg gilt ein halbes Reitpferd. Schlimme Wege machen den Fußgänger stumm und dumm; und bringen sie ihn endlich durch Ärger zur Begeisterung, so giebt es einen Bettelfluch oder eine Anrufung an jenes Geschöpf der religiösen Poesie, eine Anrufung, die so verbraucht ist, daß sie allen poetischen Werth und alle religiöse Kraft verloren hat.

**Niederolm.** Es thut mir leid um die alte Burg, von der nur noch die Seitenrümpfe zu sehen sind. Sie gab dem Orte ein pittoreskes Ansehen. Ihre Form war nicht in gothischer Mißgestalt <sup>31</sup>; die Thürme waren ein schlankes, üppig aufgeschossenes Gewächs. Aber die Burg konnte nicht bleiben; sie lag so recht mitten im Visir in der geraden Richtung von Mainz nach Paris; und wir leben in Zeiten, wo die biblischen Prophezeiungen von Eben-, Gleich- und Gerademachen in Erfüllung gehen. Freilich aus dem rheinischen Antiquarius ist nun ein Blatt mehr herausgerissen.

<sup>30</sup>Der italienische Dichter Torquato Tasso, 1544 - 1595, schrieb das vierteilige Heldengedicht >Jerusalem liberata< über das befreite Jerusalem. Eine Stanze ist eine aus Italien stammende, meist achtzeilige Strophenform, die dem Reimschema >ababcc< folgt.

<sup>31</sup>Bereits im 15. Jahrhundert kam die Vorstellung auf, dass die gotische Architektur durch übertrieben spitze Höhen, Auskragungen usw. missgestaltet sei; man



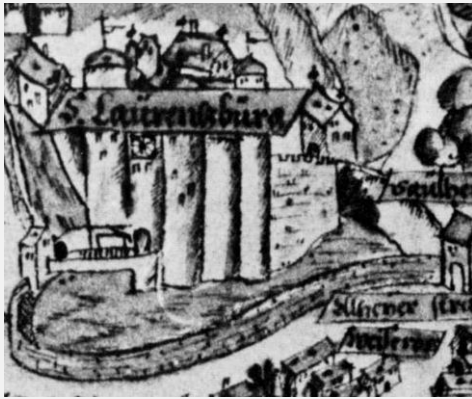


Abbildung 5.8: Laurenziburg in Nieder-Olm, Ortsplan Gottfried Moscopf 1577, Staatsarchiv Würzburg, Stelltafel 10. Das Bild ist gemeinfrei.

*»Es thut mir leid um die alte Burg, von der nur noch die Leientrümmern zu sehen sind. Sie gab dem Orte ein pittoreskes Ansehen ... Jetzt ist seine Physiognomie flach ...«*

Ich sah in einem alten Buche eine Abzeichnung von diesem Flecken. Er macht darin mit feinen Wällen, beholzten Gräben und der hervorragenden Burg ein ganz martialisches Gesicht. Jetzt ist seine Physiognomie flach und den Zeiten der Fehden der Mainzer Kurfürsten<sup>32</sup> unter sich und mit der Stadt spielte Niederolm auch das blutige Spiel mit. Damals war die Parthei von Amtsstädtchen bedeutender, als nun die der Provinzen; und Hauptleute galten Feldherren. Der größere Mensch ragte aus den kleineren Massen sichtlich hervor. Gegenwärtig (1811) scheint die Natur ihren alten Ko-

*war bereit für Neues.*

<sup>32</sup>Die Mainzer Stiftsfehde, 1461-1462, bei der es um den Erzbischofssitz von Mainz ging, kostete viele Opfer und Verwüstungen, auch in Mainz und Umgebung.

agulationsprozeß<sup>33</sup> wieder zu beginnen; das wird so lange dauern, bis die schwere Materie über die Form siegt, und die Theile wieder selbstständige Ganze werden<sup>34</sup>. »Mauert mir nur nicht zu fest!«, sage ich oft zu meinen Handwerksleuten; »der jüngste Tag soll sich an meinen Produktionen nicht ergötzen«. Der Architekt des Niederolmer Schlosses wollte für die Ewigkeit bauen. Das heißt nur die Leute geplagt, die dem Zahne der Zeit zuvorkommen. Sie dauerten mich, die Leute, wie sie, gleich einem Johannes Styli-tes<sup>35</sup> auf seiner Säule, Tage lang oben auf den Thürmen, unter Regen und Schnee, auf einem Flecke stunden, und pickten und pickten, daß es Funken gab und etwas Staub. Mehr politische Betrachtungen weiß ich für den Augenblick nicht hervorzuholen aus den Trümmern der ehemals eisenfesten Masse.

**Klein-Winternheim**<sup>36</sup>. Ein unbedeutendes und kahles Dorf. Mein Geist streckt vergebens die Hand aus um einen Zehrpennig. Ich kann nicht, wie Lessing von Leibniz rühmt, aus jedem Kiesel Feuer schlagen<sup>37</sup>; also weiter. Halt! Da sind ja wieder Ruinen, und Ruinen bewegen das Gemüth. Die Ruinen von Kleinwinternheim haben zweierlei Ursprung. Die donnernden Kanonen haben im letzten Krie-

<sup>33</sup>Eigentliche Bedeutung: Zusammenklumpen beim Gerinnungsprozess.

<sup>34</sup>NEEB: Dieses wurde bei der ersten Herausgabe in Frankreich geschrieben, wo man, Dank der verfassungsmäßigen Denkfreiheit, in Gleichnissen sprechen durfte.

<sup>35</sup>Syrischer Säulenheiliger, 521-595; ließ sich auf einer Säule nieder, als Zeichen von Entsagung um Versuchungen zu widerstehen.

<sup>36</sup>Im Originaltext fälschlicherweise als Kleinwertheim bezeichnet.

<sup>37</sup>Der unvoreingenommene Philosoph Leibniz nahm nie Rücksicht auf vorgefasste Meinungen. Lessing schrieb über ihn: »Er schlug aus Kiesel Feuer; aber er verbrag sein Feuer nicht in Kiesel«.



Abbildung 5.9: Ausschnitt aus der Kartenaufnahme der Rheinlande um Klein-Winternheim, Tranchot & Müffling 1808-1820 im Maßstab von 1:20000 ©GeoBasis-DE / LVermGeoRP (2024).

ge die Häuser, und der kanonirende Himmel hat im letzten Sommer die Kirche zerstört. Der gottlose Himmel! Die Spitze des Kirchthurmes und das eiserne Kreuz darauf waren ein halber Wetterableiter. Es sind fatale Dienste, die halben Dienste, wenn man sich auf sie ganz verläßt; sie wirken wie Wetterschäden. Das platte viereckige Gemäuer der Kirche und des Kirchthurmes hat nichts mahlerisches; so mag man sie wieder aufbauen.

*»Die Ruinen von Kleinwinternheim haben zweierlei Ursprung. Die donnernden Kanonen haben im letzten Kriege die Häuser, und der kanonirende Himmel hat im letzten Sommer die Kirche zerstört. Der gottlose Himmel!«*

»Wären wir nur oben auf dem verdammten Berge« sagte zu mir ein Bauer mit einem geladenen Karren, den ich eingeholt hatte. Ich habe gefunden, daß die häufigen Klagen wegen der steilen Richtung der Straße über diese Anhöhe immer nur bei dem Hinaufsteigen gemacht wer-

den. Hätten die Franzosen die Chaussee gemacht, sagte mein Bauer, sie hätten den Weg um den Berg herumgeleitet, oder oben Erde ab und unten im Thale aufgetragen, daß sich der Weg länger gezogen hätte.

*»Wären wir nur oben auf dem verdammten Berge! ...«*

Hat er, fragte ich, auch so gedacht, wenn er herunterfuhr? »Nein«. Nun sieht er, die Franzosen hätten es freilich besser gemacht. Ihnen, die von Paris herkamen, lag die Beschwerneiß des steilen Weges gleich vor der Nase; dem Herrn Hofrath und Chausseedirektor, der bei Erbauung der Straße von Mainz herkam, lag sie auf dem Rücken, darum sah er sie nicht. Mein Bauer lächelte und schüttelte den Kopf zugleich <sup>38</sup>.

**Marienborn.** Dieser Ort hatte vor Kriege ein Priesterhaus, ein Gebäude, das zugleich die schuldigen, zur Einkerkierung verdammten, und die altershalber dienstunfähigen Geistlichen aufnahm.

*»Es war ökonomisch richtig, aber nicht menschlich gedacht. Dem Ort der Belohnung so nahe an die Hölle zu setzen, mußte den Seligen, wie den Verdammten gleich lästig seyn ...«*

<sup>38</sup>Die große Steigung der Straße bei Klein-Winternheim und der rege Verkehr waren Gründe für die Ansiedlung von vier Wirtshäuser entlang der Straße, die gerne von Kutschern besucht wurden. Im späteren Gasthof Schreiber konnte man zusätzliche Pferde mieten, die beim Anstieg mithalfen und anschließend selbstständig zurückkehrten. Überhaupt wurde die Straße zu einem wichtigen Wirtschaftsfaktor. Es siedelten sich ein Bäcker, Metzger, Wagner, Schmied und Kohlenhändler an. Dazu kamen ein Käsevertrieb und eine Werkstätte zur Herstellung von Strohhlößen, die als Versandpolster dienten.

Es war ökonomisch richtig, aber nicht menschlich gedacht. Den Ort der Belohnung so nahe an die Hölle zu setzen, mußte den Seligen, wie den Verdammten gleich lästig seyn. Die unterirdischen Gemächer verschlossen die schuldigen, die Zimmer über der Erde beherbergten die pensionirten Geistlichen. War nach der Bußzeit der Geistliche dienstunfähig, so that er nur zwanzig Schritte, um sein dunstiges Loch mit einem luftigen Zimmer zu verwechseln. Im Jahre 1788 sahe ich einen Geistlichen, der während seiner Kerkerjahre halb wahnsinnig geworden war. Er hatte zuvor etwas unprosaisch gelebt. Im Kerker wurde der Dichter in ihm vollendet.

Er machte den ganzen Tag Verse. Die Wände seiner dunklen Behausung waren mit Kohlen vollgeschrieben. Er hatte die Freiheit erhalten, war aber nicht zu bewegen, seinen vorigen Aufenthalt zu verlassen. Seine Reimereien waren ein wunderbares Gemisch von Aberwitz und Wahnsinn, mit einem schwachen Lichte, durch das augenblickliche Wetterleuchten des irren Verstandes.

Seine poetische Ader war unerschöpflich. Unausprechlich war seine Freude, ein geduldiges Ohr zu finden. Die kleinen Geschenke, die ihm seine Vorlesungen einbrachten, verwendete er, um Papier zu neuen Gedichten zu kaufen; mehr brauchte er nicht, mehr nahm er auch nicht an.

*»Sein einziges Bedürfniß, außer den natürlichen, war das Bedürfniß der Mittheilung seines Überflusses. Der glückliche Mensch! ...«*

Sein einziges Bedürfniß, außer den natürlichen, war das Bedürfniß der Mittheilung seines Überflusses. Der



Abbildung 5.10: Ausschnitt aus der Kartenaufnahme der Rheinlande um Marienborn, Tranchot & Müffling 1808-1820 im Maßstab von 1:20000 ©GeoBasis-DE / LVermGeoRP (2024).

glückliche Mensch! Ach die außer uns liegende Wirklichkeit ist so arm, und der helle Tag in uns so frostig! und da arbeiten unsere Glückhymnen immer frisch darauf los, den Tag heller and freier vom Dämmerlichte zu machen, die Wirklichkeit mehr von allen erfreulichen Traumgebilden zu entvölkern. Ja, die miternächtlichen Gespenster, die das arme Herz ängstigen, diese mögen sie in die Wüsten bannen, wohin kein menschlicher Fuß tritt. Allgütige Vorsicht! wann wird denn die Zeit kommen, wo der Mensch mit allem, was in ihm und um ihn ist, so eins werden kann, daß er nicht dumm oder wahnsinnig zu seyn braucht, glücklich zu werden.

*»... wann wird denn die Zeit kommen, wo der Mensch mit allem, was in ihm und um ihn ist, so eins werden kann, daß er nicht dumm oder wahnsinnig zu seyn braucht, glücklich zu werden ...«*



Abbildung 5.11: Ausschnitt aus der Kartenaufnahme der Rheinlande um Mainz, Tranchot & Müffling 1808-1820 im Maßstab von 1:20000 ©GeoBasis-DE / LVermGeoRP (2024).

**Mainz.** Nein, an diese mir heilige Stadt wage sich meine Feder nicht! Eher will ich sie ihrem Schutzgeiste opfern, wie Kartesius<sup>39</sup> seine Feder der heiligen Jungfrau zu Loretto geopfert hat. Ich liebe Mainz wie meine Mutter. Hier erhielt ich meine Bildung; hier genoß ich viele, viele Freuden. In der Blüthe meiner Jahre sah ich die Stadt in ihrer schönsten Blüthe, darum freuet es mich jetzt, nicht mehr darin zu wohnen. Diese Reminiscenzen sind die lichtesten Punkte meines Lebens; darum gefällt es mir in ihrer Nähe, um diese oft zu erfrischen. Diese Stadt besitzt einen eigenen Zauber. Wer sie zum ersten Male besucht, und den Anblick an die mitgebrachten Begriffe ihrer Celebrität hält, fragt mit Erstaunen, ist's nicht mehr als das? Hat er sich mit ihr vertrauter gemacht, so verläßt er sie mit Wehmuth, und die Erinnerungen, die er mitnimmt, verwahrt er wie ein Heiligthum. Eine reiche Natur und eine schöne Natur in ihren Umgebungen, und eine gute Natur in ihrer Mitte, dieses erklärt den Zauber.

<sup>39</sup>Lateinisch für René Descartes. 1620 beendigte Descartes sein Soldatendasein und machte eine Pilgerfahrt nach Loreto bei Ascona.

»Ich liebe Mainz wie meine Mutter ...  
Diese Stadt besitzt einen eigenen Zauber.«

Es war dunkel und spät, als ich wieder nach Hause kam. Ich hatte mich vergeblich gefreuet, auf der Rückreise den Kometen im Gesichte zu haben, ein Gewölk hatte ihn verdeckt. Bald wird er für uns unsichtbar werden. Wird er je sich wieder unserem Gesichtskreise nähern? Wird er verdünsten? Wird er ohne Rückkehr in den unendlichen Räumen des Himmels durch andere Weltsysteme wandern? Und wenn er nach Jahrtausenden zurückkehrt, wird er noch eine Erde, oder auf dieser Erde noch dieses Geschlecht finden, das vergänglich, auch später als die Erde entstand?

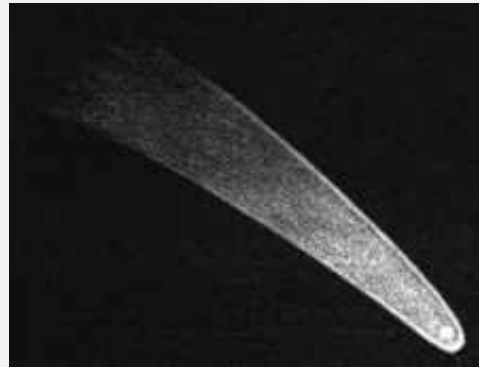


Abbildung 5.12: Großer Komet 1811, Henry Smyth, Amedee Guillemin, *The Heavens* (London 1886). Das Bild ist gemeinfrei.

# Der Feldmesser

# 6

... ein Satzstein

– war ein Heiligtum ...

Offenbar beeindruckt von der Rede des neunzigjährigen Feldmessers Philipp Zaun <sup>1</sup>, schrieb Neeb dessen Abschiedsrede im Jahr 1812 aus dem Gedächtnis auf. Dadurch gewährt er uns einen historischen Rückblick auf das 18. Jahrhundert und einen Einblick in einen wichtigen Berufsstand. Neeb ergänzte die Rede selber mit einer Einordnung und mit Hintergrundinformationen.

## 15.

**Denen Grenz-Vermessungen muß eine deutliche und ausführliche Beschreibung der Grenz-Mahl beygefügt, letztere mit Nummern oder Buchstaben bezeichnet, und genau bestimmt werden, wie viel Ruthen und Füße ein Grenz-Mahl von dem andern entfernt sey, und was für einen Winkel die Grenz-Linie von einem Grenz-Mahl bis zum andern formire.**

Abbildung 6.1: Beispiel einer >Feldmesserregel<, aus >Reglements der Mindischen Kammer<, 1783. Quelle: <https://tinyurl.com/ydv38vjx>.

Schon lange vor der Einrichtung der preußischen Urkataster hatten vereidigte Feldmesser die Aufgabe, Wege, Felder, Wiesen und oft auch ganze Ländereien zu vermessen. Das Wissen über dieses penibel ausgeführte Handwerk wurde gewissenhaft weitergegeben. Bereits ab 1629 gab es in Uden-

<sup>1</sup>(Johann) Philipp Zaun lebte wahrscheinlich vom 18.5.1720 bis zum 10.4.1815.

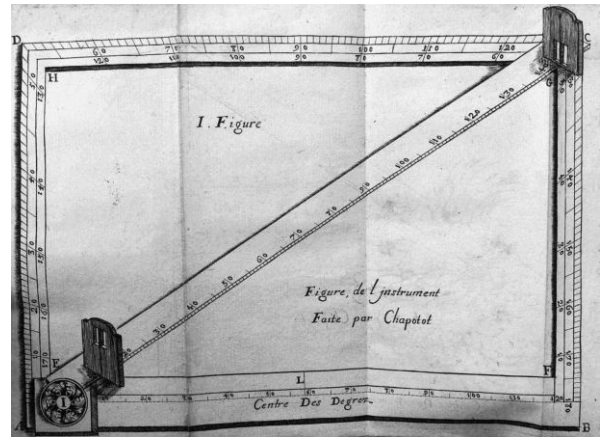


Abbildung 6.2: Zeichnung eines Universalinstruments zur Vermessung vom französischen Mathematiker Jacques Ozanam (1640-1718). Aus >L'usage de l'Instrument universel<, 1688, Paris. Digitalisat: MDZ <https://tinyurl.com/jmtbyken>.

heim eine >Messeordnung< für die Feldmesserzunft. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts wurden in >Reglements< Durchführungsregeln festgelegt, die nicht nur die Messmethoden, sondern auch die Bezahlung regelten.

Die Feldmesser verfügten über ausreichende Informationen, um auch bei einem verlorenen oder absichtlich verschobenen Grenzstein dessen ursprüngliche Position erneut zu rekonstruieren. Deshalb wurden die Mitglieder der Feldmessergesellschaft als angesehene Schiedsrichter bei Grenzstreitigkeiten in der Gemeinde anerkannt und arbeiteten eng mit der Feldpolizei zusammen. Diese Aufgabe war besonders in Rheinhessen wichtig, da die Grundstücke dort klein und zersplittert waren. Obwohl Frank-

reich führend in der Entwicklung von Vermessungsinstrumenten war, war dort diese Einrichtung nicht bekannt, weshalb die Aufgaben der Feldmessergesellschaft nicht übernommen wurden. Philipp Zaun war offensichtlich unglücklich über diese Entwicklung und die – von ihm empfundene – Geringschätzung seines Berufsstands.

Die Frage drängt sich auf: Waren der 95-jährige Philipp Zaun – oder gar der 98-jährige Friedrich Dechent (Kap. 7.2) – die absoluten Ausnahmen zu Neeb's Zeiten?

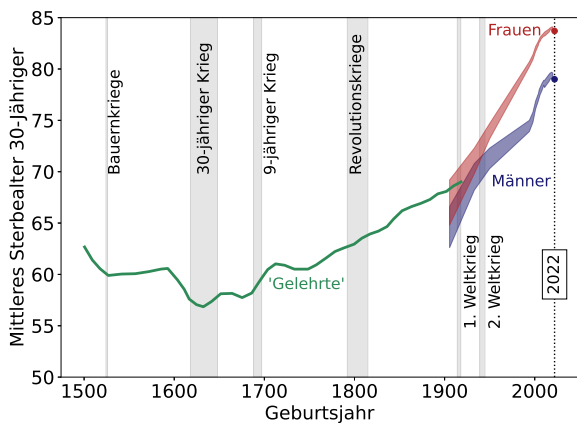


Abbildung 6.3: Mittlere Lebenserwartung von 30-Jährigen Gelehrten und in der Gesamtbevölkerung ab dem 20. Jahrhundert, für 20-Jährige (untere Ränder der roten und blauen Bereiche) und für 40-Jährige (obere Ränder). Quellen: [54], Statistisches Bundesamt.

Selbst deutlich später, im Jahr 1871, betrug die mittlere Lebenserwartung bei Geburt ja nur rund  $35\frac{1}{2}$  Jahre bei Jungen und  $38\frac{1}{2}$  Jahre bei Mädchen. Ausschlaggebend für diese geringe Lebenserwartung war allerdings die hohe Säuglings- und Kindersterblichkeit<sup>2</sup>. So stieg zum Beispiel für Mädchen, die >das erste Jahr überstanden hatten<, die durchschnittliche Lebenserwartung bereits auf 53 Jahre.

<sup>2</sup>Diese war Jungen höher als bei Mädchen und im Sommer verheerender als im Winter.

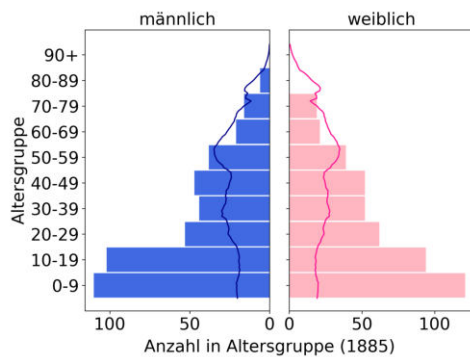


Abbildung 6.4: Altersverteilung in Udenheim im Jahr 1885, verglichen mit dem Jahr 2022 (Linien). Daten aus [27], Digitalisat: <https://tinyurl.com/m3x5wjns>.

Bis weit in das 19. Jahrhundert hinein gab es keine repräsentativen Statistiken zur Lebenserwartung; systematisch wurde diese in Deutschland erst ab dem Kaiserreich im Jahr 1871 erhoben. Für einzelne Gruppen, wie die in Abbildung 6.3 ausgewerteten 30000 dreißigjährigen >Gelehrten< kann man allerdings bekannte Geburts- und Sterbedaten auswerten<sup>3</sup> <sup>4</sup>. In der Grafik schließen sich repräsentative Daten der Lebenserwartung von 20 bzw. 40-Jährigen von 1900 bis heute an.

Überlebte man als Mann den Militärsdienst, als Frau Schwangerschaft, Geburt und Wochenbett und wurde man von damals unbehandelbaren Krankheiten verschont, konnte man auch zu Neeb's Zeiten sehr alt werden. In Udenheim lebten 1888 z.B. sechs Männer im Alter zwischen 80 und 89 Jahren (siehe Abb. 6.4).

<sup>3</sup>R. Stelter, D. de la Croix und M. Myrskylä. „Leaders and laggards in life expectancy among European scholars from the sixteenth to the early twentieth century“. In: *Demography* 58.1 (2021), S. 111–135. URL: <https://tinyurl.com/bdedwd3h>.

<sup>4</sup>Diese Gruppe von Geistesarbeitern, vornehmlich Männer aus (klein)bürgerlichen Verhältnissen, hatte wahrscheinlich eine höhere Lebenserwartung als die Gesamtbevölkerung.

Aus Johann Neeb, *Vermischte Schriften*, III-14, 1816

## 6.1 Rede des Philipp Zaun von Udenheim, Feldmesser-Hauptmann, an seine Collegen (1812)

### Vorerinnerung

In den Rheingegenden und vorzüglich der ehemaligen Pfalz, ist der Boden zu ergiebig und zu theuer, um denselben durch Bestimmung zu grenzscheidenden Gräben oder Streifen un bebauet zu lassen. Auch ist das Grund: Eigenthum [ist] überall sehr zersplittert, und geschlossene Güter sind äusserst selten. Die Versteinung der Felder stand darum vorher unter einer eigenen Behörde, die einen Theil der Communal-Verwaltung ausmachte, die sogenannte Feldmesser-Gesellschaft. Sie entschied über Begrenzung einzelner Äcker als allgemein anerkannter Schiedsrichter der Gemeinde, und handhabte die Feldpolizei in dieser Beziehung.

Die französische Gesetzgebung kennt diese deutsche Einrichtung nicht, so wie in Frankreich selbst sie weniger nöthig ist. Vielleicht kannten die Gesetzgeber auch nicht den Hauptzweck dieser Einrichtung, nämlich die durch kein anderes Zeichen geschiedenen Felder nicht nur zu bemerken, sondern gleich einem Möbel in Verwahr zu legen, wozu nur ein Ausschuss der Gemeinde im Besitz des Geheimnisses den Schlüssel hat. Die Feldmesser wurden in den deutschen Provinzen des französischen Reiches ausser Wirksamkeit gesetzt, und da bei der schwerfälligen Prozeßordnung es leicht geschehen kann, daß um eine willkürlich weggepflügte Furche zu gewinnen, der Werth des Ackers als Vorlage zu Prozeßkosten daran gesetzt werden mußte, so hatte der unredliche Mann gegen seinen friedliebenden Nachbar leicht-

tes Spiel. Die Steine wurden heimlich ausgeworfen und ausgepflügt, und wo nicht die Orts-Feldmesser im Stillen ihren alten Dienst fortsetzten, wurde der Gräuel der Verwüstung allgemein.

In dieser Lage hatte ich mir das *brevet de capacité*<sup>5</sup> für einen Kantons-Geometer ertheilen lassen, und die Feldmesser der mir benachbarten Gemeinden wurden von mir eingeladen, in meinem Namen fortzufahren, das Feld-Eigenthum zu bewachen, und nur in schwierigen Fällen meine Person oder meinen Rath zu reklamiren. In so einem Falle war ich in dem bei Niedersaulheim nahen Orte Udenheim mit den dasigen Feldmessern beschäftigt, wo der alte Philipp Zaun, ein ehrwürdiger Greis, eine Standrede hielt, die im Ganzen getreu ich hier aus dem Gedächtnisse wiedergebe.

### Rede des Philipp Zaun

»Ein Satzstein war wie ein Heiligthum; jedermann ließ ihn unberührt. Man sah ihn an wie eine Hand, die warnt und drohet ... Jetzt liegen die Steine wie todttes Vieh im Felde umher und jeder habtsüchtige stößt sie mit dem Fuße weg ... «

»Ich werde in diesem Sommer neunzig Jahre alt, bin über sechzig Jahre Feldmesser, und ich weiß nicht wie lange schon ein Hauptmann. Aber Jahre und Amt drücken mich mächtig. Die Füße wollen nicht mehr fort; die Meßstange wird meinen Händen zu schwer, und wenn ich Ziffern schreiben will, flimmert es mir vor den Augen. Was habt ihr an so einem abgelebten Knorren? Ihr thut wohl, meine Abdankung heute anzunehmen.

<sup>5</sup>Prüfungszeugnis

---

Ich habe mit Freuden die Last des Amtes getragen. Ich kenne die Furchensteine, Gewannen- und Wegsteine, wie ich meine Kinder und Enkel und Urenkel kenne. Es entging mir nicht, wenn einer fehlte. Ich habe der Steine sehr viele in die Erde gepflanzt, die wacklichsten festgesetzt, die hängenden gerade aufgerichtet. Ich habe von vielen die Richtung genommen, um andere zu sehen, und kein Gang ins Feld war mir zu sauer, wenn es galt, die Nachbarn unseres Dorfes in Frieden und Einigkeit zu halten. Es war auch sonst ein Segen bei diesem Amte. Ein Satzstein war wie ein Heiligthum; jedermann ließ ihn unberührt. Man sah ihn an wie eine Hand, die warnt und drohet. Jetzt liegen die Steine wie todtes Vieh im Felde umher, und jeder habsüchtige stößt sie mit dem Fuße weg, wie sie ihm zu nahe unter den Pflug kommen; und doch zanken sie sich, und schimpfen und schlagen sich um eine Scholle Erde jetzt, wie vor Zeiten.

*»... was so eine gemeine Feldmesser-Gesellschaft in jedem Dorfe vermochte, einen Stein so fest zu machen, und so unangreiflich, als wenn er am Himmel hing ...«*

Wo soll das am Ende hinaus, wenn kein Acker mehr unter Schloß und Riegel liegt, und mit dem Geheimniß des Steinsatzes der Schlüssel dazu verbrochen ist? So ist es aber heuer, wo nichts mehr heilig ist. Ein Furchenstein ist ein Stein wie ein anderer; keiner hat vor ihm mehr Furcht noch Scheu, und wenn sie denn gar von den, wie sie sagen, gelehrten Landgeometern gesetzt werden sollen, werden sie den Bauern vollends despectirlich werden.

Alle Geometer in der Welt vermögen nicht, was so eine gemeine Feldmesser-Gesellschaft in jedem Dorfe vermochte, einen Stein so fest zu machen, und so unangreiflich, als wenn er am Himmel hing. Aber mit dem Glauben sind auch die Feldsteine beweglich und schlockerigt geworden. Ein Sprichwort, das ich von Kindesbeinen an weiß, sagt: »Die Furcht muß den Wald hüten«, ich sage und die Furcht Gottes muß über die Grenzsteine wachen. In meiner früheren Zeit waren die Irrwische noch Irrwische, feurige Geister, die in der Nacht, wo alles Lebendige ruhet, rührig werden im Felde, wo sie im Leben als betrügerische und diebische Steinversenker bei Nacht und Dunkel ihren Nächsten um das Seinige gebracht haben. Ich will es gelten lassen, daß man sagt, das seyen nur leuchtende Moordünste, wenn auch nur noch das Gewissen den beim Leben wie Feuer brennte, der sich mit so einem Feldfrevler belastet. Aber daß sie auch noch das Gewissen zu so kalten irroleuchtenden Dünsten machen wollen, das, meine lieben Amtsbrüder! macht mir bald die Welt verleiden, so gerne ich auch noch erleben möchte, wie und wann es mit der französischen Revolution und dem ewigen Kriegführen ausgehen werde.

Ja, daß ich es euch sage, das französische Revolutionswesen trägt die Schuld von der Geringschätzung unseres Amtes. Sehet! aus Übereilung hatte man sich der Religion bedankt, und glaubte mit der Guillotine und mit den Gesetzen, die auf jedes verfehlte Tüpfelchen aufs I seine bestimmte Strafe aussprechen, stehe Alles in Reihe und Ordnung, was darüber sey, sey Aberglaube. Nun aber sind die Gesetze zu Hause geblieben, haben sich bei Nacht, Wind und Schnee nicht hinter die Gewannen-

---



und Furchensteine gestellt, und ließen es geschehen, daß diese um- und ausgeworfen wurden. Jetzt schämt man sich, die Religion wieder um ihren Tag- und Nachwächterdienst anzusprechen; die Feldeigentümer aber schlafen ein in tausend Sorgen.

*»Bewahret das Siegel der Verschwiegenheit so treu, daß selbst eure Frauen nicht erfahren, daß wir nur ein Geheimniß haben ...«*

Verüblet mir nicht, meine Kollegen! daß ich beim Abschiede von euch das wiederhole, was ich sonst bei der Aufnahme eines Mitgliedes bei dessen Beerdigung sprach. Bewahret das Siegel der Verschwiegenheit so treu, daß selbst eure Frauen nicht erfahren, daß wir nur ein Geheimniß haben. Seyd eifrig in eurem Amt, und übt es auf das Begehren jedes eurer Nachbarn. Die Zeit wird wieder kommen, wo man es einsieht, daß unsere Voreltern auch verständige Leute waren, wenn nämlich jährlich die Äcker ab- und zunehmen, wie alle Monate der Mond, und wenn der Juden-Fluch: >einen bösen Nachbar zu haben<, an den Feldern recht sichtbar wird.

Fahret endlich fort, nach altem Brauche zu euren Verrichtungen aufs Feld honnett <sup>6</sup> gekleidet, wie in die Kirche zu gehen, mit einem Hute und Sonntagsrocke. Ich kann das euch nicht so auslegen, wie das zusammenhängt. Mir scheint es aber, im Sonntagsrocke wäre man ernsthafter und gewissenhafter beim Geschäfte; dem Amte selbst würde ein festtägliches Kleid angethan und unser Respect gegen unsere Verrichtungen ging auf die Leute über.

<sup>6</sup>Aus dem Französischen: >honnête <.

Strauchelt ihr in etwas, so besucht mich mit euren Fragen in meinem Zimmer.

*»... dieses Zimmer ist mein Vorbehalt, ich will es noch recht benutzen, und werde es nicht viel mehr verlassen, und so mich allmählig zu einer engeren Kammer vorbereiten ...«*

Ich habe alles meinen Kindern abgetreten, aber dieses Zimmer ist mein Vorbehalt, ich will es noch recht benutzen, und werde es nicht viel mehr verlassen, und so mich allmählig zu einer engeren Kammer vorbereiten<sup>7</sup>. Es würde mich sehr erfreuen, wenn ich einmal von dort oben herunter ins Thal sehen könnte und bemerkte, wie da durch eure Bemühung die Grenzsteine unserer Äcker alle fein aufmerkten, wie ausgestellte Feldposten, und wie sie jedem unserer Nachbarn und Bürger sein Eigenthum nicht nur bemerkten, sondern auch bewachten.«

<sup>7</sup>(Johann) Philipp Zaun, geboren wahrscheinlich am 18.5.1720, lebte noch drei weitere Jahre und verstarb im Alter von nahezu 95 Jahren am 10.4.1815.



# Rheinhessen und seine Bewohner

# 7

*Ihre Werkstätte ist der freie Himmel ...*

*– sie leiden wenig von mephitischer  
Stubenluft*

In den drei folgenden Artikeln, die im Abstand von 30 Jahren entstanden, spannt Johannes Neeb weite Bögen zu den wesentlichen Aspekte der Provinz Rheinhessen seiner Zeit. Er beleuchtet dabei geografische, geologische, kulturelle, politische und insbesondere landwirtschaftliche Gesichtspunkte.

Rheinhessen zeichnet sich durch ein mildes Klima und fruchtbare Böden mit großem Potenzial aus. Die meisten Böden bestehen aus einer Mischung von Sand, Ton und Schluff<sup>1</sup>, die, je nach Verhältnis, >schwere< bis >sandige< Lehme bildet (siehe Abbildung 7.1). Wie Neeb treffend bemerkt hat, weisen die Böden eine ausgewogene Fähigkeit zur Speicherung von Wasser und Nährstoffen auf, bilden einen guten Humusanteil und werden von vielen Pflanzen gemocht. Neeb schreibt:

*»Auch da, wo der Thon, weniger mit Sand gemischt, als Lehm zu Tage liegt, bewirken zwei Pferde von mäßiger Stärke ohne Anstrengung das erste Pflügen; zum zweiten und dritten Pflügen reicht auch ein Pferd aus ...«*

<sup>1</sup>Definition nach Durchmesser: Sand (2 mm bis 0,063 mm), Schluff (0,063 mm – 0,002 mm) und Ton (kleiner 0,002 Millimeter).

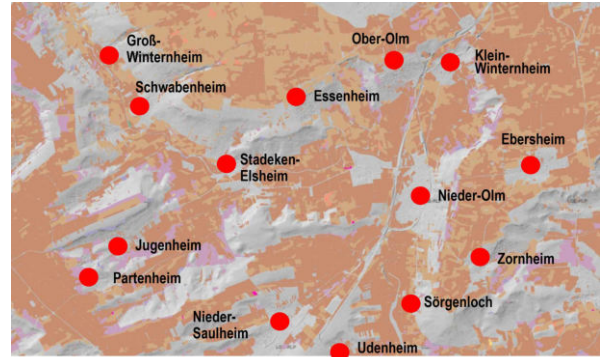


Abbildung 7.1: Ausschnitt Bodenart in Rheinhessen, Landesamt für Geologie, Stand 2024, dl-de/by-2-0. Die Farben lila (schwerer Lehm), dunkelbraun (Lehm) und hellbraun (sandiger Lehm) stehen für die Bodenarten. Die grauen Bereiche sind bebaut oder sind Hänge.

Die Erträge in Rheinhessen waren und sind bei ausreichender Düngung gut bis ausgezeichnet. Die Bodenertragskarte, Abbildung 7.2, weist in den meisten Gebieten ein hohes bis sehr hohes Ertragspotenzial aus.

Neue landwirtschaftliche Verfahren setzten sich zu Beginn des 19. Jahrhunderts langsam durch, wobei der Berner Phillip Emanuel von Fellenberg<sup>2</sup> eine bedeutende Rolle als Innovator spielte. Er untersuchte systematisch, wie der Ertrag durch tieferes Pflügen, eine weniger Mühe machende Fruchtfolge und den Einsatz effizienter Ackergeräte gesteigert werden kann, so dass gleichzeitig Zeit und Kraft bei der Bearbeitung durch »vertreffliche Ackergeräte« eingespart wer-

<sup>2</sup>Schweizer Landwirt und Pädagoge, 1771-1844.

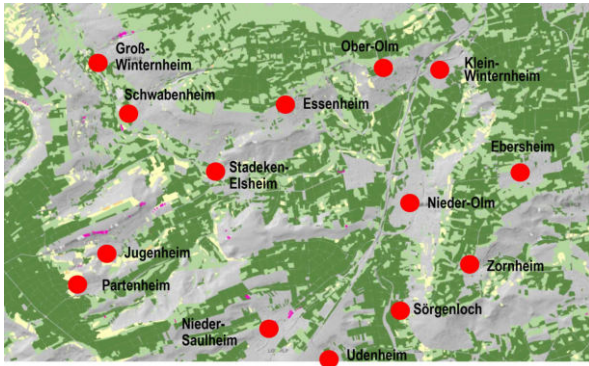


Abbildung 7.2: Ausschnitt Bodenertragskarte in Rheinhessen, Landesamt für Geologie, Stand 2024, dl-de/by-2-0. Sehr hohes Ertragspotenzial dunkelgrün, hohes Potenzial hellgrün.

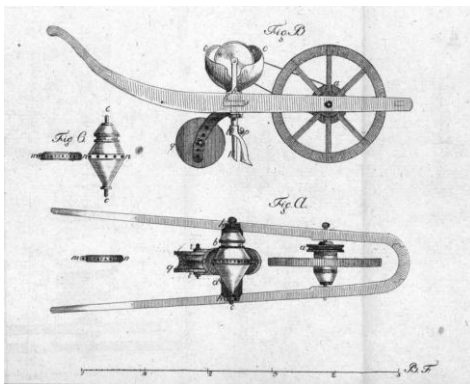


Abbildung 7.3: Maschine zum Säen von Rüben, aus Fellenberg, *Landwirtschaftliche Blätter von Hofwyl*, 3. Heft, Anhang Tafeln, 1811, © ETH Zurich, <https://tinyurl.com/59xuxdpu>. Neeb schreibt 1816, dass damals solche Sämaschinen in Rheinhessen nur vom Hörensagen bekannt waren.

den. Neeb würdigte Fellenberg und seine Erkenntnisse in einem eigenen Artikel mit dem Titel »Was ist von dem Fellenbergischen Ackersysteme in unseren Gegenden anwendbar?«. Dort betont er das ökonomische Ziel des Ackerbaus, nämlich der Erde den maximalen Ertrag an organischen Produkten in minimaler Zeit und mit geringstem Kraftaufwand zu entlocken.

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts wurden verschiedene Arten von Pflügen, Pfer-

dehacken, Sämaschinen<sup>3</sup> und ähnliche Geräten entwickelt, und die Erträge bei einem geringerem Arbeitsaufwand zu erhöhen. Dies gilt auch für die Neeb's Heimgemeinde Nieder-Saulheim.

Dort lebten im Jahr 1825 etwa 1500 Personen in 253 Wohnhäusern. Im Dorf gab es rund 100 Scheunen, zwei Kirchen, drei Mühlen und ein Gemeindehaus. Abgesehen von etwa 90 Dienstboten, waren die meisten Bewohner in der Landwirtschaft tätig und bewirtschafteten ihre Äcker sowie ihre Weinberge. Kurz, eine recht typische Situation für Rheinhessen Anfang des 19. Jahrhunderts.

Aufgrund der Qualität der Böden war der Anteil der Weideflächen für die Viehzucht vergleichsweise gering. Dies macht Abbildung 7.4 deutlich, wo beispielhaft die Landnutzung in Nieder-Saulheim im Jahr 1825, als Johannes Neeb bereits 20 Jahre Ortsbürgermeister war, gezeigt ist. Weideflächen, wie auch Weinberge, beanspruchten in Nieder-Saulheim jeweils nur 8% der landwirtschaftlichen Fläche.

Dennoch war es notwendig, Nutztiere zu halten, sowohl zur Eigenversorgung mit Fleisch und Milch als auch als Zugtiere. Dies zeigt sich in Abbildung 7.5, wo die Aufteilung des Viehbestands in Nieder-Saulheim im Jahr 1825 dargestellt ist. Statistisch gesehen, gab es nur 0.63 Nutztiere pro Person, hauptsächlich Schweine und Kühe. Pferde und Ochsen als Zugtiere hielten sich ungefähr die Waage; Schafe und Ziegen hatten an Bedeutung verloren.

Neeb schreibt dazu in den Worten von Friedrich Dechende, der auf das 18. Jahrhundert zurückblickt<sup>4</sup>:

<sup>3</sup>Neeb spricht 1816 von einer breitwürfigen Saateinbringung und 1843 von einer Hinwendung zur Drillwirtschaft.

<sup>4</sup>Friedrich Dechent, wahrscheinlich 1705 - 1803.

»Die Schäfferei habe [damals] in den vielen brach gelegenen Plätzen Raum gehabt; mancher Bauer habe sich 10 Stück und mehr Schaaf gehalten, und so hätte man auch mehr von Hammelfleisch und Schotenfrüchten gelebt, wie man heutigen Tages mehr von Schweinefleisch und Kartoffeln lebt.«

Um den Mangel an natürlichen Weideflächen auszugleichen, wurde der Anbau verschiedener Kleearten und von Esparsette<sup>5</sup> betrieben; auch die Stallfütterung wurde eingeführt. Die Zucht war in Rheinhessen noch nicht weit fortgeschritten. So nennt Neeb die Rasse des Hornviehs »sehr mittelmäßig«.

Ohne mineralischen Dünger war das Einbringen von tierischem Dung entscheidend, um die Auslaugung der Böden zu begrenzen: Pflanzen benötigen Stickstoff, um Eiweiß zu bilden, Phosphor, um Energie im Organismus zu transportieren und Kalium zur Regulation des Wasser- und Nährstoffhaushalts. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts konnte die Bodenqualität zusätzlich durch Fruchtwechsel und Zugabe von Gips verbessert werden. Zwar brachte 1806 Alexander von Humboldt die ersten Guano-Proben<sup>6</sup> mit nach Europa; der Guano-Boom in Europa erreichte jedoch seinen Höhepunkt erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Trotz der Versuche von Chemikern im frühen 19. Jahrhundert, Düngemittel synthetisch herzustellen (über deren Erfolge Neeb negativ spricht), gelang es Fritz Haber erst 1908, Ammoniak synthetisch aus

<sup>5</sup>Ein Schmetterlingsblütler zur Verbesserung der Bodenqualität, auch genutzt als Futtermittel mit hohem Eiweißgehalt und entzündungshemmender, sowie wurmabtötender Wirkung. Die verwandte aber ertragsreichere Luzerne verdrängte die Esparsette.

<sup>6</sup>Phosphatreiches Gemenge aus den Exkrementen von Seevögeln.

Landaufteilung Nieder-Saulheim 1825

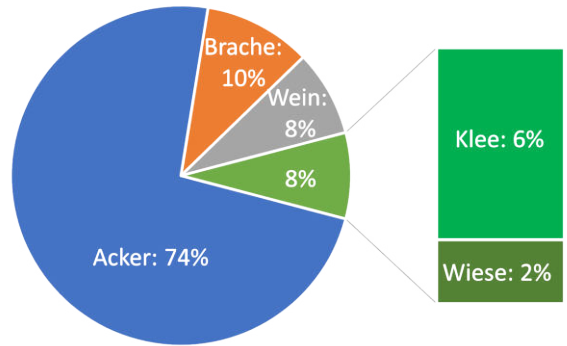


Abbildung 7.4: Beispiel Nieder-Saulheim : Aufteil des Fläche nach landwirtschaftlichen Nutzungsarten im Jahr 1825. Datenquelle [33].

Nutztiere in Nieder-Saulheim 1825

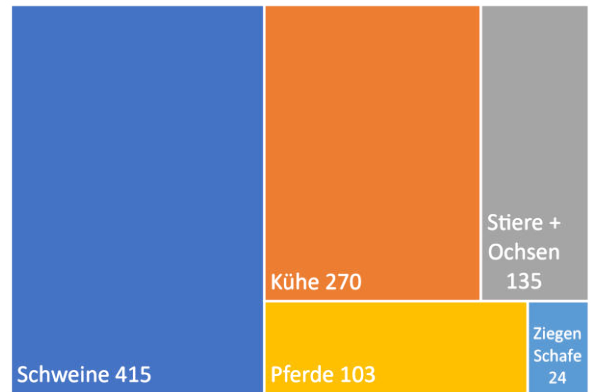


Abbildung 7.5: Beispiel Nieder-Saulheim: Nutztierbestand im Jahr 1825. Datenquelle: [33].

Wasserstoff und Stickstoff herzustellen<sup>7</sup>.

1913 begann die BASF mit der Massenproduktion. Düngung, Anbautechniken und insbesondere Züchtungserfolge führten seit dem frühen 19. Jahrhundert zu einer Verachtfachung der Getreideerträge. Die rasante Steigerung der Er-

<sup>7</sup>Ammoniak ersetzte stickstoffhaltige Dünger wie Gülle und Mist; Stickstoff ist der »Motor des Pflanzenwachstums« und somit die wichtigste Düngerform. Durch Bodenbakterien wird Ammoniak zu Nitrat, was bei hohen Konzentrationen zum Problem für die Wasserversorgung wird. Aus deswegen wurde der Düngemittelverbrauch in Deutschland seit 1985 sehr deutlich gesenkt.

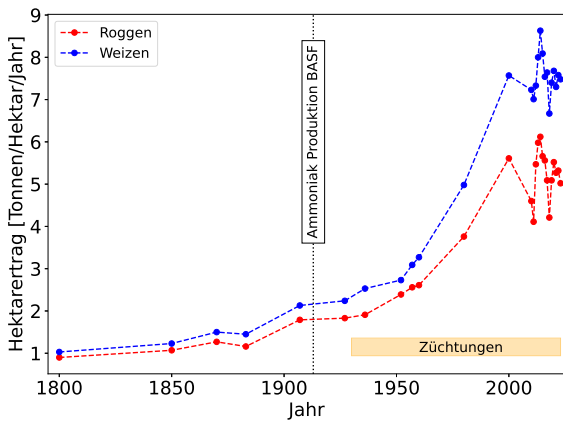


Abbildung 7.6: Entwicklung des Getreideertrags pro landwirtschaftliche Fläche in Deutschland seit 1800. Datenquelle: Statista, <https://tinyurl.com/2zfkwx8>.

träge pro landwirtschaftlicher Fläche hat sich in den letzten Jahrzehnten allerdings nicht weiter fortgesetzt, wie man an Abbildung 7.6 sieht.

In den drei ausgewählten Artikeln beschreibt Neeb auch den Charakter der Bewohnerinnen und Bewohner RheinhesSENS. Obwohl Neebs Biograf ihn als eher schüchtern charakterisiert und anmerkt, dass »daher seine Gedanken nicht immer Gehör fanden«, präsentiert sich Neeb hier als Freund des offenen und klaren Wortes. Dies wird besonders im Text zur »Charakteristik der Bauern in RheinhesSEN« deutlich, in dem er die Menschen ziemlich unverblümt, aber mit ehrlich empfundener Zuneigung beschreibt. Er charakterisiert diese als selbstbewusst, unbeschwert, aber gelegentlich auch leichtsinig. Nach Neeb prägen die Landeskultur und die Landwirtschaft den optimistisch-gelassenen, anpassungsfähigen und genießerischen Charakter der Menschen in RheinhesSEN.

In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts erlebten die RheinhesSEN viele Veränderungen, wie der Vergleich von Neebs Beschreibungen aus den Jahren

1815 und 1843 zeigt. Um 1815 lebten rund 162.000 Menschen in RheinhesSEN; zwischen seinen beiden Aufsätzen hatte sich die Bevölkerung bereits um rund ein Viertel erhöht. Möglich wurde deren Ernährung durch die Umwandlung von Brachflächen, den Ausbau des Kartoffelanbaus und durch die leichte Erhöhung des Ertrags pro Fläche. Der steigende Holzbedarf<sup>8</sup> und die dadurch immer fragwürdigere Abholzung wurden zu einem ernstern Problem. Neeb widmete diesem Thema 1838 einen eigenen Artikel mit dem Titel: »Über die Steuerung des Holz mangels in RheinhesSEN« [46].

Der zunehmende Holzbedarf<sup>9</sup> und die so immer kritischer werdendere Abholzung wurde allerdings zu einem Problem. Diesem widmet Neeb im Jahr 1838 einen eigenen Artikel mit dem Titel: »Über die Steuerung des Holz mangels in RheinhesSEN« [46]. Er schreibt dort:

»Die Holznoth ist ein größeres Uebel als die Theuerung nach einem Mißjahre. Der Mensch verträgt leichter die Beschränkung seiner Lebensnothdurft als die Kälte.«

Der Grad an bürgerlicher Freiheit und Gleichheit durch die liberale Gesetzgebung am Ende der Franzosenzeit konnte nicht aufrechterhalten werden. Der selbstbewusste Geist hatte sich allerdings in den Köpfen der RheinhesSinnen und RheinhesSEN festgesetzt. So schreibt Neeb im Jahr 1843:

»Die RheinhesSEN wurden in dem Maße, in dem sie zur Betriebsamkeit genötigt wurden, auch geistesfreier, gedankenreicher, hospita-ler<sup>10</sup>, toleranter, unternehmender, freilich auch genussüchtiger und luxuriöser ...«

<sup>8</sup>Das Kochen der Kartoffeln verbrauchte z.B. mehr Holz als das Brotbacken in der Dorfbackstube.

<sup>9</sup>Das Kochen der Kartoffeln verbrauchte z.B. mehr Holz als das Brotbacken in der Dorfbackstube.

<sup>10</sup>gastfreundlicher

Aus Johann Neeb, *Vermischte Schriften III* 26, 1817

## 7.1 Die Provinz Rheinhessen in land- und staatswirthschaftlicher Hinsicht

Hundert und zwei und sechzig tausend Menschen leben in der Provinz Rheinhessen auf etwa zwanzig Quadratmeilen fruchtbaren Bodens, unter dem Schutze liberaler Gesetze. Der hohe Grad bürgerlicher Freiheit und Gleichheit unter einem Gesetze führt zur leichten Entwicklung ihrer physischen und moralischen Kräfte, bei ländlicher Betriebsamkeit, für die schon der Anblick des dadurch bewirkten Segens ein großer Genuß, und der Wechsel so mannigfaltiger Arbeiten die angenehmste Erholung ist. Die hohe Landeskultur dieser Provinz gibt Bild und Maß von dem intellectuellen Stande seiner Bewohner. Entfernt man sich vom Rheine, der seine östliche und nördliche Grenze wie ein blanker Gürtel verschönert, so findet man an den Gegenden des Binnenlandes eben nicht den Charakter hoher Schönheit, sondern Formen einer gefälligen Natur, die das Leben, welches sie von den fleißigen Menschen empfängt, wieder über sie dankbar verbreitet; da keine Waldungen die Aussicht hemmen, so übersieht man fast auf jedem Hügel in 16 oder 20 Dörfern die Wohnsitze von 12 bis 16,000 Menschen, die sich um ihr Leben plagen, und sich dessen freuen.

*»Der Rheinhesse, zugleich Acker- und Weinbauer, ist ein Junge voller Hoffnung und leichten Sinnes.«*

Der Rheinhesse, zugleich Acker- und Weinbauer, ist ein Junge voller Hoffnung und leichten Sinnes. Die Witterung muß

sehr hartnäckig seyn, bis für seine Weinberge die Sonne zu warm und der Himmel zu lange heiter ist, oder bis der Regen für seine künstlichen Wiesen und abschüssigen Felder verderblich wird; und so beruhigt er sich leicht bei jeder Witterung mit einem Troste. Wie viel Glückliche sind an Vertröstungen reicher? Der Wetterhahn ist das Gnadenbild, auf das er am andächtigsten und meisten blickt!

Der beständige Wechsel so mannigfaltiger Arbeiten in jeder Jahreszeit erhält den Menschen in munterer Laune und bei gelenksamen Sitten. Ebenso lebenslustig als emsig bereuet es der Rheinhesse nicht leicht, den Gewinn eines mühevollen Tages an eine fröhliche Stunde zu setzen. Er erwirbt viel, und wenn es ihm vergönnt ist, genießt er viel, und darum vermißt man sogar bei dem Vermögenden im Inneren seiner Wohnung gemeinlich das, was die reinliche Kultur und der Reichtum seiner Felder und Weinberge erwarten läßt. Große Sparsamkeit ist keine seiner Kardinaltugenden.

Im Gemälde dieses Ländchens sind tiefe Schatten neben erfreulichem Lichte. Seine Kunststraßen zu dem leichten Handels-Verkehr sind auch oft gebrauchte Heerstraßen. Seine Hauptstadt, von Deutschen und Franzosen befestigt, dient bald diesen, bald jenen zum Schutz und Trutz, zur Zeit unserer Ahnen, und, ich fürchte auch unserer Enkel. Jede Generation erlebt es, auf viele Monate, ja Jahre, Gäste bewirthen zu müssen, die ihr die Aufnahme nicht danken. Die neueste Geschichte der Mainzer Festung enthält wirklich die Erfüllung einer alten Weissagung: Daß zu Anfang dieses Jahrhunderts in ihrer Nähe der Muselman sein Roß im Rheine tränken würde. Ich dachte an diese Sage aus meiner Jugend, als ich im Winter 1814 einem Tartaren sein

---

Pferd hielt, das muthig von unserem Hafer, den von unserem Weine gegen sein Gesetz und unser Recht berauschten Reiter abgeworfen hatte. So vereinigt sich mit dem Antriebe zur Thätigkeit aus der Gunst der Natur auch noch oft der Stachel harter Kriegsnoth!

*»Er erwirbt viel, und wenn es ihm vergönnt ist, genießt er viel, und darum vermißt man sogar bei dem Vermögenden im Inneren seiner Wohnung gemeinlich das, was die reinliche Kultur und der Reichthum seiner Felder und Weinberge erwarten läßt. Große Sparsamkeit ist keine seiner Kardinaltugenden.«*

Bei der Wechselwirkung zwischen der Gestaltung dieses Landes und der Bildung seiner Bewohner sehe ich mich oft verlegen, was ich in dieser gedrängten Darstellung als Grund voran oder als Wirkung nachbemerken soll. In dem größtentheils angebauten Lande gibt es nur wenige steinigte Hügel, nur kleine sandigte Ebenen, die der Kultur widerstehen, oder nur zur Holzbenutzung taugen. In den meisten der zehen Kantone ist die Oberfläche des Bodens selten waagrecht, einige Höhen und das alte breite Rheinbett ausgenommen. Die vielen Thäler sind durch kleine Bäche gebildet, deren schleichendes Wasser in den Sommermonaten die höchstens zweigängigen Mühlen ohne Schleuse und periodische Hemmung<sup>11</sup> zu treiben nicht im Stande ist. Der bedeutendste Bach ist die Selz; sie durchschlängelt in starken Krümmungen eines sehr fruchtbaren Thales beinah die Mitte der Provinz, und windet sich durch

<sup>11</sup>Mit zwei Mahlwerken ausgerüstet Mühle. Eine periodische Hemmung zur Drehzahlstabilisierung kennt man z.B. von Uhren.

die Kantone Alzei, Werstadt, Niederolm und Ingelheim nach dem Rheine, indem sie jede halbe Stunde eine Gemeinde begrüßt.

Nicht überall haben die Hügel einen steinigten Kern; ihre Höhe nimmt durch den Anbau jährlich ab, und nicht sehr alte Leute versichern, sie hätten in ihrer Jugend entlegene Kirchthürme von dem Stande nicht erblickt, von dem man heute mehr als ihre Spitze ansichtig wird. Erfahrene Landwirthe meinen, vor Zeiten hätte es mehr nasse der Wintersaat verderbliche Jahre gegeben, und dormalen würden mit öfterem Glücke Niederungen im Herbste besamet, als sonst wegen dem zu lange auf ihnen stehenden Schneewasser zu thun rathsam war. Allein diese Erfahrung hat auch noch einen anderen Grund. Sumpfige Gegenden werden durch Überschwemmung, die ihnen aus umgebrochenen Fels mehr Erde zuführt, allmählig erhöht, die durch den tiefer greifenden Pflug aufgelockerte Oberfläche seigt<sup>12</sup> das Schnee- und Regenwasser mehr nach unten durch, hält es da zurück, und die Niederungen werden nicht so leicht dessen Sammelplag. Auch die Bäche werden eben wegen dieser erhöhten Ackerkultur weniger durch die Wolkengüsse verstärkt, und die Natur wird in einer Gegend, die für Windmühlen nicht geeignet ist, den Müllern ihre Hülfe sparsamer zukommen lassen, und sie nöthigen mehr die Mechanik zu berathen. Mir scheint, ein vermehrter Ackerbau habe großen Einfluß auf die verminderte Quantität des Regens. Die Feuchtigkeit auf einer geschlossenen Oberfläche dünstet geschwinder weg, als wenn sie von einer aufgelockerten Erde gebunden ist. Die Luft wird dort eher wieder mit Wassertheilen ge-

<sup>12</sup>seigen: durch eine Rinne niedersinken.



schwängert, und die elektrischen Prozesse bewirken einen öfteren und stärkeren Niederschlag davon in Wolken und Regen<sup>13</sup>. Dagegen ersetzt diesen Abgang dem Getreide der unter seinen Wurzeln durch den Pflug gebildete Wasserbehälter durch Ausdünstung nach oben, und gibt den Wurzeln, was Thau und Regen den Blättern und dem Schafte geben. Wir haben aus sicherer Beobachtung noch keine Bestimmung der mittleren Quantität des jährlichen Regens auf eine gegebene Fläche; sie ist offenbar geringer als in den Gegenden des Sonwaldes und Donnersberges, auch wahrscheinlich geringer als in dem Rheingau, dessen hoher und waldiger Bergrücken auf Veränderung der Lufterlektricität stärkeren Einfluß hat, als ein Landstrich, in dem es nur darum Hügel gibt, weil unbedeutende Bäche nach langer Zeit Thäler in die Ebenen einst geschnitten haben.

In den meisten Fluren der Provinz sind die Haupterdarten: Kalk, Sand und Thon. Die beiden letzten in ihrer Mischung als Leimen<sup>14</sup> bilden den größten Theil des Bodens. Der Leimen und Thon ist selten ohne Vermischung mit Kalk. Dieser Bestandtheil schwächt die dem Thone eigne Klebrigkeit und Störrigkeit, und bewirkt, daß eines der nützlichsten Futterkräuter, die Esparcette<sup>15</sup> auch in unseren geringeren Feldern gedeihet.

Auch da, wo der Thon, weniger mit Sand gemischt, als Letten<sup>16</sup> zu Tage liegt,

<sup>13</sup>NEEB: Die Flüsse des alten Germaniens waren tiefer und breiter, als sie heute sind. Die geschlossene Erde nahm nicht so viel Regen auf, die kältere Sonne verdunstete nicht so viel; der Luft hatten die dichten Wälder den freieren Durchstrich gewehrt.

<sup>14</sup>Leimen = Lehm (>schmieriger Boden<).

<sup>15</sup>Die Saat-Esparcette ist ein Schmetterlingsblütler, der als Trockenfutterpflanze und Verbesserer der Böden Verwendung findet.

<sup>16</sup>schluffiger bis sandiger Ton mit geringer Beimengung von Kalk.

bewirken zwei Pferde von mäßiger Stärke ohne Anstrengung das erste Pflügen (Brachen); zum zweiten und dritten Pflügen (Felgen und Rühren) reicht auch ein Pferd zu. Der Sand erscheint in seiner unfruchtbaren Reinheit nur in Gegenden des alten Bettes des Rheines und der Nähe. In dem Kantone Ingelheim sind einige Banne<sup>17</sup> mit seinem Fluche schwer belastet. Metallsaure Theile sind selten dem Boden beigemischt. Das Eisen, das dem Leben der Pflanzen so schädlich als dem thierischen gedeihlich ist, findet sich spärlich, und die Ockererde<sup>18</sup> erscheint bei dem Lehm und Letten in unachtbarer Menge. Nur in wenigen Gemarkungen, als Selzen (im Kantone Oppenheim) und Gaubischheim (im Kantone Niederolm) findet man in den sogenannten Schwarzfeldern eine Anhäufung von Metallsäure, die bis heute der sorgfältigsten Pflege des Bodens den Dank versagte. Nur in einigen Gewannen gewisser Gemarkungen ist dem Boden mehr Kalk beigemischt, als seine Fruchtbarkeit erträgt.

Mergel<sup>19</sup> wird nirgends gegraben; seine Bestandtheile findet man in ungleicher Vermengung in fast jedem Banne. Er wird weniger vermißt als der Gips, den wir aus dem Auslande beziehen, und damit unsere Kleefelder, die Rüben, Reps und Erbsenfelder bestreuen. Anstatt zu mergeln, ist mehr als anderswo der Gebrauch eingeführt, die Felder durch Vermischung entgegengesetzter Erdarten zu verbessern. Diese Arbeit geschieht im Winter; die Kasten der Karren sind zum leichten Abladen auf einer Are beweglich. Nur fehlt es den Gemeinden noch an einem Erdbohrer, um oft in der Nähe aufzufinden, was sie von ferne herbeiführen.

<sup>17</sup>Gemarkungen

<sup>18</sup>Im Sand enthaltenes und oxidiertes Eisen erzeugt im Gemisch mit Ton eine breite Palette von Farbönen.

<sup>19</sup>Aus Kalk und Ton bestehendes Sedimentgestein.

Die lästigsten Unkräuter sind in den leichten Feldern die Quecke; in schwerem lettigen Boden der Huflattig, und in nassen Niederungen das Flechtgras und das Schaftenheu<sup>20</sup>. Letzteres ist übrigens in diesem Lande die Landplage nicht, wie für andere Gegenden, wo man die Mittel ihrer Zerstörung zum Gegenstande wiederholter Preisaufgaben gemacht hat. Andere Kräuter, die unzerstörlich sich im Getreidefelde finden, als die Winde, und so reichlich milchgebende und nährnde Distel, Erdmäuse, verschont der Ärmere wegen der Benutzung für das Vieh gerne mit dem Namen eines Unkrautes.

*»[der Boden] ist nicht so üppig fruchtbar, um den Besitzer zur Faulheit zu verführen, nicht so undankbar, um seinen Fleiß niederzuschlagen ... «*

Im Allgemeinen hat der Boden die goldene Mittelmäßigkeit. Er ist nicht so üppig fruchtbar, um den Besitzer zur Faulheit zu verführen, nicht so undankbar, um seinen Fleiß niederzuschlagen. Nur wenige Felder geben zwölfmal das Saatkorn wieder, noch weniger bleiben bei einiger Pflege das Fünffache schuldig. Die aus dem vermoderten Holz und Laube der Urwälder angehäufte Pflanzenerde ist schon längst ausgebauet, ausgelaugt und weggeschwemmt. Der Boden bedarf überall des Düngers, doch hält er seine Kraft in den meisten Feldern und bei einem wohlgeählten Ackersysteme acht bis zehn Jahre.

Die Meinung einer allmählichen Abnahme der Fruchtbarkeit scheint sich in Beziehung dieser hügeligen Gegend zu bestätigen. Die Bäche und Flüsse führen allmählig die fruchtbare Erde dem Meere wieder zu, das einst den Boden damit

<sup>20</sup>*equisetum vulg.*

überdünget hatte, wie wir in versteinerten Muscheln, der Menge Haifischzähne noch Spuren seines ehemaligen Standes über unsern Feldern finden. Übrigens mag der Zeitpunkt noch ferne seyn, bis die gänzliche moralische Unfruchtbarkeit unseres Geschlechtes und die physische unserer Felder eine Störung des astronomischen Gleichgewichtes nöthig macht, wodurch der in seinen Tiefen erschütterte Ocean gezwungen wird, seine Ungeheuer und Fluthen über die Wohnsitze der Menschen auszuspeien, und das Becken der Gewässer sich zum neuen Wohnsitz der Landthiere und Pflanzen eignet.

*»Auch wirkte die Verwandlung des Zehenden, der den Fleiß belastet, in eine ständige Grundsteuer ... mehr zur Abschaffung der Brache als alles Zureden in ungelesenen Büchern. «*

Schwerlich liegt dermalen auf fünf hundert Morgen<sup>21</sup> Feldes ein Morgen ganz ungebaut. Vor Abschaffung des Zehenden gab es mehr verödete Felder, die dieser Fluch zur ewigen Verwilderung verdammt hielt. Dieses Loos mußte jeden Boden treffen, wo nach Abzug des zehnten Theiles des Ertrags die Baukosten nicht mehr gedeckt werden. Auch wirkte die Verwandlung des Zehenden, der den Fleiß belastet, in eine ständige Grundsteuer, die nach der natürlichen Güte und Größe des Bodens ausgeschlagen ist, mehr zur Abschaffung der Brache als alles Zureden in ungelesenen Büchern.

Der Grundeigenthümer muß seinen Acker alle Jahr versteuern, so sucht er auch ihn alle Jahre zu benutzen. Die Abschaffung der Brache ist die Aufgabe zu

<sup>21</sup>*regional unterschiedliches Flächenmaß. Im Großherzogtum Hessen entsprach ein Morgen 2500 Quadratmetern.*

einem landwirthschaftlichen Ideal; die Localität und die Art der Feldbenutzung entscheidet über die Schwierigkeit, sich ihm anzunähern. Unsere Weinberge geben uns den Dung nicht wieder, den sie unseren Feldern entziehen; dagegen wird die Einführung künstlicher Wiesen allgemeiner, und sie tragen auf mehrere Jahre ohne weitere Pflege, und ohne den Acker zu entschöpfen.

*»Der Verkauf der Nationalgüter gab dem ländlichen Fleiße einen neuen Trieb. Die vielen Pachtthöfe waren die ewigen Nester einer geflissentlichen Faulheit ... Als die Domänengüter in das Eigenthum des Privatmannes übergingen, setzte sich in den Gedanken eines vollen Besitzes ein Stachel der Thätigkeit fest ...«*

Der Verkauf der Nationalgüter gab dem ländlichen Fleiße einen neuen Trieb. Die vielen Pachtthöfe waren die ewigen Nester einer geflissentlichen Faulheit; der Nutznießer fürchtete, er werde wider sich selbst durch Verbesserung des Gutes den künftigen Pachtzins erhöhen, der gewöhnlich so gering war, daß die hergebrachte Trägheit den Pächter selten ganz zu Gründe richtete. Als die Domänengüter in das Eigenthum des Privatmannes übergingen, setzte sich in den Gedanken eines vollen Besitzes ein Stachel der Thätigkeit fest, der bei dem Verkaufe auf mehrere Zahltermine durch den Kredit geschärft worden, dessen Mißbrauch der in Zahlung rückständige Käufer schwer zu büßen hatte.

Zum Baue der Felder bedient man sich fast einzig des einfachen Wendepfluges, den man nur in seltenen Fällen bei dem Stürzen eines Klee- oder Wie-

senstückes mit einem Sechmesser<sup>22</sup> versiehet. Überall in meinen Reisen durch einen Theil Deutschlands sah ich die bessere Kultur bei diesem einfacheren Ackergeräthe, und wo das unbewegliche Streichbrett am Pfluge fest sitzt, bemerkte ich eine schlecht gezogene Furche und unreine Felder. So hängt oft das Glück eines ganzen Volkes von Kleinigkeiten ab, die man übersieht. Der Pflug mit einer spitzen Schaar und unbeweglichem hohen und einwärts gekrümmten Streichbrett wird für das Umbrechen begrasteter Kleefelder nützlich befunden; den Pflug mit doppeltem Streichbrett zur Anhäufung der Kartoffelstöcke gebrauchen nur wenige. Er erfüllt seine Bestimmung nicht ganz. Den Haken und die Säemaschine kennt man nur aus Beschreibung. Eine Walze und eiserne Egge, neben der hölzernen, finden wir bei jedem wohlhabenden Bauer. Überall säet man breitwürfig; der Same wird untergepflügt, nicht untergeeggt, außer die feineren Körner, als Reps, Rüb- und Kleesamen. Man pflüget eine schmale Furche, die Tiefe des Pflügens wird nach der Natur des Ackers und der zu bestellenden Frucht gerichtet. Selten deckt der fruchtbare Boden so spärlich die Oberfläche, daß der Pflug die todte Erde hervorhebt; doch wie dazu der Pflug zu stellen, ist eine allgemein verbreitete Kenntniß.

In den Kantonen in der Umgebung von Mainz bedient man sich zum Ackerbau fast ausschließlich der Pferde, in den entfernteren Orten zum Theile der Ochsen. Localität, verschiedene Beschaffenheit des Bodens ändern die Resultate bei Berechnung des Vortheiles, wenn man den wohlfeileren zu mehreren Zwecken nutzbaren, aber langsameren Ochsen ge-

<sup>22</sup>Sechmesser: Ein scharfes, schneidendes Sech vor dem Pflug bewirkt eine Verringerung der erforderlichen Zugkraft beim Pflügen und ein saubereres Ergebnis.

---

gen das Pferd stellt, das nach seinem siebenten Lebensjahre an Werth abnimmt, mehreren Fehlern unterworfen, kostspieliger zu unterhalten, aber auch behender in der Arbeit ist, und brauchbar zu jeder Zeit, auf beeistem Wege im Winter, wie auf durch Regen aufgeweichtem Thonboden. Besitzer größerer Güter bedienen sich zugleich beider Arten des Zugviches.

Nicht in allen Kantonen wächst Heu genug für die Pferde. Zur Ruhezeit im Winter gibt ihnen der geringere Bauer anstatt des Hafers oder des Spelzes, kleingeschnittene Möhren (gelbe Rüben) unter den Hekkerling<sup>23</sup>. Man zieht sie den Kartoffeln vor, womit man in England, auch im nördlichen Deutschland, zuweilen die Pferde füttert. Die meisten Pferde werden von fremden Märkten bezogen. Schwerlich überwiegt der Vortheil aus der Einrichtung, zur Sprungzeit Hengste aus den großherzoglichen Ställen auf das Land zur Veredlung und Fortpflanzung der Pferde zu vertheilen, die Kosten dieser Anstalt und der Zucht der Fohlen. Das Heu ist zu theuer und der Weideplätze sind zu wenige, und die in Ställen erzogenen Thiere erhalten nicht die Stärke und Schönheit, die nur Freiheit und Bewegung bewirken. Das Pferd ist ein Pflegekind der Sonne; das arabische Pferd hat die dichtesten Nervenstränge am sparsamsten mit dem lästigen Fleische bedeckt.

*»Das Pferd ist ein Pflegekind der Sonne; das arabische Pferd hat die dichtesten Nervenstränge am sparsamsten mit dem lästigen Fleische bedeckt.«*

Die Ordnung bei dem wechselnden Bau der Cerealien ist folgende: Korn (Rog-

<sup>23</sup>Heckerling: Häcksel zur Vermischung mit saftigem Futter, Körnern und Wurzelfrüchten.

gen), Weizen, in die fettesten Felder, dann Gerst, Spelz, dann Hafer. Hafer wird nicht genug zum inneren Bedarf, Korn hinlänglich zum Auskommen, gepflanzt; Weizen, Spelz und Gerst können auch noch in mittelmäßigen Fruchthahren ausgeführt werden. Es scheint in der eigenen Beimischung gleichartiger Erden verschiedener Länder, vielleicht auch in der verschiedenen Temperatur der Luft zu liegen, daß in einigen diese Rangordnung, den Hafer, der überall zum schlechteren Boden verwiesen wird, ausgenommen, sogar ganz umgekehrt ist. Ein Kolonist aus solchen Landen, wo man zur Gerste, oder Spelz düngt, und das Korn in den bereits wieder abgemagerten Acker säet, würde, wenn er seiner mitgebrachten Erfahrung folgte, bei uns seine Mißgriffe theuer büßen. So sehr beruht die Landwirthschaft mehr auf Localerfahrung, als auf rationellen Principien.

Das Korn hat das Gewicht nicht, wie in den sandigten Gegenden; dagegen ist der Weizen vorzüglich. Gegen die Krankheit des Brandes<sup>24</sup> sucht man ihn zu verwahren durch Bestreuung der Saatfrucht mit an der Luft verfallenem Kalk, oder durch Sättigung in mit Vitriolöl, auch bloßem Vitriol vermischtem Wasser, oder durch vorletztjährigen Samen. Da die Erfahrung letzteres Mittel bewährt, so scheint wirklich zu dieser Krankheit die Anlage schon in dem schwächlichen Korn zu liegen, das auch schon im ersten Jahre die Kraft der Fortpflanzung verliert. In dieser Voraussetzung hätten oben berührte Reizmittel die Wirkung, das Samenkorn so zu beleben und zu stärken, daß es der zur Entwicklung jener Krankheit günstigen Witterung widerstehen kann.

Unter den verschiedenen Gerstenarten baut man nur die zweizeilige;

<sup>24</sup>Der Roggenstängelbrand wird durch einen Pilz hervorgerufen.

die vier- und sechszeilige wurde gesucht; allein da sie einen bessern Boden fordern und sehr schwer auszudreschen sind, so wurde ihr Anbau wieder aufgegeben. Als vor Jahren der Reps auf uns gewöhnlichen Preis gestiegen, und die Cerealien gefallen waren, legte man vielleicht zum Nachtheile des Ackerbaues sich zu stark auf diese Ölpflanze. Seitdem die Verhältnisse dieser Preise zum Vortheile des Getreides sich geändert haben, haben die vielen Ölmühlen kaum hinlängliche Beschäftigung. Die gewöhnlichen Preisverhältnisse (für das Mainzer Malter <sup>25</sup>) von Reps, zu Weizen, Korn, Gerst und Hafer sind wie 11 zu 6, 42, 32, 3. Das mittlere Gewicht des Mainzer (alten) Malter Reps ist 145 Pfund, Korn 150, Weizen 166, Spelz 100, Gerst 145, Hafer 100 Pfund. Die hier zu Land übliche Repsart ist der sogenannte Kohlreps; er ist körner- und öltreicher als der Rübenreps <sup>26</sup>, der seinerseits wegen dem niedrigen Stengel und dem flach liegenden Blatte die Kälte besser verträgt, auch mit geringerem Boden vorlieb nimmt, und ein paar Tage früher zeitigt.

Würden die schweren Auflagen auf die Einfuhr des Zuckers länger geblieben seyn, so hätte die alte Pfalz wahrscheinlich aufgehört, die berühmte Kornkammer für mehrere andre Gegenden zu seyn, und schwerlich würde man heute auf dem Kornmarkte zu Amsterdam und London nach den Fruchtpreisen zu Mainz fragen, woran doch auch die Mainzer Fruchthändler das Verdienst haben. Schon waren viele Erlaubnißschei-

<sup>25</sup>Malter: Volumenmaß das 109,387 Litern entspricht.

<sup>26</sup>Der Rübenreps (Rübsen, *brassica rapa* wird seit der Jungsteinzeit zur Pflanzenfettgewinnung kultiviert. Er gehört zur gleichen Familie wie z.B. Steckrüben und Pak Choy. Der Kohlreps (*Raps, brassica napus*) wurde daraus gezüchtet.

ne (Lizenzen) zur Fabrikation aus Runkelrüben <sup>27</sup> gesucht und gegeben. Der vermehrte Anbau dieser den Boden äusserst entschöpfenden Pflanze hätte auf den Bau der Cerealien verderblichen Einfluß gehabt. Nur der Fruchtbau erhält den wohlthätigen Zirkel, der das durch den Dünger und das Stroh dem Acker wieder zuführt, was ihm durch Erziehung der genießbaren Frucht entzogen wird.

Eigentliche Handelskräuter werden keine gezogen, selbst der Taback nur in kleinen Versuchen. Wahrscheinlich hätte der im letzten Jahre so hohe Preis dieser beinah unentbehrlichen Pflanze zu ihrem Anbau viele Landwirthe verleitet, wenn nicht der Friede zwischen England und Nordamerika wieder die Nachfrage vermindert hätte. Indessen so produktiv auch der Tabacksbau ist, und so unschädlich dem Getreidebau: so bleibt doch für die so mannigfaltige Handarbeit bei seiner Kultur in den Gegenden, wo ein starker Weinbau mit Ackerbau verbunden ist, wenig Zeit übrig.

Die französische Regierung bemühte sich, in diesem Bezirke den Waidbau <sup>28</sup> zur Fabrikation des Indigo einzuführen. Sie ließ den Samen unentgeltlich verteilen, und auf ihre Kosten die neuesten, Zeit und Kosten ersparenden, Verfahrensarten, den Indigo aus den durch Macerastion <sup>29</sup> erweichten Blättern zu gewinnen, durch Schriften bekannt machen. Da indessen die Arbeit die äusserste Behutsamkeit erfordert; da nach meinen eigenen Versuchen bei heißen Tagen und gewitterhaftem Himmel die Maceration schnell zur Gährung übergeht, und durch diese Gährung fremdartige Stoffe ausgezogen werden, die die Quantität und Qua-

<sup>27</sup>Runkelrübe = Futterrübe

<sup>28</sup>Anbau von >Färberwaid<(deutscher Indigo).

<sup>29</sup>Herauslösen von Inhaltsstoffen aus festen Bestandteilen unter Nutzung von Wasser, Öl oder Alkohol.

lität des Indigo vermindern; da ferner Versuche bewiesen haben, daß der Waid in südlichen Ländern weit indigoreicher ist, als in kältern Gegenden, auch des Jahres einmal mehr geerntet werden kann: so kann nur eine starke Auflage auf die Einfuhr dieser Kolonialwaare ein Ermunterungsmittel geben, den Waidbau in unsern nördlichen Ländern so stark zu betreiben, als er ehemals vor Einfuhr des Indigo in Thüringen betrieben wurde; oder die Chemie müßte ein noch sichereres und einfacheres Mittel, den Indigo aus dem Waid zu stellen, aussfindig machen.

*»Seine Weine nehmen in der Regel an Güte ab, wie sich die Berge vom tiefern Rheinthal gegen den Donnersberg landeinwärts ziehen.«*

Der größte Theil der Gemeinden des Bezirkes verbindet den Weinbau mit der Agrikultur. Seine Weine nehmen in der Regel an Güte ab, wie sich die Berge vom tiefern Rheinthal gegen den Donnersberg landeinwärts ziehen. Wenige Berge vereinigen die drei Bedingungen zur Erziehung eines guten Weines: einen Boden, der durch seine für die Wärme größere Capacität, diese Wärme einsaugt, und lange hält; eine vorzügliche Art von Weintrauben, und die Lage, daß die Sonnenstrahlen durch perpendikuläre Richtung<sup>30</sup> ihrer Bewegung die meiste Wirkung hervorbringen. Manche durch vorzügliche Weine berühmte Orte sind nicht mehr so eifersüchtig, als sonst, ihren guten Namen zu behaupten, und lassen es hingehen, daß einzelne Einwohner bei Verjüngung ihrer Weinberge Reben wählen, durch welche mehr die Menge als die Güte bezweckt wird. Sie unterliegen zu viel dem Bedürfniß der Gegenwart, und dürften vielleicht es bereuen, wenn

<sup>30</sup>senkrecht

in der Zukunft bei größerem Überfluß dieses geistigen Getränkes der feine Gaumen wieder eine wichtigere Stimme hat. Leider gilt von unseren kältern Ländern nicht, was Chaptal<sup>31</sup> als allgemein angibt, daß der Dünger nur die Menge des Weines auf Unkosten seiner Güte vermehre. Der Dünger ist für beides unentbehrlich, und die landwirthschaftliche Klugheit mißrathet daher, durch Anlegung zu vieler Weinberge die Tragbarkeit der Frucht-Felder zu schwächen.

Die Viehzucht hält im Bezirke mit dem Ackerbau nicht gleichen Schritt. Man hat zwar den Mangel natürlicher Wiesen durch Anbau verschiedener Klearten und des Esparcettes zu steuern gesucht, auch ist die Stallfütterung überall eingeführt; allein das Bedürfniß des Tages ist zu dringend und erlaubt den meisten nicht, auf Anlegung eines Capitals zu denken, dessen reiche Zinsen erst nach Jahren eingehen. Man kann die Summe des Geldes, das jährlich durch die Märkte von Kassel bei Mainz, Parfelden, Kreuznach und Frankfurt für Schlacht- und Zugvich aus der Provinz geht, wenigstens auf 100,000 fl.<sup>32</sup> rechnen. Die Race des Hornviehes ist sehr mittelmäßig, sie artet in den Vogelsberger Schlag; in den Kantonen von Alzei, Kirchheim und Bechtheim findet man indessen noch die Wirkung des patriotischen Bestrebens der ehemaligen nassauischen Fürsten, zu Kirchheimbolanden durch Zuchtochsen aus ihrer Schweizerei nach und nach einen besten Vichschlag zum Vortheil der ganzen Umgebung zu erzeugen<sup>33</sup>.

<sup>31</sup>Jean-Antoine Chaptal, 1756-1832, revolutionierte die Lehre vom Weinanbau und fasste seine Grundsätze 1807 zusammen.

<sup>32</sup>Florin bzw. Gulden.

<sup>33</sup>NEEB: Die größere Weichlichkeit, die das Hornvieh bei der Stallfütterung erhält, scheint seine erstaunliche Bildsamkeit nach den Zwecken seines Herrn noch mehr zu befördern. Durch Kreuzung und Aus-

Die Pferdezucht hat durch die Stuterei zu Zweibrücken auch in dem Mainzer Bezirk einige Aufmunterung, theils vermittelt Vertheilung der Springhengste in die Kantone während der Frühlingsmonate, theils mittelst Aussetzung der Prämien erhalten; auch die gegenwärtige hessische Regierung widmet der Veredlung der Pferde ihre Sorgfalt. Indessen wird immer der Mangel an freien Weiden ein großes Hinderniß bleiben.

Es wird jährlich allgemeiner, durch künstliche Wiesen dem Mangel der natürlichen zu steuern. Der rothe Wiesenklees <sup>34</sup> wird in Feldern mittlerer Güte gepflanzt, die Luzerne in guten Satzäckern (tieferen Feldern), die Esparcette nimmt mit dem geringen Boden vorlieb, wenn er nur nicht zu naß ist. Die Münchhausische <sup>35</sup> Meinung, als komme dieses Futterkraut bloß im kalkreichen Boden fort, bestätigt sich vielleicht bei uns darum nicht, weil selten ein Boden angetroffen wird, der ganz ohne Kalktheile ist. Man läßt es selten länger als drei Jahre stehen. Den weißen Steinklee pflanzt man wenig, und nur wegen dem verkäuflichen Samen. Man kennt den Gebrauch der Engländer nicht, die Luzerne nach dem ersten Jahre in einen von Unkraut gereinigten, tief gepflügten Acker reihenweise zu verpflanzen. Der dreiblättrige (Wiesen) Klee hält nur dann ins dritte Jahr, wenn die Pflanze durch Gewinnung des Samens nicht zu

*wahl der Individuen zur Fortpflanzung brachten es die englischen Pächter nicht nur dahin, mit Ochsen, von dem Gewichte eines Elephanten, die Prämien zu gewinnen, sondern auch den Körperbau dergestalt zu modificiren, daß am meisten sich das Fleisch ansetzte, wonach in den Metzgerläden die meiste Nachfrage ist.*

<sup>34</sup> *Trifolium pratense*

<sup>35</sup> *Vermutlich ist Otto von Münchhausen gemeint, ein Botaniker der 1716-1774 lebte. In seinem Buch »Der Hausvater« behandelt er u.a. den Anbau von Kartoffeln, Klee und Esparsette.*

sehr geschwächt ist.

Vermögende Gutsbesitzer verbinden mit ihrer Landwirthschaft Brandweimbrennereien. Der Gewinn des geistigen Getränkes ist dabei weniger der Zweck, als die Mittel der Viehnahrung zu vermehren. Darum gibt es in dieser Provinz wenige Brennereien von einiger Ausdehnung. Die Theurung des Holzes und der Steinkohlen mindern sehr den Gewinn; doch gibt die bereits an vielen Orten eingeführte Verbesserung der Brennereien durch Beifügung der Wärbütte sehr befriedigende Resultate. Ausser der Ersparniß der Zeit und des Wassers in der Kühltonne wird wenigstens ein Viertel des Holzes gewonnen. Man ist jetzt mehr darauf bedacht, die Brandweiblasen breiter und flacher zu machen, da man weiß, daß die Flüssigkeit nur nach Maßgabe ihrer Oberfläche abdampft, und die Flamme in ihrer senkrechten Spitze ihre größte Stärke hat. Doch sind unsre Blasen (Kessel) noch immer gegen die Breite zu hoch, die Röhren nicht weit genug, den Dampf alle gleich aufzunehmen, und wir sind noch weit von der vollkommenen Einrichtung, die die Schottländischen Brenner in den Stand setzt, die Blase alle Stunde dreimal abzutreiben. Den Gebrauch der Dämpfe bei Brennereien kennen wir nur aus Schriften.

Die Baumzucht wird ungleich betrieben, von keiner Gemeinde ganz vernachlässigt. Der vor einigen Jahren ergangene Prefekturbeschluß, alle Wege mit Obstbäumen zu besetzen, schien indessen nicht gemacht diesen Zweig der Landwirthschaft zu beleben. Der Obstbaum will Schonung, Pflege und seinen eigenen Boden. Da wo er alle 10 bis 12 Jahre nur einmal Früchte bringt, verdient er seine Stelle nicht, so wie wiederum nichts mehr rentirt, als ein fruchtba-

rer Obstgarten. Der Überfluß an Zwetschen wird gewöhnlich zu Brandwein benutzt, da der Holzangel die Dürung des Obstes erschwert. Man vermißt in vielen Gemeinden den so nützlichen, und mit so magerm Boden und geringer Pflege sich genügenden Kirschbaum. Leider! ist die Geldnoth und Holztheuerung dem noch einträglichern und noch genügsamern Nußbaume seit einigen Jahren sehr gefährlich geworden. Der vor einigen Jahren in Frankreich kund gemachte Vorschlag, einer Prämie auf die stärkste Anpflanzung dieses so nützlichen Baumes verdiente bei uns die Ausführung. Fast jede Gemarkung hat geringen Boden und entfernte Höhen, wo dieser Baum selten vom Maifrost leidet. Dieser Baum gedeihet nach Beckmans<sup>36</sup> Bemerkung nicht leicht jenseits dem 45sten Grade, und die Ausfuhr seiner Frucht nach den nördlichen Gegenden ist seit mehreren Jahren so stark, daß man sie nicht mehr mit Vortheil zu Öl benutzen kann.

Unter dem Kernobste wird der Apfelbaum mehr als der Birnbaum gepflanzt. Man befließt sich überall der Veredlung der Bäume, und das feinste Tafelobst findet man nicht selten auf den Tischen der ärmeren Klasse. Bis jetzt kennt man noch kein Mittel, die Äpfelblüthenknospe vor dem äusserst verderblichen Blütenwurm zu verwahren. Das vollkommene Insekt ist eine Art von grauem Rüsselkäfer<sup>37</sup>. Das Ey wird schon vor dem Winter in die noch geschlossene Knospe gelegt, und da das

<sup>36</sup>Johann Beckmann, 4.6.1739 - 3.2.1811, war Philosophieprofessor in Göttingen, Professur für Philosophie in Göttingen, unterrichtete aber hauptsächlich Ökonomie. Sein Lehrbuch über die Landwirtschaftswissenschaft war weit verbreitet. In Schweden hatte er viele Anregungen von C. von Linné erhalten.

<sup>37</sup>Der Äpfelblütenstecher ist ein braun-schwarzer Käfer mit rüsselartig verlängerten Kopf. Solange es viele Blüten gibt, ist der Schaden überschaubar.

Weibchen auch geflügelt ist, so scheint der Vorschlag mehrerer Schriftsteller, den Baum im Herbst mit Terebenthin<sup>38</sup> zu bestreichen, aus Unkenntniß des Insektes entstanden zu seyn; es sey denn, daß etwa der Geruch das Insekt verscheuchte. Der wilde Kastanienbaum wird noch nicht landwirthlich benutzt, und der zahme scheint den ungeschlachten steinigten Boden nicht zu finden, in welchem er sich gefällt.

Die Bienenzucht gibt nur geringen Gewinn. Des Bienenvolkes wird es bei der spärlichen Nahrung leicht zu viel. Es gibt keine Heiden und keine Eichwälder. In dieser mildern Gegend wechseln kalte Nächte nicht so schnell mit heißen Tagen, und der Honigthau ist darum seltener. Die Zeit der Baumblüthe des Repsflores und der Blüthe des Esparcettes ist bald vorüber. Hülsenfrüchte werden spärlich gepflanzt, das so honigreiche Heidekorn gar nicht. Das fleißige Thierchen muß also von dem Erwerbe während zweier Frühlingsmonate fast das ganze übrige Jahr haushalten. Die Anschaffung sogenannter Magazinskörbe<sup>39</sup> hat ihre Empfehlung bewährt.

*»An Holz fehlt es beinahe ganz. . . .  
Logar der Mittelmann brennet Stroh  
zum Nachtheil der Wirthschaft, und  
der Arme kocht sich seine nach Rauch  
schmeckende Luppe beim Dampfe der  
Stoppeln.«*

An Holz fehlt es beinahe ganz. Die Ulme, deren zwei hier zu Land befindliche Arten man durch die Benennung Rüstern und Effen<sup>40</sup> unterscheidet, findet man

<sup>38</sup>Terebenthin = Terpentin

<sup>39</sup>Aufbewahrungsbehältnis, ursprünglich für Zeitungen gedacht.

<sup>40</sup>Im Rheinheissischen gebräuchlicher Name meist für die Flatterulme. Diese wurde häufig zur Bepflanzung



theils einzeln, als mehrere hundert Jahre alte Bäume, theils als Gehölz in Dorfgräben und Ruinen; wahrscheinlich der Rest des Urwaldes, der vor Zeiten dieses Land überschattete. An den Wiesengräben und Bächen wächst die Weide und Pappel <sup>41</sup>. Man benutzt davon alle drei oder vier Jahre das Oberholz.

Die Pappel schadet durch ihre weit auflaufende und ober der Erde hinkriechende Wurzel dem Grase und Getreide mehr, als sie an Holz einbringt, und man fängt an, sie seltener zu pflanzen. In den wenigen Brüchen findet man die Erle. Sogar der Mittelmann brennet Stroh zum Nachtheil der Wirthschaft, und der Arme kocht sich seine nach Rauch schmeckende Suppe beim Dampfe der Stoppeln. Seit einem Jahre fängt man auf dem Lande an, sich steinerner Kohlen-Öfen, die zugleich zum Herde dienen, zu gebrauchen, und der Preis dieses Brennmaterials macht es möglich, eine kleine Familie mit dem täglichen Verbrauch für 8 bis 10 Kreuzer <sup>42</sup> in diesem Bedürfniß zu befriedigen.

Das offene Land und die kleinen Landstädte haben keine Fabriken. Der an die freie, schöne Natur gewohnte Mensch findet im Wechsel der Feldarbeit schon Erholung, und fügt sich ungerne in einen einförmigen Gebrauch seiner Kräfte. Er läßt sich nur um theuren Preis an den Arbeitsstuhl fesseln. Auch kann der Acker und Weinbau bei aller Bevölkerung noch keine Hände entbehren.

Der Einwohner dieses Bezirkes ist, wie zur Betriebsamkeit, so auch zur geistigen Kultur aufgelegt. Die Vermischung der

*des Dorfgrabens oder >Effengrabens< genutzt.*

<sup>41</sup> Pappel=Populus nigra

<sup>42</sup> Ein Kreuzer war eine mit einem Doppelkreuz versehene Münze, dessen heutiger Wert ungefähr 1,30 Euro entspricht; 60 Kreuzer entsprachen einem Goldgulden oder Florin.

Katholiken und Protestanten in fast jedem Orte bewirkte ausser einem höhern Grade von Bildung eine wechselseitige Verträglichkeit, welche den anmaßenden Begriff >Toleranz< weit hinter sich läßt.

*»Die Vermischung der Katholiken und Protestanten in fast jedem Orte bewirkte ausser einem höhern Grade von Bildung eine wechselseitige Verträglichkeit.«*

Der Einwohner hat ein erhöhtes Selbstgefühl, und da er weiß, welche Bedeutung anderwärts dem Worte >Bauer< anklebt, so findet er sich durch diese Benennung im Bewußtseyn seines freien Standes beleidigt. Seine Sitten sind so mild, wie sein Klima; es ist eine bekannte Bemerkung, daß die gröbern Verbrecher, die das strafende Gesetz vor das Criminalgericht zu Mainz gebracht hat, meistens Einwohner der rauhern Bezirke sind. Zum Leichtsinne geneigt und immer guter Hoffnung benutzt er den Credit, soweit er ihm offen steht. Der Handwerker kann seinen künftigen Gewinn berechnen; der bloße Ackerbauer trauet mehr dem guten Glücke, doch weiß er, daß noch die reichste Ernte ihm kein Peru <sup>43</sup> bringt; aber ist er zugleich Weinpflanzer, so hofft er jedesmal, in diesem Herbst sey an der Jahresordnung die volle Weinlese, die ihn aus allen Nöthen retten wird. Sein Ideenkreis ist beweglich. Nicht steifgläubig an das Hergebrachte, haben bei ihm Verbesserungen das Hinderniß, welches in dem Vorurtheil gegen das Neue liegt, nicht schwer zu besiegen. Wo seine landwirthschaftliche Einrichtung tadelnswerthes hat, da fehlt es weniger am Wollen und Wissen, als an der Kraft der Nerven. Wer im Frühlinge über die segnenreichen Fluren dieser Ge-

<sup>43</sup> Reichtum wie im goldreichen Peru.

gend reist, wenn ihm der Wohlgeruch der Traubenblüthe entgegen duftet, die feurgelben Rebsfluren aus der dunkelgrünen Kornsaat von fern her leuchten, oder er an dem sanften Violet großer Esparcettfelder und dem röthlichen Schein der Kleestücke, gemischt mit der blauen Luzerne, seine Augen weidet: dem erweckt dies bunte Gemälde, belebt von dem geschäftigen und fröhlichen Fleiße, die glänzende Vorstellung von einer großen Wohlhabenheit der Einwohner.

*»Die Dörfer haben nicht das freundliche und reinliche Aussehen, der zu dem Reichthume des Bodens passet, und schon das Äussere der Häuser kündigt die Dürftigkeit der Bewohner an ...«*

Aber er findet sich bei dem Eintritt in die Dörfer und in die Stube der Häuser unangenehm getäuscht. Die Dörfer haben nicht das freundliche und reinliche Aussehen, der zu dem Reichthume des Bodens passet, und schon das Äussere der Häuser kündigt die Dürftigkeit der Bewohner an. Der Wohlstand ist nicht überall mit dem Fleiße vermählt; sehr viele Gutsbesitzer sind nur nach dem Scheine vermögend und nach den Lasten. Den Gewinn, welcher ihnen am Ende oft noch übrig bleibt, hätten sie auch als Tagelöhner eines Andern mit der Hand verdient. Ihre Frohnen und Zehenden freie Güter sind mit Hypothek-Schulden belastet, und der Schuldner darbt oft bei vollen Scheuern. Sein größter Genuß ist die Hoffnung, welche der Himmel dem Ackerbauer wegen der Ungewißheit seines Erwerbes in so reichem Maße gab. Der Wucher, dem zu wehren das Strafgesetzbuch zu schwach ist, wenn die Moralität ihm nicht zur Seite steht und eine prompte, einfache, unkostspielige Gerichtsordnung nicht den rechtlichen Gläubiger

schützt, hat auch seit kurzen Jahren manchen gutmüthigen trausamen <sup>44</sup> Landmann zu Grunde gerichtet.

Die Landplage der Vichseuche ist zwar nicht heimisch, aber in Gefolge der andern Kriegesübel hat sie binnen zwanzig Jahren dreimal diesen Bezirk in unaussprechliche Noth versetzt. Diese Gegend leidet nichts von den vulkanischen Ausbrüchen, Erdbeben, wenig von Ungewittern oder Stürmen; aber diese Gunst der Natur bezahlt sie schwer durch die politische Beziehung ihrer natürlichen Lage. Sie wird von jeder Störung des Gleichgewichtes der europäischen Nationen erschüttert. Nach der Geschichte des letzten und vorletzten Jahrhunderts hatte wenigstens jede Generation in dieser Gegend einmal das Unglück zu erfahren, daß die mehrjährigen Früchte ihres Fleißes feindlichen Heeren zur Beute wurden.

*»... sind die Einwohner durch die Wunden des Krieges und die Werthlosigkeit ihrer Produkte an Kraft entschöpft, und was noch schlimmer ist, an Muth.«*

Wenn in Geschäften des Handels schon der Gewinn in steigender Proportion des eingelegten Kapitals erzielt wird, so ist dieses der Fall im Gewerbe der Landwirtschaft noch weit mehr. Oft könnte der Landmann die Zinsen eines kleinen Kapitals durch Anschaffung eines Stück Viehes, eines bessern Pferdes, einer schärfer schneidenden Pflugschar, bis zur Höhe des Kapitals selbst treiben; allein dazu fehlen die Mittel, und der Schweiß des emsigen Mannes und seines elenden Viehes träufelt ohne Wirkung in die flache Furche seines ausgemergelten Ackers.

<sup>44</sup>offen, aber auch leichtgläubig.

Dermaßen sind die Einwohner durch die Wunden des Krieges und die Wertlosigkeit ihrer Produkte an Kraft entschöpft, und was noch schlimmer ist, an Muth. Mehrere der nächsten Jahre werden davon die traurigen Folgen tragen. Es steht nicht in der Gewalt des Fürsten, dem die Vorsehung die oberste Leistung der öffentlichen Angelegenheiten zur Pflicht gemacht hat, diese Wirkung zu verhindern, aber es steht in seiner Weisheit, sie zu schwächen und ihre Dauer abzukürzen.

Man hält Rheinhessen für die Perle im großherzoglich hessischen Diademe; allein das hellstrahlende Wasser dieser Perle besteht zum Theil durch viele Thränen. Ist im Allgemeinen die Bevölkerung eine Folge des leichten Gewinnes des Lebens durch einen fruchtbaren Boden, so ist zuweilen die aufs Höchste getriebene Kultur des Bodens nur die mühesame Wirkung der Überbevölkerung aus uralter Bewohnung des Landes. Erzielet der ärmere Rheinhesse den mühesam gewonnenen Wein sich zur Freude? Dankt's ihm der Fremde, dessen Vergnügen der Tafel er durch seines sauren Schweißes Erwerb versüßet? Sein Weizen geht außer Land, damit er sich zum Backen seines Gersstenbrodes, zum Kochen seiner Wassersuppe, das Brennholz kaufe, das den Bewohnern weniger bevölkerter Gegenden die Natur umsonst ohne Baumühe darbietet. Das Holz ist ein so unentbehrliches Lebensbedürfniß, als das Brod, und es gibt dafür kein Surrogat; die Freuden eines gesegneten Herbstes werden meistens da schon getrübt durch die Schrecknisse des Winters! die sich dem Vorgefühl aus harter Nacherinnerung anmelden. Man kann sich Bedürfnisse versagen, um nicht dem Fremden, der darüber schalten kann, zinsbar zu werden; aber es liegt nicht mehr in unserer Freiheit, ohne Brenn-

material den Folgen einer sonst unerträglichen Kälte zu begegnen<sup>45</sup>. Ich glaube schwerlich, daß eine Million Gülden zureicht, die jährlich für Brennholz, Steinkohlen, Bauholz und Borde ausser Land gehen.

Der Rheinhesse zahlt an Steuern bloß für Staatslasten 7 fl. 24 kr. auf jeden Kopf. Dafür hat er nichts als die freie Entwicklung seiner Thätigkeit, die Erlaubniß zu leben; aber jeden Genuß des Lebens muß er sich mühesam erwerben: keine freie Hecke für eine Geiße, keine Gemeineweide für sein Rind, keinen Gemeinewald zum Loos: Holz, Lesreiser und Streulaub. Die meisten Gemeinden haben ihre Allmende<sup>46</sup> wegen Schulden verkauft. Sogar das Trinkwasser fließt nicht den Bewohnern umsonst, die Unterhaltung der Brunnen ist auf ihre eigene jährlich auszutheilende Kosten.

Das sind die Schatten im Gemälde eines Ländchens, dessen Bewohner zu den glücklichsten der Erde gehörten, wenn die Industrie aus Überbevölkerung auch noch der Natur Räume gelassen hätte, nach ihrer freiwirkenden Produktionskraft dem Menschen in die Hand zu arbeiten.

<sup>45</sup>NEEB: Wenn man den Ertrag eines vollkommenen Weinjahres für sich betrachtet, so begreift man schwer, was der Weinbauer mit den großen Summen Geldes macht, die ihm nur ein einziger Herbst einbringt. Allein dieser schreienden Einnahme müssen die stillen Ausgaben entgegenstehen, die wieder den größten Theil verzehren. Durch den Hafen von Mainz allein (ohne die Häfen von Bingen, Niernstein, Worms) gingen im Jahr 1819 ein: 1,705,000 Pfähle, 1279 Stückfaß [1 Stückfass = 15 Eimer], 2161 Zulast-Faß, 578 ein- bis dreiohmige Faß, 92,700 Stückfaß-Taubholz, 15,750 Zulast-Taubholz, 67,400 ein- bis dreiohmiges Taubholz, ohne die hölzernen und eisernen Reife anzuschlagen.

<sup>46</sup>Seit dem Mittelalter als Gemeinschaftseigentum genutztes Stück Land, das einem Dorf gehört.

Johannes Neeb, *Hinterlassene Schriften, erschienen auch in der Zeitschrift für die landwirtschaftliche Vereine des Großherzogtums. Hessen, (Darmstadt) 1843. Nr.12*

## 7.2 Wie waren die Zustände der Landwirtschaft in Rheinhessen vor der französischen Staatsumwälzung, und wodurch haben sie sich nach derselben anders gestaltet?

Bereits mehr als vierzig Jahre auf dem Lande seßhaft, ist der Verfasser dieses Aufsatzes aufmerkamer Beobachter der erstaunungswürdigen Veränderungen, welche die Rheinhessische Provinz seit dem Lüneviller Frieden im Jahr 1801 in ihren ökonomischen, politischen, moralischen, sogar in ihren klimatischen und meteorologischen Beziehungen erlitten hat. In Verbindung eigener Erfahrungen mit zuverlässigen Zeugnissen ist er vielleicht im Stande, durch diese gedrängte Skizze die oben gestellten Fragen befriedigend zu lösen.

Der Zeitraum von tausend Jahren, seit welchem Karl der Große für den Weinbau, die Landwirtschaft, für die Veredlung der Obstarten <sup>47</sup>, so wie für die Geistesbildung seiner Unterthanen in der Umgebung seines Palastes zu Ingelheim in Rheinhessen so vieles Rühmliche gewirkt hatte, war in Bezug auf die weitere Vervollkommnung der Agrikultur nur wie ein Tag. Sie wurde seitdem in Rheinhessen durch keinen Impuls aus ihrer langen Erstarrung aufgeregt. Die behagliche Anhänglichkeit an das überlieferte Herkommen, diese den Geist niederdrückende Trägheitskraft, hatte in den hierländischen Bauern nicht einmal

<sup>47</sup>Die Landgüterverordnung *Capitulare de villis* geht auf Karl den Großen zurück (um 800 n.Chr.). Sie regelt u.a. die Dreifelderwirtschaft, die Zucht von Hausvieh, die Bienennutzung und den Fischfang bis in kleinste Details.

das Gelüste oder ein thatkräftiges Verlangen nach einem besseren Zustande geweckt. Dieser ganze Zeitverlauf liefert daher der Geschichte des Ackerbaues und seiner Fortschritte keinen Stoff.

*»Vor 50 Jahren brach eine, durch den damaligen frivolten Zeitgeist der französischen Nation heraufbeschworene, politische Revolution mit allen furchtbaren Folgen [aus] ... Dieses ... welthistorische Ereigniß glich ... den Explosionen eines Vulkans ... Rheinhessen bekam einen vorzüglich großen Antheil von dem, was dieser ... Ausbruch Segensreiches mit sich gebracht hatte.«*

Vor 50 Jahren brach eine, durch den damaligen frivolten <sup>48</sup> Zeitgeist der französischen Nation heraufbeschworene, politische Revolution mit allen furchtbaren Folgen einer gänzlichen Auflösung aller humanen, gesetzlichen und religiösen Bande über Frankreich aus. Dieses, in seinem Ursprunge nationale, in seinen weiteren, rundum verbreiteten Erschütterungen welthistorische Ereigniß glich in seinen Wirkungen auf die deutschen Lande, namentlich die des linken Rheinuferes, den Explosionen eines Vulkans. In der Nähe seines Ausbruches und seines Kraters überschüttet er alle Gefilde mit geschmolzener Lava und glühenden Steinen, und streuet eine fruchtbare Asche auf die entfernten Fluren. Das damals unter so viele Oberherren und Ortsdynasten getheilte Rheinhessen bekam einen vorzüglich großen Antheil von dem, was dieser überraschende Ausbruch Segensreiches mit sich gebracht hatte.

Diese ursprünglich politische Revolution hatte auf die Landwirtschaft in

<sup>48</sup>hier: leichtfertig, mit dem Leben spielend.

Rheinessen die wohlthätigsten Folgen. Durch sie erwachte der Geist der Einwohner aus seinem behaglichen, an eine Starrsucht grenzenden Schlummer.

*»Diese ursprünglich politische Revolution hatte auf die Landwirthschaft in Rheinessen die wohlthätigsten Folgen. Durch sie erwachte der Geist der Einwohner aus seinem behaglichen, an eine Starrsucht grenzenden Schlummer.«*

Mit der plötzlichen Abschaffung des Zehnten und der Feudalrechte, durch erleichterte Ablösbarkeit der Grundzinsen sprangen auf einmal alle früheren Bande und Hemmnisse des Ackerbaues los. Vorher hatte jeder der 42 Herren dieses kaum 20 Quadratmeilen großen Ländchens seine Unterthanen auf seine Weise beschützt und benützt; jetzt wurden ihre Güter sequestrirt <sup>49</sup>, und noch ehe sie die Hoffnung eines Wiederbesitzes aufgaben, waren ihre Wappen auf ihren Schlössern und Höfen vor den französischen Adlern verschwunden. Kaum blieben noch adelige und fürstliche Denkmäler unter der Ägide der Religion in den Kirchen unzertrümmert. An die Stelle der zum Theile einander widersprechenden Landrechte, des römischen Rechtes und der in jeder Gemeinde abweichenden Geltung des Ortsüblichen, erhielten nun die Bürger ein gemeinverständliches Gesetzbuch in die Hände. Die Öffentlichkeit der Gerichte, das Recht der Selbstvertheidigung ermuthigte ihr Selbstgefühl. Wie der Aufschwung ihres Geistes, so wuchs ihre industrielle Thätigkeit. Mainz, die Hauptstadt der Provinz, erweiterte nach und nach seinen Fruchthandel zu einem Weltmarkte. In Amsterdam, London, Marseille und New-York richten von dieser

<sup>49</sup>beschlagnahmt bzw. zwangsverwaltet.

Zeit an Fruchtspekulanten ihr Aufmerken nach dem Steigen und Fallen des Preisbarometers in Mainz, dessen Absatz an Früchten früher sich kaum über die Wiesbader und Eltviller Bach im Rheingau gewagt haben würde.

Wie wir von mehreren zuverlässigen Männern aus verschiedenen Orten das Zeugniß vernommen haben, waren die Rheinhessischen Einwohner, trotz ihrer vielen gauerblichen Herrschaften, Ortsdynasten, Grundherren, Lehensherren und Schutzherren bis zum Kaiser hinauf, der die immediaten <sup>50</sup> Reichsritter zu überwachen hatte, in materiel-ler Rücksicht ein glückliches Völkchen. Der Geldsteuern gab es nur wenige, die stärksten Auflagen lasteten auf dem Zehnten, und dieser war durch die nachlässige Einsammlung gewöhnlich auf den 13. oder 14. Theil des rohen Ertrages niedergehalten. Dagegen wurden die Zehntberechtigten weit mehr, als die Zehntpflichtigen, durch Hagelschlag, Reife, Maifröste, Überschwemmungen und andere Landplagen getroffen. Der härteste und unwiderlegbare Vorwurf der Unbilligkeit <sup>51</sup> des Zehnten ist der, daß er außer dem Boden zugleich auch den Fleiß besteuert, und in dem Maaße in seinem Principe unbilliger wird, als er bei numerisch gleicher Vertheilung doch ungleich und entfernte, magere und nur durch vermehrte Betriebsamkeit zu befruchtende Felder am meisten drückt. Aber ehemals blieben solche von Natur wenig ergiebige Felder unbebaut. Sie fielen so aus der Zehntpflicht und kamen der ärmeren Klasse zur Begrasung und zur Viehweide zu gut. Die wildwachsenden Winden, Quecken und perenniren-

<sup>50</sup>Die Reichsritter hatten ein unmittelbares (immediates) Lehensverhältnis zum Kaiser.

<sup>51</sup>Der Gerechtigkeit widersprechendes Verhältnis zwischen Leistung und Gegenleistung.

den <sup>52</sup> Disteln lieferten durch ihre Wurzeln und Gräser der Kuh des armen Mannes ein milchreiches Futter. Noch kurz vor der französischen Revolution hatte die Provinz weit mehr Gehölz und kleine Wälder, auch mehr Brüche, Seen und Sümpfe; die Wolken wurden von den Bäumen und den naßkalten Stellen mehr angezogen und ergossen sich in Regen, sowie der öftere Regen auch aus der Luft den Pflanzen nahrhafte Theile zuführte, die ohne diese kalte Nässe und die Anziehungskraft des Laubholzes vom Winde fernerer Gegenden zugeführt worden wären.

Die vielen alten hohen Nußbäume, die vielen hohen Pappeln und Rüstern auf den Feldern, einzeln und in Gruppen, waren natürliche Hagelableiter, und schädliche Gewitter waren seltener.

Zwar wurden die Kartoffeln nur erst in Gärten gepflanzt, dagegen häufiger die Schoten- und Hülsenfrüchte, welche weit nährender sind. Mir wurde von glaubwürdigen Alten versichert, daß damals nicht so viele arme Leute hungrig zu Bette gingen, als heute geschieht.

*Ein Paar Schafe, ein Stückchen Feld, um Hanf und anderes Gespinnste zu ziehen, lieferten die Stoffe einer wohlfeilen, warmen und dauerhaften Kleidung.»*

Ein Paar Schafe, ein Stückchen Feld, um Hanf und anderes Gespinnste zu ziehen, lieferten die Stoffe einer wohlfeilen <sup>53</sup>, warmen und dauerhaften Kleidung. Allerwärts lagen die Dörfer hinter ihren Rüstern sicher gegen die Stürme. Ihre Wälle waren zwar nicht so wie heute, geebnet und in freundliche Obst- und Blumengärten umgeschaffen; aber viele ihrer Bewohner sehen nun desto

mehr dem Sturme mancherlei dringende Bedürfnisse blosgestellt.

Sogar das von Natur unbeständige Glück schien damals den Familien treuer; es wandelte nicht so schnell von Schwelle zu Schwelle, weil der Schwindel unüberlegter Wagnisse in vielerlei Spekulationen damals noch nicht so ansteckend geworden war.

Die Ortsdynasten zogen gewöhnlich von ihren Gütern nur wenig reinen Gewinn, und dieser floß öfter durch mancherlei Kanäle wieder den Gemeinden zu. Sogar ein Theil ihres Einkommens aus Sinekuren <sup>54</sup> und reichen Ämtern an fürstlichen Höfen wurde auf ihren Sommerresidenzen verzehrt. Kein Wunder, daß ihre Unterthanen ihre Ankunft im Frühjahr mit ungeheucheltem Jubel wie einen Freudentag begrüßten.

Die Pächter hielten sich und galten wie erbliche Nutznießer; sie waren von den Eigenthümern unvertrieben und nicht rivalisirt von ihren Nachbarn. Sie fanden sich eben nicht berufen, durch landwirthschaftliche Verbesserungen ihres Pachtgutes den künftigen Pachtpreis, sich selbst zum Schaden, zu erhöhen. Die geistlichen Körperschaften wollauch nicht dem ehrenwerthen Sprichworte >unter dem Krummstabe <sup>55</sup> ist gut wohnen<, entgegen handeln, und die Rentbeamten der Domänialgüter <sup>56</sup>, wie der adeligen Höfe, wurden von den Pächtern durch geringe Naturgeschenke in ihr Interesse gezogen <sup>57</sup>. So waren in Rheinhessen die ungemein vielen Pachtgüter die un-

<sup>54</sup>Von sine cura animarum, d.h. >ohne Sorge für die Seelen<. Dies bezeichnet ein Amt ohne Pflichten, das dennoch Einkünfte erbringt.

<sup>55</sup>Unter der Herrschaft eines Bischofs gab es keine Leibeigenschaft, die Rechtssicherheit war höher und die Lebensbedingungen waren häufig besser.

<sup>56</sup>Staatsgüter

<sup>57</sup>man könnte auch sagen, die Adeligen wurden >durch Naturalgeschenke bestochen <.

<sup>52</sup>überdauernden

<sup>53</sup>preisgünstig

zerstörbaren Nester der Trägheit und eines behaglichen Stillstandes.

Diese Zeit ist vorüber und kehrt zu ihrer früheren Gestalt nie mehr wieder. Die Kunde von der Abschaffung des Zehnten gab einer neuen materiellen Regsamkeit den ersten Impuls. Der Gedanke, daß von nun an jedes Grundstück alljährlich nach seiner natürlichen Tragfähigkeit besteuert würde, war zugleich der nächste Trieb, alljährlich durch Benützung seinen Steuerbeitrag ihm abzugewinnen.

Wir wollen in Kürze die Elemente berühren, welche zusammen eine so rasche und große Umgestaltung der Dinge in Rheinhessen bewirkten.

Seit der Besitznahme dieses Ländchens durch die französischen Waffen blieb kein einziges Gut mehr in todter Hand verschlossen. Auch die Fideikommissen<sup>58</sup> der Adelligen galten nicht mehr. Die vielen Domänen waren leicht gewonnen und wurden eben so leicht um einen Spottpreis, sogar ohne vom Steigerer Bürgschaft zu fordern, meistens im Ganzen und auf mehrere Jahresziele versteigert. Es ging so zu, wie 10 Jahre vorher bei den französischen Nationalgütern, und vielleicht aus demselben politischen Zwecke, um die öffentliche Meinung zu gewinnen. So bedurfte es nur eines kecken Wagemuthes früher Unbemittelter, um durch mehr als eine Gelegenheit und auf einmal reich zu werden. Die adeligen Ortsherren wurden nun zu ihnen früher unbekanntem Steuern und örtlichen Um-lagen angehalten; sie eilten, aus einer

durch demokratische Elemente verpesteten Luft zu kommen; sie kauften und siedelten sich zum Theile in monarchischen Staaten – Ungarn, Österreich, Böhmen – an. So überfüllte auch die Versteigerung ihres Grundbesitzthums den Markt der Güter und drückte den Preis weit unter den Werth.

*»So überfüllte auch die Versteigerung ihres Grundbesitzthums den Markt der Güter und drückte den Preis weit unter den Werth . . . Niedersaulheim [wurde] im Lauf von 10 Jahren um mehr als 400,000 Gulden und mehr als 1200 Morgen, größtentheils der besten Güter seiner Gemarkung, reicher.«*

So wurde, um z.B. meine Gemeinde anzuführen, Niedersaulheim im Laufe von 10 Jahren um mehr als 400,000 Gulden und mehr als 1200 Morgen größtentheils der besten Güter seiner Gemarkung reicher – eine Gemeinde, die früher so arm war, daß es noch alte Hypotheken gibt, in denen zwei Schuldner mit ihren Gütern sich zusammen verbürgten, um das Pfand für ein Anlehen von nur hundert Gulden zusammen zu bringen. In allen andern Gemeinden bestanden mehr und minder ähnliche Gründe der wachsenden Wohlhabenheit.

Es läge außer unserem Ziele darzutun, wie selbst die aufgeregte industrielle Thätigkeit die geistige Thätigkeit ganzer Nationen in Aufschwung bringt; hier bewährte sich diese welthistorische Wahrheit in kleineren Bildern und engeren Bezirken. Die Rheinhessen wurden in dem Maaße, in dem sie zur Betriebsamkeit genöthigt wurden, auch geistesfreier, gedankenreicher, hospitaler, toleranter, unternehmender freilich auch genußsüchtiger und luxuriöser. Der Luxus (von *lucere*, die Sucht äußerlich

<sup>58</sup>Die Familienfideikommissen dienten dem Erhalt des Familienvermögens Adelliger. Eingebunden waren oft Schlösser, Burgen und Herrnsitze mit den dazugehörigen land- und forstwirtschaftlichen Betrieben. Es war ein Sondervermögen einer Familie, das ungeteilt in der Hand eines Familienmitgliedes blieb. Der Inhaber erhielt nur den Ertrag des Vermögens zur freien Verfügung. Vollstreckungen in das Vermögen wegen Schulden des Inhabers waren ausgeschlossen.

zu glänzen) hatte von Mainz und den Landstädten Bingen, Alzei und Worms aus auf das platte Land leichten Zugang. Hausirer mit Stößen von Flitterwaa- ren durchkreuzten die Landstraßen und bestürmen noch heute die Häuser. Ein frommer Moralist mag vielleicht die alte Zeit vor der französischen Revolution auch die gute heißen, indem er auf die Zunahme des Luxus in Kleidung, Möbeln und Speisen, des Leichtsinnes in Spekulationsspielen, des irreligiösen Indifferen- tismus bei Vielen bis zum förmlichen Unglauben, hindeutet. Der kalte philo- sophische Beobachter bemerkt indessen, daß diese Unkräuter immer einen Bo- den verrathen, der nur vorzüglich dem Waizen ächter Tugend zuträglich ist. Die durch körperliche Thätigkeit aufgeweck- te Geisteskraft kam nun rückwärts und in Wechselwirkung auch der materiellen Thätigkeit zur Stütze. Die Müssiggänger fanden nicht, wie früher, während der vier Wintermonate die Wirthshausbänke besetzt; man war in der härtesten Jah- reszeit so rührig auf dem Felde, wie in den Sommertagen. Der stärkste Frost widerstand nicht dem Bickel<sup>59</sup> und der ei- sernen Keule, um den Grund loszubrin- gen; sogar der Boden schien beweglich. Noch heute werden von vielen Ortschaf- ten der Provinz zur Winterszeit mehr Karren Grund aus Gärten, Wiesen, Bach- gräben, Rechen<sup>60</sup> und hohen Angewan- nen<sup>61</sup> auf Äcker, Weinberge und Wie- sen geführt, als anderwärts auf manchen großen Länderstrecken geschieht. Jeder nur etwas Bemittelte hat sein Pfuhlfaß, um zu jeder Zeit die Mistjauche auf Wie- sen, Kleefelder, besaamte Äcker, sogar auf

<sup>59</sup> *Alteres Wort für Pickel, eine Spitzhacke.*

<sup>60</sup> *Vermuthlich Vorrichtung zur Filterung von Gewässern von Treibgut.*

<sup>61</sup> *Schmalere Ackerstreifen, quer zu den anderen Äckern, zum Wenden des Pflugs.*

Weinberge zu bringen.

Die chausirten Vicinalwege<sup>62</sup>, Staats- und Provinzialstraßen bilden ein harmo- nirendes Netz, wodurch der Personalver- kehr der Landwirthe mit einander ebenso erleichtert wird, wie der Umtausch der landwirthschaftlichen Versuche, der Ver- besserung in Baumethoden und Acker- geräthen, schneller durch Lesezirkel und gemeinschaftlich gehaltene Zeitschriften befördert wird.

Fassen wir das Ganze in die Paar Worte: die Vorliebe für das Neue, dieses Kennzei- chen eines thatlustigen Jünglingsalters, eines thatkräftigen Mannesalters, hat die faule Anhänglichkeit für das Alt- herkömmliche gänzlich vertrieben.

Davy, in seiner Agrikulturchemie<sup>63</sup>, hält die Drillwirthschaft<sup>64</sup> für die Krone ökonomischer Betriebsamkeit. Die Rhein- hessen haben diese Methode bei Mag- saamen<sup>65</sup> und Kohlreps<sup>66</sup> statt der breitwürfigen Saat längst eingeführt.

Man darf die zunehmende Sucht, nach Amerika auszuwandern, nicht als ein si- cheres Zeichen des Pauperismus und all- gemeiner Volksverarmung ansehen; die- se Sucht ist meistens Folge trügerischer Berichte aus Amerika von dahin Eingewanderten, oder einer durch überreizte Phantasie gesteigerten Unzufriedenheit mit einer Lage, in der sich viele andere Einwohner von nüchterner Überlegung glücklich finden würden. Es ist nur zu bedauern, daß der breite Kanal und die theure Überfahrt die Hefe des Pöbels zurückhält, sich dahin auszuspeien, wo

<sup>62</sup> *Von den Gemeinden unterhaltene Straßen.*

<sup>63</sup> *Sir Humphry Davy, englischer Chemiker und Phy- siker, 1778-1829, hat 1813 das Buch »Elements of Agricultural Chemistry« geschrieben.*

<sup>64</sup> *Die Drillwirthschaft nach Jethro Tull, 1674-1741, förderte durch den Einsatz von Sämaschinen die »Englische Landwirthschaftliche Revolution«.*

<sup>65</sup> *Mohn*

<sup>66</sup> *Raps*



sie in einer dünner bewohnten Welt Gelegenheit finden würde, fauler, diebischer und lüderlicher zu sein, als sie in Rheinhessen Raum hat.

*»Man darf die zunehmende Lucht, nach Amerika auszuwandern, nicht als ein sicheres Zeichen des Pauperismus ... ansehen; diese Lucht ist meistens Folge trügerischer Berichte aus Amerika von dahin Engewanderten, oder einer durch überreizte Phantasie gesteigerten Unzufriedenheit mit einer Lage, in der sich viele andere Einwohner von nüchternen Überlegung glücklich finden würden.«*

Wir schließen diesen flüchtigen Umriß mit einer Bemerkung, welche düstere Zukunft sich für dieses gesegnete Ländchen befürchten läßt. Die gesteigerte Verbesserung des Ackerbaues hat sich bedenkliche Eingriffe in die ihm so unentbehrliche Forstkultur erlaubt. Durch die Vertilgung des Laubholzes in Waldungen und der nördlichen Lage der Rechen, durch Entholzung der vielen Bellen und Weidenklauer<sup>67</sup> ist die hügelige Rheinhesische Provinz schnell in die Gefahr gekommen, in seiner Fruchtbarkeit zu altern, zu vertrocknen und allmähig in die traurige Gestalt der Verödung umgewandelt zu werden, welche Moreau de Jonnes<sup>68</sup> in den frühest bewohnten Ländern der alten Welt Persien, Kleinasien, Griechenland und selbst neueren Ländern gefunden hat.

<sup>67</sup>Klauer ist ein typisches rheinhessisches, heute nur noch in Namen gebrauchtes, Wort. Die ursprüngliche Bedeutung war ein feuchtes Gebiet, dass mit Weiden, Erlen, Ulmen (Effen, oder Rüster), Pappeln (Bellen) oder sonstigen Bäumen oder Sträuchern bestanden war.

<sup>68</sup>Alexandre Moreau de Jonnes, französischer Statistiker, 1778-1870.

Man hat leichtsinnig dem Bedürfnisse des Tages nachgegeben und hat das in den Holzungen von den Urvätern aufgespart Kapital sammt den Zinsen verzehrt. Rheinhessen ist bereits mit der schnellen Vertrocknung des Bodens auch unfruchtbarer geworden. Das Flößchen, das seine größte Länge durchschlängelt, ist zu einem schleichenden Bach geworden, und die Bäche, welche einst, z.B. zu Gabsheim, Schornsheim, Udenheim und Partenheim Mühlen trieben (ich nenne nur die mir nahen Orte), kann man im größten Theil des Jahres mit der Hand aufhalten. In allen Gemeinden versiegen jährlich mehr Brunnen und auf längere Zeit des Jahrs. Nur in der Tradition oder den Lagerbüchern<sup>69</sup> haben sich die Lagen und Namen >am Wäldchen, zu den Effen< erhalten, und so findet man nur noch in den alten Urkunden die Benennungen >am See, im Meerlinsenklauer<sup>70</sup>, im Entenpfuhl< u.s.w. verzeichnet.

### Anmerkung

Vor vierzig Jahren erhielt ich schon einen großen Theil der, die ehemaligen ökonomischen Zustände von Niedersaulheim betreffenden Notizen von einem Manne, Namens Friedrich Dechende, der damals 98 Jahre zählte. Er war ein Mann von klarem Blicke und freiem Urtheile. Er verband mit seinem wunderbar treuen Gedächtniß einen Schatz alter Traditionen; so wußte er mir aus ihm zu berichten, daß der Grundstein meiner Wohnung (eines ehemals der von Dienheim'schen Dynastie gehörigen Schlosses) den 6. Mai 1588 mit vielem Ceremoniell gelegt

<sup>69</sup>Ein Lagerbuch ist ein handschriftliches Verzeichnis von Besitzungen und die durch sie erzielbare Einkünfte.

<sup>70</sup>Wasserrinsen; Kleine Pflanzen mit luftgefüllten Hohlräumen, die auf stehenden Gewässern schwimmen.

wurde. Das Bild, das er mir von dem Zustande seiner Heimath entwarf, mag wohl mehr oder weniger zu den frühern Zuständen aller andern rheinhessischen Orte passen, und seine Schilderung hat darum ein größeres Interesse. Dieser alte Mann war für die Niedersaulheimer ein lebendiges Lagerbuch; er wußte die Besitzer der vielen Tausenden von Parzellen der Gemarkung, sowie sogar ihre wechselnden Nebenläger. Gleichmäßig war er im Stande, die Ab- und Zunahme der Fruchtbarkeit in einzelnen Gewannen anzugeben. So erinnerte er sich wohl, daß viele Niederungen, die heute das ergiebigste Waizenfeld sind, in seinen jüngern Jahren wegen zu großer Nässe selten vor dem halben Mai mit irgend einer Frühlingsaat bestellt worden. Er versicherte, die vielen Baumgruppen längst der westlichen Seite der Gemarkung hätten den Regen mehr angezogen und die schädlichen Hagelwetter mehr abgehalten. In der Ostengasse, wo heute oft die Brunnen vertrocknen (und wirklich an diesem Tage, den 15. Februar, noch ohne Wasser sind), sei die Straße öfter im Winter auf mehrere Tage so überschwemmt gewesen, daß die Nachbarn einander zu Pferd Besuche gemacht.

Er meldete ferner <sup>71</sup>, der Ackerbau sei ganz nachlässig betrieben worden, doch habe früher der Morgen mehr Garben, und die Garben mehrere und schwere Körner geliefert als heute, wo das Feld keine Ruhe habe.

Ihm gedenke auch nicht, daß unter den acht Pächterfamilien hiesigen Orts auch nur eine aus ihrem Pachthofe von

<sup>71</sup>Bei der Dreifelderwirtschaft verblieb ein Drittel des Landes als Brache und die Fruchtbarkeit des Bodens aufrecht zu halten. Im 18. Jahrhundert wurden diese Flächen dann oft mit stickstoffspendenden Hülsenfrüchten bebaut; danach wurde die Dreifelderwirtschaft schrittweise abgeschafft und (organische) Dünger wurden vermehrt eingesetzt.

ihrer Herrschaft vertrieben worden; doch hätten von diesen Pächtern nur wenige ein Paar Gulden zusammen in ihre Truhe gespart.

*»Dennoch seien bei diesem genügli-  
chen Zustande die Einwohner größtentheils  
faul und lüderlich gewesen ... als ein-  
mal bei dringender Erntezeit ein mehr-  
tägiges Regenwetter die Männer und  
Burschen in die Wirthshäuser und auf  
die Kegelbahnen verlockt hatte, ... bis  
sie vom Amtmann durch den Ortsbüttel  
auf das Feld getrieben wurden ... «*

Dennoch seien bei diesem genügli-  
chen Zustande die Einwohner größtentheils  
faul und lüderlich gewesen. Er erinnerte  
sich noch lebhaft, daß, als einmal bei  
dringender Erntezeit ein mehrtägiges Re-  
genwetter die Männer und Burschen in  
die Wirthshäuser und auf die Kegelbah-  
nen verlockt hatte, sie sich an ihrem Zeit-  
vertreib durch die wiederkehrende Son-  
ne nicht hatten stören lassen; sie kegel-  
ten so lange fort, bis sie vom Amtmann  
durch den Ortsbüttel auf das Feld ge-  
trieben wurden, um dem Auskeimen der  
Fruchtkörner durch Lüften der Gelege zu  
wehren.

Auch die Fleischnahrung sei in seiner  
Jugend anders gewesen. Die Schäferei ha-  
be in den vielen brach gelegenen Plätzen  
Raum gehabt; mancher Bauer habe sich  
10 Stück und mehr Schaaf gehalten, und  
so hätte man auch mehr von Hammel-  
fleisch und Schotenfrüchten gelebt, wie  
man heutigen Tages mehr von Schweine-  
fleisch und Kartoffeln lebt. Über den Vor-  
zug unter den beiden Zuständen wollte  
er sich kein Urtheil anmaßen.

Ich fürchte nicht, daß dieses Zeugniß  
eines glaubwürdigen Alten von Greisen  
anderer Ortschaften des Irrthums oder  
der Falschheit bezüchtigt werde.

*Johannes Neeb, Hinterlassene Schriften, erschienen auch in der Allgemeinen Zeitung für die deutschen Land- und Hauswirthe (Leipzig) 1843. No. 8*

### 7.3 Grundzüge zur Charakteristik des Bauern in Rheinhessen

Christian Garve <sup>72</sup>, den einen ächten Philosophen selbst Kant nennt, der doch nicht verschwenderisch mit diesem auszeichnenden Prädikate war, hat schon vor mehr als funfzig Jahren über den >Charakter der Bauern< eine Abhandlung <sup>73</sup> herausgegeben. Ich kenne davon nur diese Ueberschrift. Ich weiß aber aus andern Werken dieses tiefen Denkers, daß er jeden Stoff, den er zur Beachtung ergriffen hatte, in seinen innern Attributen zergliedert und in seinen äußeren Beziehungseigenschaften rundum beleuchtet hat. Ich würde daher Anstand nehmen, mich in gleichem Gegenstande zu versuchen; aber der Philosoph von Breslau hatte wohl schlesische und sächsische Bauern vor Augen, ich in Mainz sehe nur rheinhessische Landleute vor mir. Garve zeichnete den Charakter von Erbunterthanen, von Menschen, die dem Boden angehören, den sie mit ihrem Schweißethauen, eine sehr niedere Klasse in der Ordnung der bürgerlichen Gesellschaft; so eine niedere Menschenklasse kennt man in Rheinhessen nicht: die Existenz des hiesigen Landbewohners klebt an keinen Boden, er ist in Vielem sogar freier als mancher schlesische oder sächsische Grundherr. So gering auch der Grundbesitz eines Rheinhessen sein mag, es ist sein volles Eigenthum, ohne seine Bewilligung kann es Niemand betreten. Das

<sup>72</sup>Christian Garve, 1742 -1798, war neben Immanuel Kant und Moses Mendelssohn der bekannteste Philosoph Deutschlands zur Zeit der Spätaufklärung.

<sup>73</sup>Chr. Garve »Über den Charakter der Bauern und ihr Verhältniss gegen die Gutsherrn und gegen die Regierung«, 1796.

öffentlich promulgirte <sup>74</sup> und allgemein bekannte Ruralgesetz <sup>75</sup> nimmt gegen die geringste Verletzung seine ländlichen Erzeugnisse in Schutz. Keine durch den Zufall der Geburt unübersteigliche Schranke sperrt ihm den Weg zu jeder Ministerstelle, wenn ihm bis dahin die Laune des Glücks und ein eminentes Verdienst die Bahn ebnet.

Diese feste Überzeugung von der Gleichheit der Rechte und Pflichten, dieses unberechenbare Gut eines klar geschriebenen Gesetzbuches, verbunden mit der Öffentlichkeit in den Tribunalen und dem Rechte der Selbstvertheidigung, macht den rheinhessischen Bauer so beherzt, als die Entbehnung dieser politischen Güter den anderwärtigen Bauer, der sie nicht kennt, scheu, muthlos und kriechend macht.

*»Diese feste Überzeugung von der Gleichheit der Rechte und Pflichten, ... macht den rheinhessischen Bauer so beherzt, als die Entbehnung dieser politischen Güter den anderwärtigen Bauer, der sie nicht kennt, scheu, muthlos und kriechend macht.«*

So groß indessen immer der Abstand der Landleute nach der Verschiedenheit ihrer politischen Verhältnisse sein mag, sie gleichen sich doch wieder in andern Merkmalen, welche aus ihren gemeinschaftlichen Einflüssen herrühren, und ihnen einen gemeinsamen Charakter, das heißt feste und bleibende Persönlichkeiten ausdrücken.

Zuvörderst wollen wir die den Bauern aller deutschen Gauen gemeinsamen Einwirkungen auf ihren Charakter angeben, und hernach die dem rheinhessischen

<sup>74</sup>Promulgieren = öffentlich bekannt machen.

<sup>75</sup>Drittes Rheinhessische Ruralgesetz von 1791.

Land manch eigenthümlichen Schattirungen bezeichnen.

Die Werkstätte aller landwirthschaftlichen Producenten ist der freie Himmel, sie leiden darum wenig von einer dunstigen mephitischen<sup>76</sup> Stubenluft. Gewöhnt an den Wechsel des Wetters, dem sie öfters blosstehen, ist ihre Gesundheit fester, als die der Stadtbewohner. Das Wetter hat weniger Einfluß auf ihr Gemüth, es wird nicht so leicht launisch, und so ist auch bei ihnen ihr gesundes Blut einem gesunden Urtheile über die Dinge förderlich. In engerem Umgange mit der Natur bei einer größeren Abgeschiedenheit von einer städtischen Verbildung bleiben sie der altväterlichen Sitteneinfalt<sup>77</sup> treuer.

Sie sind fast beständig im Tempel der Natur, dieser Gottesverkünderin, und die Unverbrüchlichkeit eines gegebenen Wortes, so wie der religiöse Glauben schützen ihren frommen Sinn gegen etwaige Verdunklung; sie sehen den persönlichen Weltbeherrscher und Allvater in der allgemeinen Zweckverbindung der Dinge zur Einheit; sie hören ihn in den großen Accorden und Harmonien des Universums. Ihre christliche Hoffnung auf die Unsterblichkeit der Seele stärkt sich in jeder Grablegung der Gesäme und deren Wiedererstehung<sup>78</sup> zum Segen einer fruchtreichen Zukunft. Unglaube und Zweifel sind trübselige Zustände, die ihnen fremd sind.

<sup>76</sup>verpesteten

<sup>77</sup>Nach dem Deutschen Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm die »natürliche, reine Schlichtheit der Sitten die einer verderblichen Verfeinerung der Denkart wich«.

<sup>78</sup>Säen des scheinbar toten Samens im Herbst und dessen Wiederaufleben im Keimungsprozess. Übertragen: die Grablegung und die Auferstehung Christi bzw. das Weiterleben verstorbener Menschen im Jenseits.

*»Die Nahrungsmittel der Landleute sind einfacher als die der Städter, ihr Gaumen ist weniger verwöhnt und verreizt ... «*

Die Nahrungsmittel der Landleute sind einfacher als die der Städter, ihr Gaumen ist weniger verwöhnt und verreizt. Darum munden ihnen derbe, sogar rohe Speisen mehr als künstliche Gerichte. Ich sah daher öfter unter ihren Kranken solche, denen eine zusammengesetzte Arznei, vor welcher dem Städter weniger ekelt, so zuwider war, daß sie erklärten, lieber wollten sie sterben, als die Mixtur einnehmen. Der Landmann, auch der vermögende, vertraut mehr der Heilkraft der Natur als der ärztlichen Kunst und Weisheit, die er zuweilen zu spät, z.B. bei Lungenentzündungen anruft; auch darin ist der Städter, selbst aus der ärmeren Klasse, das Widerspiel. Die Landleute sind auch weniger ängstlich gegen die Gefahr der Ansteckung; man sieht sie öfters die Stube ihres kranken Nachbarn mit Besuchen überfüllen. Die Furchtlosigkeit läßt ihre körperliche Lebensthätigkeit ungehemmt, und sogar die unmittelbare Berührung theilt ihnen eine ansteckende Krankheit weniger mit, oder das eingesogene Gift wird wieder in der freien Transpiration durch die Lunge und die Hautporen ausgestoßen.

Die meisten rheinhessischen Gemeinden auf dem platten Lande haben für ihre Armen und ihre dürftigen Kranken keine öffentliche Anstalten; diese finden in der Sympathie ihres Nächsten gegen das Übermaaß der Noth eine Bürgschaft, ja zuweilen werden den kranken Armen nur zu viele Kraftsuppen zugetragen, und den Hausarmen wird die Rumfortische Suppenküche<sup>79</sup>. Die Mildthätigkeit kos-

<sup>79</sup>Die Rumfordsche Suppe ist eine preisgünstige und

tet allerwärts weniger Opfer, wo man das, was man geben soll, vorrätzig hat und nicht zu kaufen braucht. Dieses sind, glaube ich, die allen Landleuten aller Länder mit geringen Modifikationen gemeinsamen Grundzüge. Ich habe nun diesen, um meiner Aufgabe zu genügen, die Schattirungen beizufügen, welche den rheinhessischen Landbewohner besonders auszeichnen.

In Rheinhessen ist das französische Gesetzbuch eingeführt, die Feudalrechte sind abgeschafft und die öffentliche Selbstvertheidigung ist längst in Kraft. Selbst die Sprache, welche bei uns Deutschen eine gewisse Feudal-Aristokratie festgestellt hat, hat sich darnach gemodelt; z.B. wer seine 80 oder mehr Morgen eigenen Feldes mit wenigstens zwei Pferden bestellt, heißt ein Gutsbesitzer und wird von Jedermann, selbst seinen Obern mit >Sie< begrüßt. Ackersmann heißt der, wer für seine zureichende Lebsucht <sup>80</sup> ein Gut von 30-40 Morgen mit einem Pferde, mit Ochsen oder ein Paar Kühen bebauet, auch er wird mit >Sie< angedet, besonders wenn er zugleich ein Ehrenamt als Gemeinderath, Mitglied eines Kirchen- oder eines Schulvorstandes, Rechner u.s.w. bekleidet. Nur das männliche Gesinde, der Hausknecht, der Tagelöhner nehmen die Anrede mit >Er< nicht übel; jeder andere hessische Staatsbürger fühlt es, welche Entwürdigung einer angedeteten Person darin liegt, wenn im mündlichen Verkeh-

*nahrhafte Suppe auf der Grundlage von Graupen und getrockneten Erbsen. Erfunden wurde sie 1795 durch den Reichsgraf von Rumford für die Verpflegung von Soldaten und Armen. Heinrich Heine schrieb: »Alle überlieferte Heiterkeit, alle Süße, aller Blumenduft, alle Poesie wird aus dem Leben herausgepumpt werden, und es wird davon nichts übrigbleiben als die Rumfordsche Suppe der Nützlichkeit«.*

<sup>80</sup>Lebensunterhalt, Nahrungsquelle

re keine Notiz von ihrer persönlichen Gegenwart genommen wird, und gegen die man sich äußert, als müsse sie draußen vor der Thüre bleiben.

Dieser separatistische Spracharistokratismus verliert nun in Rheinhessen mit jedem Jahre mehr Gebiet, Gebrauch und Geltung seiner Ansprüche; dagegen erweitert mehr und mehr das vertrauliche >Du< seinen freundlichen Verbindungskreis. Es verbrüdert Greise und jüngere Leute, Beamte und Verwaltete in eine demokratisch gleiche Gesellschaft. Das >Er< und die Benennung >Bauer< werden mit jedem der Ringe, der sich am Stamme der rheinhessischen Volksbildung ansetzt, enger beschränkt.

*»Er tritt unbefangen bei voller Amtsstube vor seinen Friedensrichter, vertheidigt sein vermeintliches Recht ... «*

Dieses dem rheinhessischen Landmann Eigenthümliche erhält von zwei Einflüssen diese Schattirungen: durch einen moralischen Einfluß mittelst des Gesetzbuches in der Hand, und einen physischen Einfluß mittelst seines selbst gezogenen Weines im Keller; jenes Recht und Gut macht ihn dreist, das ist vertrauend auf sich, dieser Weingenuss macht ihn leichtgesinnt, gastfrei, in der Denkungsart liberal und frohgemuthet. Er tritt unbefangen bei voller Amtsstube vor seinen Friedensrichter, vertheidigt sein vermeintliches Recht, und diese muß Artikel zu Artikel die gesetzlichen Gründe aufführen, auf denen sein gefälltes Urtheil ruht.

Einen physischen Einfluß auf den Charakter des Rheinhessen hat der öftere Genuß des Weines. Dieses mäßig reizende und belebende Getränk mischt seine Nervegeister zu einer Temperatur, in welcher Gutmüthigkeit, wechselseitige Gast-

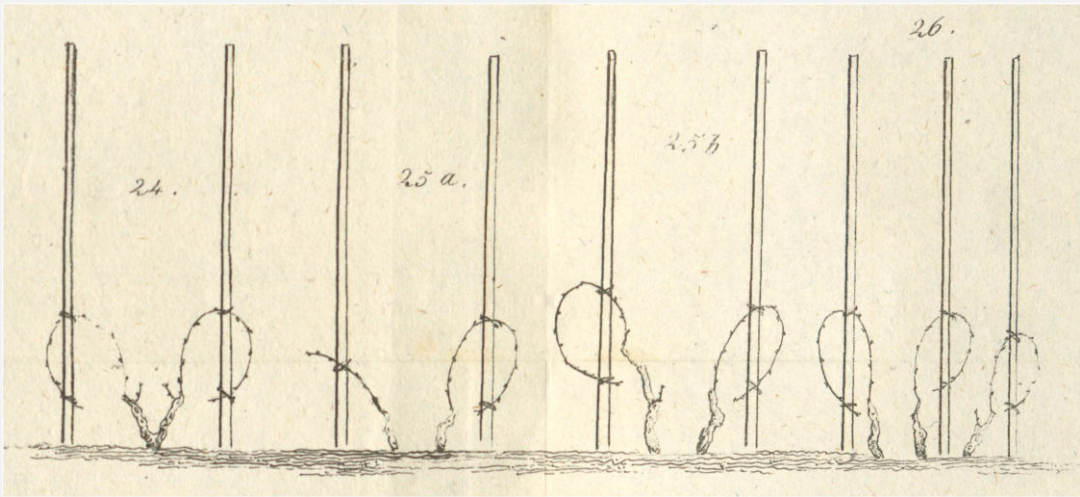


Abbildung 7.7: Rebenerziehung in Rheinhessen um 1830. Im nördlichen Rheinhessen herrschte eine einschenklige Halb-bogenerziehung vor (25a, 25b, 26). Aus Johann Philipp Bronner, *Der Weinbau in Süd-Deutschland*. 2, Heidelberg 1834, Universitätsbuchhandlung C.F. Winter. Digitalisat: <https://tinyurl.com/msbawuep> . Siehe auch Weingeschichte Rheinhessen, <https://tinyurl.com/yc4dbahb>.

freundschaft und Frohsinn leichter aufsprossen. Die meisten Familien in Rheinhessen erziehen ihren Wein, die Baumühe wird nicht gerechnet, und ein Jeder ist einer gleichen hospitalen Gegenspense bei seinem Nachbarn gewärtig. Sogar bei einem Übermaße dieses Genusses bleiben die heitern und humanen Affekte vorherrschend; sowie im Gegentheile aus der narkotischen Betäubung mit Branntwein oder Bier sich ein ungeselliges Raufprincip zu entwickeln scheint, das nur durch eintretende Schläfrigkeit gemildert wird.

Leider! artet der einmal angewohnte und genährte Leichtsinns oft in Lüderlichkeit und Leichtfertigkeit bis zur völligen Gutsverschwendung aus, Geisteskrankheiten, die in Branntwein- und Bierländern seltner grassiren; dieses ist an einem heiteren Bilde die düstere Kehrseite, die ich hier nur andeuten, nicht ausmalen will.

»Dieses mäßig reizende und belebende Getränk mischt seine Nervengeister zu einer Temperatur, in welcher Gutmüthigkeit, wechselseitige Gastfreundschaft und Frohsinn leichter aufsprossen . . . Leider! artet der einmal angewohnte und genährte Leichtsinns oft in Lüderlichkeit und Leichtfertigkeit bis zur völligen Gutsverschwendung aus . . .«

# Zur Geschichte von Udenheim

# 8

...im Jahr 1535 ...

– ... zur tiefen Nacht

Zu den weitreichenden Interessen von Neeb gehörte auch die Sammlung lokalhistorischer Informationen<sup>1</sup>. Udenheim wurde schriftlich erstmals im Jahre 773 als >Otenheim< erwähnt<sup>2</sup>. Eine noch bestehende Zehntscheune aus dem Mittelalter in der Ludwigstraße 37 war Teil eines größeren Gutes des Klosters Werschweiler mit 500 Morgen Land. Im 13. Jahrhundert erbauten die Ritter von Udenheim eine Burg, die sich im Bereich des heutigen Schlossgässchens befand.

Udenheim hat eine Besonderheit: die architektonisch eigenwillige, aber – besonders im Innenbereich – schöne Bergkirche. Die Kirche wurde über viele Jahrhunderte ergänzt und in verschiedenen Stilen erweitert. Das ausgelehene >Udenheimer Kreuzifix< befindet sich derzeit in der St. Gotthard Kapelle im Mainzer Dom.

Wie in der Nachbargemeinde Nieder-Saulheim wurde die Kirche auf Geheiß des katholischen Adelsgeschlechts 1685 in eine Simultankirche umgewandelt; Ka-



Abbildung 8.1: Die Bergkirche in Udenheim aus dem 12. Jahrhundert wurde 1685-1959 als Simultankirche für Protestanten und Katholiken genutzt (Aufnahme 2024).

tholiken und Protestanten teilten sich die Nutzung und die Kosten hälftig, obwohl die Protestanten deutlich in der Mehrzahl waren. Wie auch anderswo, entstand daraus keine >Initialzündung für die Ökumene<, sondern das Zusammenleben war von vielen Auseinandersetzungen getrübt. *Der Hass hatte sich lange fortgeerbt*, schreibt Neeb hierzu. Neeb führt als Beispiel einen gerichtlich ausgetragener Streit zwischen dem katholischen Ortsherren Köth von Wanscheid und dem lutherischen Pfarrer Wigand Mitte des 18. Jahrhunderts an, bei dem das Kammergericht zu Gunsten des Pfarrer entschied.

Philipp Andreas Zaun (nicht zu verwechseln mit dem Feldmesser Philipp Zaun aus Kapitel 6), beschreibt in drastischen Worten eine Naturkatastrophe in Udenheim am Pfingstdienstag, den

<sup>1</sup>Udenheim, Gau-Odenheim, Ober-Hilbersheim und Burg Klopp bei Bingen.

<sup>2</sup><https://tinyurl.com/uavwemvt>; die Geschichte Udenheims wurde in den Büchern >1200 Jahre Udenheim 773-1973< und >Von Otenheim zu Udenheim, 1250 Jahre Ortsgeschichte, 773 - 2023< beschrieben und bestätigen die Angaben Neebs.

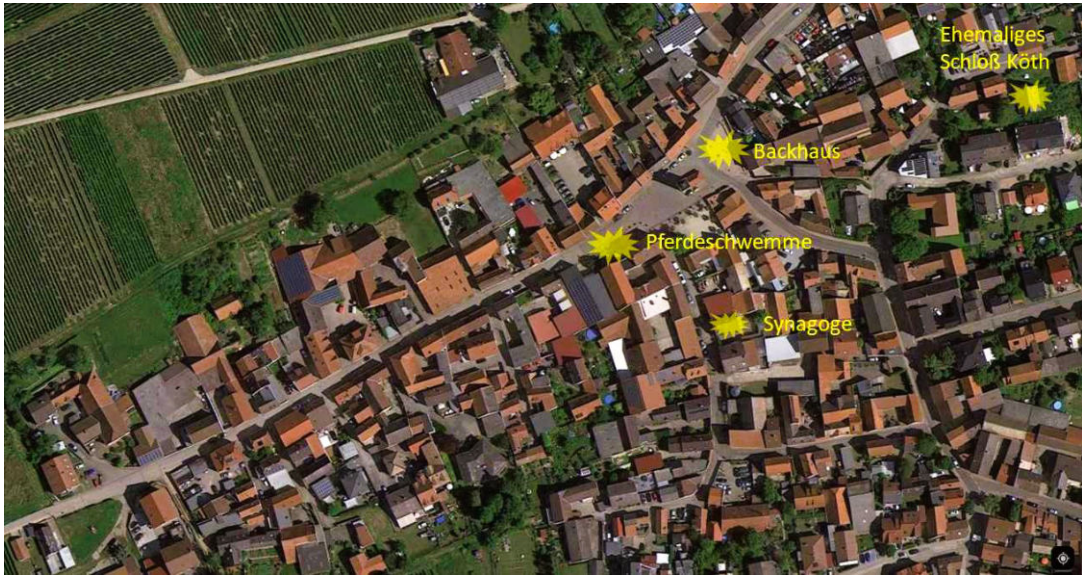


Abbildung 8.2: Luftbild des alten Ortskerns von Udenheim. Die ursprüngliche Position des nach der französischen Revolution verfallenen Schlosses, sowie die ehemaligen Lagen von Synagoge, Backhauses und Pferdeschwemme sind einer Grafik von Wolfhard Klein, *Jüdisches Leben in Udenheim*, entnommen <https://tinyurl.com/t8cmvwbz>.

11.6.1535:<sup>3</sup>

»Anno 1535 am Pfingstdienstag entstand auf dem Gau, 2 Meilen von Mainz, ein entsetzliches Donnerwetter welches 3 Fluren verderbt. Namentlich Schornsheim, Bechtolsheim und Geispitzheim. Welches sich dann über dem Dorf Udenheim zusammengezogen, das in einem Tale lag und um Ein Uhr nachts mit mit solcher Macht und Gewalt ins Dorf gedrungen, daß es Häuser, Stelle und Scheunen mit Menschen und Vieh hinweggetrieben und wurden auf den Morgen gefunden 40 tote Menschen, 50 Pferde und 150 Rindvieh ohne Schafe und Schweine. Es hat sich das Eis geschloss und Koth aufeinandergedämmt wie ein harter Fels, daß es nicht zusammenschmelzen konnte. Man mußts es mit Pickeln und Äxten zerhauen und hinwegführen und wurde darinnen und darunter noch viele tote Menschen gefunden.«

<sup>3</sup>Philipp Zaun am 5.5.1805. Das Original ist in Udenheims 1250 Jahr-Chronik abgedruckt.

Unmengen Hagel und Wasser ergossen sich damals über das Dorf und zerstörten die meisten Häuser. Mehrere, noch heute sichtbare Hohlwege entstanden durch die Wassermassen. Das Ereignis hatte sich auch fest in das Dorfgedächtnis eingebrennt: Fast 300 Jahre lang wurde ein Hagelfeiertag am Donnerstag nach Pfingsten begangen. An diesem Tag, der erst 1827 abgeschafft wurde, war es verboten, das Dorf zu verlassen oder ein Feuer anzuzünden. Johann Neeb, der Philipp Zaun gut kannte, griff die Geschichte, die auch überregional für Entsetzen sorgte, in ähnlichen Worten auf.

Im Neunjährigen Krieg, häufig bagatellisierend als Pfälzer Erbfolgekrieg bezeichnet, wurde Udenheim 1690 von den brandschatzenden französischen Truppen eingeäschert. Nur 32 Einwohnerinnen und Einwohner blieben zurück. Die größten Grundbesitzer, die Familie der Köth von Wannscheid, verwandelten die



Burg im 16. Jahrhundert in ein Wasserschloss. Dieses Schloss existiert nicht mehr; nur die bei Bauarbeiten freigelegten massiven Fundamentmauern erinnern an seine einstige Größe.

#### Jüdisches Leben in Udenheim

Udenheim spielt auch in den Schriften des Autors Arthur Kahn eine Rolle, da dessen väterliche Vorfahren aus Udenheim stammten.

Die Udenheimer Juden hatten bereits vor der Französischen Revolution eine gut organisierte Gemeinde mit einer Synagoge und einem Schulhaus. Die meisten waren sogenannte Schutzjuden: für das Recht in den Dörfern leben zu dürfen, mussten sie an die Herrschenden Schutzgeld zahlen. Gemeinsam mit drei bis vier Nachbargemeinden nutzten sie einen jüdischen Friedhof. Die meisten Juden waren – gezwungenermaßen – Händler von Stoffen, Lebensmitteln, Nutztieren, Wein, Immobilien und allerlei Rohstoffen. Nach der Französischen Revolution wurde der Zunftzwang in französischen Gebieten aufgehoben, einige Udenheimer Juden wurden nun auch Handwerker wie Metzger, Färber, Seifensieder und Spengler. Zuvor wurden in den Zünften nur Christen aufgenommen und die wenigen jüdische Handwerker konnten nur innerhalb der jüdischen Gemeinschaft verkaufen.

Außergewöhnlich für Rheinhessen war, dass es in Udenheim zeitweise drei jüdische Gutsbesitzer gab: Arnold Kahn, Joseph Straus und Simon Trautmann. Der Stammvater von Arthur Kahn, Arnold (früher Aaron Juda) Kahn (1760-1841), war einer von ihnen<sup>a</sup>. Mehr zu diesem Thema findet sich in der ausführlichen Zusammenfassung von Wolfhard Klein über das jüdische Leben in Udenheim<sup>b</sup>.

<sup>a</sup> Arnold Kahn lebte an verschiedenen Orten in Udenheim, unter anderem am Röhrenbrunnen und in der Obergasse. Er genoss einen guten Ruf als jüdischer Gelehrter und galt als der bedeutendste Talmudist der Gegend.

<sup>b</sup> Wolfhard Klein. Jüdisches Leben in Udenheim. URL: <https://tinyurl.com/4uza7k37>.



Abbildung 8.3: Das Udenheimer Kruzifix wurde – nachdem 1960 katholischen Kirche errichtet wurde – im Jahr 1969 als Leihgabe auf unbestimmte Zeit der Diözese Mainz überlassen. Bild: Bischöfliches Ordinariat, Mainz.

Im Jahr 1834 lebten in Udenheim 721 Menschen in 122 Häusern, davon 33% Katholiken, 60% Protestanten und 6,4% Juden. Heute zählt das Dorf über 1350 Einwohner, wobei die Protestanten mit 40% weiterhin die Mehrheit gegenüber den Katholiken, die etwa 29% ausmachen, bilden.

## 8.1 Zur Geschichte von Udenheim (im Kanton Wörrstadt aus Urkunden und Sagen)

Das kleine Dorf Udenheim ist, wie alle Orte der Rheinprovinz, sehr alt. In den Urkunden heißt es ein >Flecken<. Die Ehre dieser Benennung verdankt es wahrscheinlich dem Umstande, daß es der Sitz vieler adlicher Geschlechter war. Ursprünglich soll es den Junkern von Udenheim zugehört haben, später wurde es gar ritterschaftlich. Die Freiherrn von Löwenstein, Biberau Gemmingen, Gaispitzheim, Dalwig, Dageroth und Köth von Wanscheid waren darin begütert und zum Theil ansäßig. Das Dageroth'sche Gut wurde in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts von den Fürsten von Bretzenheim erworben, und die andern adlichen Güter größtentheils von der Köth'schen Familie, deren Besitzthum zuletzt mehr als sechshundert Morgen der kleinen Gemarkung betrug.

Nach der Bauart zu urtheilen, trägt die Simultan-Kirche ihre 500 Jahre auf dem kranken Rücken. Die Volkssage von ihrer Gründung ist, wenn nicht wahr, doch erbaulich. Drei adliche Fräulein theilten nach ihrer Eltern Tode das von ihnen aufgehäufte Geld mit Virnzeln<sup>4</sup>. Das älteste der Fräulein war blind, die jüngeren beschütteten für ihren Theil das hohle Maaß, und für den Theil der blinden Schwester beschütteten sie den flachen Rand des umgestülpten Viernzels. Aber Gott, von dem alles Gedeihen kommt, segnete das Erbtheil der betroffenen Schwester. Noch heute erhält sich das

<sup>4</sup><https://tinyurl.com/4kjndtx6>, 27,347 Liter = 1/4 Malter = 1 Viernzel = 4 Kumpf/Vierling = 16 Geseheid/Zweiling sind alte Volumenmaße.

Denkmal ihres frommen Willens in der von ihr auf ihr Grundstück erbauten Kirche, vor dem Dorfe, und von der im Dorfe von den beiden Betrügerinnen erbauten Burg sahen wir vor mehreren Jahren auch die letzten Reste der Brücke verschwinden und Wall und Gräben dem Boden gleich werden.

Die Kirche mag einst auch reich gewesen sein. Noch ist an ihrer äußeren Wand die Abzeichnung von drei großen Glocken zu sehen, deren harmonisches Geläute bis an den Stahlberg bei Mainz<sup>5</sup> vernehmbar gewesen sein soll. Sie wurden ein Raub der im vorigen Jahrhundert mordbrennerischen Zerstörungswuth der Franzosen<sup>6</sup>. Im Thore der Kirche ist das Standbild eines Ritters Köth von Wanscheid<sup>7</sup> vom Jahre 1515. Es ist nicht ohne Kunstgeschmack, von Sandstein, und unter dem Schutze der religiösen Achtung gegen allen tempelschänderischen Frevel unverletzt. Als im Jahre 1629 der Dynast Wolfgang von Löwenstein adlicher Bürgermeister war, gab er der Feldmesserzunft eine Messeordnung, die noch heute in beglaubigter Abschrift mit Löwensteinischem Siegel sich in den Händen des dormaligen Feldmesser-Hauptmannes Valentin Brauer befindet.

Das Archiv der Bürgermeisterei enthält auch noch die Protokolle der Ortsgerichte, woraus man sieht, daß das Schöffengericht von Udenheim in manchen Punkten weiser urtheilte, als manche gelehrte Gerichte jener Zeit. So bestrafte sie im Jahre 1617 Kläger und Beklagte wegen gegenseitiger

<sup>5</sup>Das Mainzer Fort Stahlberg am Zahlbacher Steig, wurde 1793 als >Clubistenschanze < errichtet, und nach 1840 zur Festungsanlage ausgebaut.

<sup>6</sup>Klaus Kremp Hrsg. Kartographie der Zerstörung. Worms-Verlag, 2020. ISBN: 978-3-947884-47-6.

<sup>7</sup>Neeb schreibt >Manscheid< statt >Wanscheid<. Dies wurde im Text geändert, da auf den Grabsteinen der Name als >Köth von Wanscheid< verzeichnet ist.

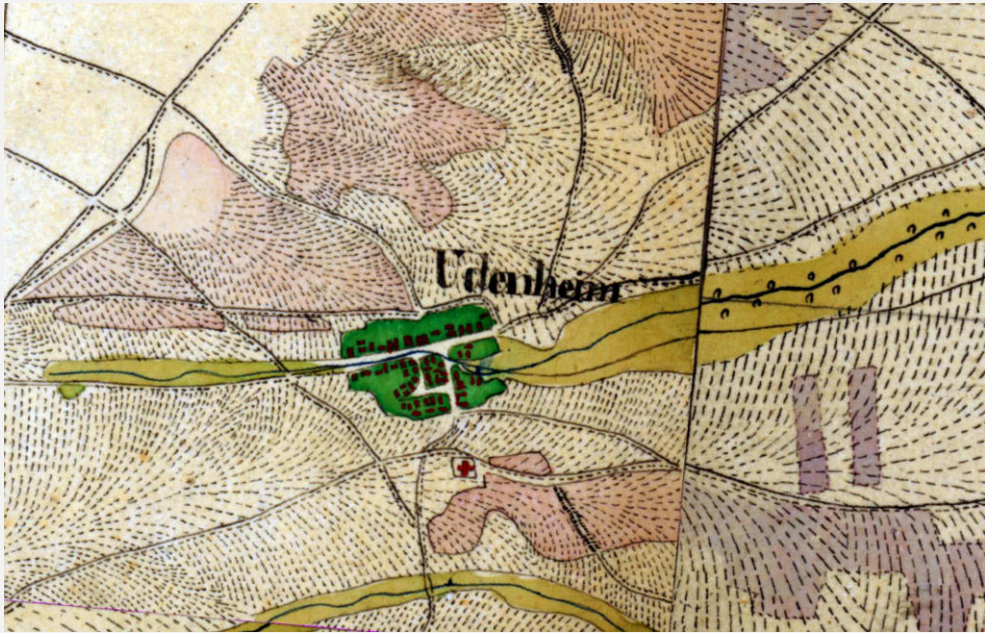


Abbildung 8.4: Ausschnitt aus der Kartenaufnahme der Rheinlande Tranchot und Müffling, 1808-1820 im Maßstab von 1:20000 ©GeoBasis-DE / LVermGeoRP (2024). Die evangelische Bergkirche ist durch ein rotes Kreuz gekennzeichnet; der Turm der Kirche wurde um das Jahr 1100 errichtet.

Bezüchtigung der Zauberei und Teufelsbeschwörung mit einer Geldbuße, unter Bedrohung verdoppelter Strafe im Falle der Wiederholung. Die Gerichte des Bischofs Julius von Würzburg, unter dessen Regierung so viele Hexen und Zauberer verbrannt wurden, hätten sie nicht so weise und so milde abgefertigt.

Auch in Bezug der Ortspolizei benahm sich das Gericht mit kluger Umsicht. Im Jahre 1617 erlaubte es der Wittib<sup>8</sup> des Simon Scharf gegen Erlegung von drei Gulden mit Weck zu hausiren, die sie aus Mainz oder Oppenheim herbrachte, »weil der gemeine Bäcker sie so schlecht machte, daß sie nicht einmal für die Gesunden, geschweige für die Kranken genießbar waren.

Im Jahre 1535 am dritten Pfingsttage zur tiefen Nacht wurde der Ort von ei-

<sup>8</sup>Witwe

Anno 1535, den dritten Pfingstferttag ist ein grauwam Un-  
gewitter mit Schlossen / Hagel vndt Blig / nicht weit von Weins-  
entstanden / welches vndt Weichselheim vndt Schorheim alles auff  
dem Felde erschlagen vndt verderbet hat. Nach dem sich aber in einem  
Thal / oder Udenheim / ein großer hauff Schlossen gesamlet / davon  
die Wasserfluth geschütet vndt aufgehalten worden / ist sie doch end-  
lich so geschwinde gewachsen / daß sie mit gewalt durch gerissen / das  
ganze Dörflein mit Häusern / Scheunen / Menschen / Viehe / säm-  
mtlich verderbet vndt vmbgebracht hat. Rivand. c. l. p. 360.

Abbildung 8.5: Ausschnitt aus den Bußpredikten von Paul Walther, Teil 3, Seite 102, 1637.

nem Hagelwetter und Wolkenbruch fast gänzlich zerstört. Die Verwüstung war so groß, daß sie eine traurige historische Berühmtheit gewonnen hat. Walter Hamburg in seinem Anhang historischer Berichte zu seinen Bußpredigten (Lübeck 1637)<sup>9</sup> gedenkt ihrer, und beruft sich auf Rivands *exempla prompta* als seinen Gewährsmann. Nach dem ältesten – auf jeden Tag der Gedächtnißfeier dieses Unglücks vorgele-

<sup>9</sup>Paul Walther, »Dritte Drey Zeit Buß-Predigten« (1637), Digitalisat: <https://tinyurl.com/ym33sva6>.

---

senen – Berichte wurden 50 Pferde, 150 Stück Rindvieh und weit mehr Schweine und Schaaf das Opfer des Hagels und der Überschwemmung. Den anderen Tag wurden 40 menschliche Leichen aus dem zu Eis zusammen gefrorenen Wasser und Schlamme mit Bickel und Aexten herausgehauen.

*»... Den anderen Tag wurden 40 menschliche Leichen aus dem ... gefrorenen Wasser und Schlamme mit Bickel und Aexten herausgehauen ... «*

Man begreift nicht, wie ehemals eine Mühle, da wo sie der Überlieferung nach gestanden hat, sich bewegen können, wenn das Bächelchen damals nicht wenigstens dreimal so viel Wasser enthielt, als in unseren Tagen. Wieder ein Beweis von der Abnahme des jährlichen Regens!

*»Wieder ein Beweis von der Abnahme des jährlichen Regens!«*

Unmittelbar nach dem Anfang der Reformation litt die Gemeinde unsägliches Ungemach durch die confessionelle Spaltung zwischen den adlichen Geschlechtern und den bürgerlichen Insassen. Noch erhält sich das Angedenken unmenschlicher Grausamkeiten, mit denen Lutheraner und Katholiken sich gegenseitig verfolgten. Der Haß hatte sich lange fortgeerbt. Wir wollen, anstatt mit speciellen Angaben der gegenseitigen Mißhandlungen das Papier zu besudeln, dem Vater des Lichtes danken, daß er uns in einer Zeit leben läßt, in der die Erkenntniß der Pflicht gegenseitiger Duldung beginnt ein Gemeingut zu werden.

Das lutherische Pfarrbuch enthält noch einige Urkunden in Abschrift in Betreff eines Streites zwischen dem Ortsherrn Köth von Wanscheid und dem lutheri-

schen Pfarrer Joh. Phil. Wigand, die hier eine Erwähnung verdienen.

Der Ortsherr machte kurzen Prozeß mit dem Pfarrer, der nichts vom Pfarrgute ablassen wollte, und suspendirte ihn am 1. Juni 1748 von seinem Pfarramte. Der Pfarrer, der bereits seit dem Jahre 1729 Pfarrer da war, wandte sich im Jahr 1749 an das kaiserliche Kammergericht zu Wetzlar und erwirkte schon am 2. Mai desselben Jahres an von Köth den Befehl, unter Strafe von 10 Mark löthigen<sup>10</sup> Goldes den Pfarrer zu restituiren. Der Ortsherr legte dagegen Opposition ein, und demnach erfolgte bereits am 30. April 1750 ein zweites unwiderrufliches Mandat, und so geschah die feierliche Wiedereinseignung des Pfarrers in Gegenwart des von Köth'schen Sekretärs und mehrerer Tausenden aus der Umgebung. Der Pfarrer, der das Herz am rechten Orte trug, hielt seine Predigt über Jeremias C. 15. V. 22: »Ich will dich diesem Volke zu einer ehernen und festen Mauer geben, sie werden wider dich streiten, aber an dir nichts vermögen, denn ich bin bei dir, spricht der Herr.« Das Jahr darauf erhielt Wigand durch Tausch die einträglichere Pfarrei Niedersaulheim, der er noch 11 Jahre vorstand. Noch ist sein Name in gesegnetem Andenken bei mehreren alten Leuten von Niedersaulheim, die ihn persönlich kannten.

Die Ortsbürger von Udenheim, früher meistens nur Pächter und Tagelöhner der Adlichen, besitzen und bebauen gegenwärtig die ganze Gemarkung als ihr freies Eigenthum. Das ist die Frucht ihrer Erwerbsthätigkeit seit etwa 35 Jahren. Es ist überflüssig, diese und ihre Mäßigung und Häuslichkeit zu loben.

---

<sup>10</sup>Die alte Maßeinheit Loth bezeichnete bis ins 19. Jahrhundert den Edelmetallanteils in einem Metall.

# Die Dorfseele



... schlimmer als die Gewissheit des Todes

– ist die Ungewissheit des Todes ...

Die von Arthur Kahns in seinem Fortsetzungsroman »Die Dorfseele« wiedergegebene Geschichte basiert auf Erzählungen seiner Tante Treinle, die zusammen mit anderen Mitgliedern der Familie Hirsch in der Nähe des Partenheimer Schlosses wohnte. Treinle war die Tochter des jüdischen Hoffaktors <sup>1</sup> Löw Partenheimer, der später den Nachnamen Hirsch erhielt. Außergewöhnlich für die damalige Zeit war, dass Löws Vorfahren – durch einen Gnadenakt der Freiherren von Wallbrunn zu Beginn des 18. Jahrhunderts – ein beschränktes Recht auf den Besitz von Feldern und Weinbergen erhalten hatte. Löw besaß ungefähr 10 ha Weinberg, weitere 45 ha Land in Partenheim und Saulheim, ein weiteres Haus und beträchtliches Vermögen in Geld und Schmuck. »Alles schuldenfrei«, wie Kahn in seiner Autobiographie bemerkt.

Die Familie von Arthur Kahn hat also ihre mütterliche Wurzeln, »die Hirsch-Familie«, in Partenheim und Saulheim. Die »Kahn-Familie« seines Vaters Aron stammt aus Udenheim, hatte aber bereits früh Kontakt mit den Partenheimern. Kahn besuchte die Vorfahren seiner Mut-

ter regelmäßig in den Sommerferien, als er zwischen zehn und zwölf Jahre alt war.

Der Anteil der jüdischen Bevölkerung in Partenheim war für Rheinhessen ungewöhnlich groß <sup>2</sup>. In der Schmiedgasse befand sich eine kleine »Schul«, (Synagoge), deren Vorbeter ein Onkel von Tante Treinle war. In seiner Autobiografie schreibt Kahn über das Wohnhaus der Familie:

»Es war ein großes Bauernhaus mit Seiten- und Hintergebäuden, Ställen, Remisen, Kelterhaus, Scheune und einem Anbau ins Hof mit fest gebauter Sücke. Die Längsfront, entlang eines drei Meter breite Gässchen hatte als visavis eine niedrige Mauer an das jüdische Schulhaus, welches dessen Hof umsäumte, unweit der Weid- oder Pferdeschwemme. An diesem Gässchen befand sich auch der Eingang zum Haus, während die Wageneinfahrt vor der breiten Dorfstraße war, mit einem sehr massiven Holztor.«

Das Partenheimer Schloss wurde im 13. Jahrhundert errichtet, mehrfach umgebaut und nach einem Brand im Jahr 1689 renoviert. Im Jahr 1579 wurde das Adelsgeschlecht der Wallbrunn mit dem Dorf Partenheim belehnt; um 1800 besaß die Familie Wallbrunn über 125 ha Land in der Gemarkung. Ein interessantes Buch mit vielen weiteren Informationen über Partenheim und seinem Schloss wurde von Michele Dreis verfasst [17].

<sup>1</sup>Ein Hoffaktor war als Kaufmann an einem Adelshof beschäftigt.

<sup>2</sup>1865: 165 Personen, bei einer Einwohnerzahl von rund 1200.



Abbildung 9.1: Luftbild von Partenheim: gelb unterlegt ist der alte Schlossbereich, am blauen Stern stand die ehemalige Synagoge; der grüne Stern zeigt den Ort der ehemaligen Pferdeschwemme. Dort wurden Zugtiere nach der Arbeit ins Wasser geführt, gesäubert, getränkt – und bei Hitze – abgekühlt. Zwischen Synagoge und Schlossbereich lag das Stammhaus von Löw Partenheim.

Das Schloss wurde durch die letzte Schloßherrin Christiane Eleonore Wallbrunn zu einem ›kleinen Versailles‹ mit entsprechenden Gartenanlagen ausgebaut. Die vorteilhafte Beschreibung der Wallbrunner in der ›Dorfseele‹ lässt erahnen, warum deren Besitz – im Gegensatz zu anderen Schlössern und Adelsgütern – weder geplündert, niedergebrannt oder enteignet wurden: Die Wallbrunner durften letztlich auch während der Franzosenzeit in ihrem Schloss in Partenheim bleiben<sup>3</sup> Nur deren Besitzrechte über den Ort gingen verloren. Im Jahr 1830 wurde der Besitz zunächst an den Kaufmann Georg Dael veräußert aber bereits im darauf folgenden Jahr an drei Partenheimer Familien weiterverkauft. Im Jahr 1838 starb

<sup>3</sup>Christiane Eleonore war eine aufgeschlossene Person ohne Adelsdünkel. Sie ritt allein nach Engelstadt, um dem französischen Kommandanten Dessaire in fließendem Französisch mutig und entschlossen vorzutragen, das Dorf und Schloss zu verschonen. Dessaire hielt Wort, und so blieben das Schloss und 600 Morgen Hofgut im Besitz der Familie Wallbrunn. [17].

der Partenheimer Teil der Familie Wallbrunn aus.

Das Verhältnis von Löw Partenheimer zu seinen Herren war freundschaftlich und vertrauensvoll. So wuchsen seine Töchter mit den Kindern der Wallbrunn im Schloss auf, nahmen dort Unterricht und lernten Musikinstrumente. Im Gegenzug sicherte Löw, der während der Abwesenheit der Wallbrunn die Geschäfte führte, Wertgegenstände der Adligen in seinem Haus.

Nachdem sich die Unsicherheiten infolge der Französischen Revolution gelegt hatten und mit dem Frieden von Lunéville 1801 und der Herrschaft von Napoleon Ruhe eingekehrte, waren viele von der Aufbruchstimmung begeistert. Kahn beschreibt diese Zuversicht in den Worten seiner Großtante Treinle:

»Alle jungen Leute, Juden und Christen, waren für die Franzosen begeistert; besonders die jüdischen jungen Leute wollten jetzt etwas anderes werden, aber sie wußten nicht was.«



Abbildung 9.2: Das Schloss Wallbrunn in Partenheim (Aufnahme 2024).

Das positive Bild änderte sich, als Napoleon begann, Männer aller Konfessionen und Religionen in die ›Grande Armée‹ einzuziehen. Die Versuche, dieser ›Zwangs-Conscription‹ zu entgehen oder sie zu sabotieren, waren selten erfolgreich; ein ›Herausmogeln‹ durch Freikauf war nicht mehr möglich.

### Hat die Geschichte von ›Tante Treile‹ eine historische Grundlage?

Die ›Dorfseele‹ ist eine dramatische Erzählung mit einem historischen Hintergrund, die als Roman aber auch ein Recht auf erzählerische Freiheiten hat. Daher stellt sich die Frage, was in der ›Dorfseele‹ von Arthur Kahn erdacht und was sich tatsächlich so abgespielt hat.

Alle Personen in der Geschichte, wie auch die ›Kosakenepisode‹, werden in

Kahns Autobiografie erwähnt<sup>4</sup>. Auch einige Nebenfiguren, wie die Nachmanns und die Nehrbaß, sind als Familien in den entsprechenden Orten nachgewiesen<sup>5</sup>. Allerdings finden sich in den Geburts-, Heirats- und Sterberegistern der Ortschaften weder ›die Bepp‹ (Babette) noch ›Tante Treinle‹; auch die Situation bei Löw Partenheimer ist unklar. Es gibt einen jüdischen Gutsbesitzer in Nieder-Saulheim, Abraham Hirsch, von dem einige der Personen abstammen könnten, jedoch verstarb dieser erst 1822<sup>6</sup>. Es könnte also sein, dass die Familienmitglieder von Arthur Kahn ›Vorbilder‹ seiner Erzählung sind, aber einige Ereignisse umgedichtet wurden um dramatischer zu wirken. Arthur Kahn selbst schreibt im Vorwort einer gekürzten Ausgabe der ›Dorfseele‹ unter dem Titel ›Die Ewige Braut‹<sup>7</sup>:

›Auch die vorliegende Erzählung ist die getreue Wiedergabe eines Frauenschicksals, zu der der Verfasser kaum etwas hinzuzudichten nötig hatte.«

<sup>4</sup>Die väterliche Seite von Arthur Kahn, seine Eltern Nathan (16.12.1812 oder 5.3.1813 - 1.2.1886) und Juliana (Vogel) (8.8.1809 - 28.9.1893), sowie seine Frau Hedwig (geb. Schmuhl, 26.8.1860 - 14.7.1928) und er selbst (5.9.1850-16.7.1928), können gut verifiziert werden. Schwieriger ist es bei der mütterlichen Seite. In den Urkunden auffindbar sind ein Gutsbesitzer Abraham Hirsch, 1754 oder 1758 - 06.06.1822, Sohn von Moses und Voeglein und Witwer von Mina Lewi. Dieser hatte die Söhne Moritz (ca. 1779-1868, verheiratet mit Jouligne Kahn, der Tochter von Luzian Kahn), sowie Emanuel (ca. 1797 - 19.04.1874) und Joseph (ca. 1801 - 27.03.1831). Moritz' Tochter Juliane (Vogel) Hirsch (18.8.1809 - 28.9.1893) war die Mutter von Arthur.

<sup>5</sup>private Mitteilung Wolfhard Klein.

<sup>6</sup>Meinen herzlichsten Dank geht an Wolfhard Klein, der die in der ›Dorfseele‹ erwähnten Personen gründlich in den Registern von Nieder-Saulheim, Partenheim und Udenheim recherchiert hat.

<sup>7</sup>›Die ewige Braut‹, Israelitisches Familienblatt, 1911 (H47-H52) und 1912 (H1-H10), Digitalisat: <https://tinyurl.com/2kztz2jt>.

---

Arthur Kahn, *Die Dorfseele*, erschienen in der  
Illustrierten Beilage der Jüdischen Presse, den  
>Sabbat-Stunden<, 1902 (Woche 40-52) und 1903  
(Woche 1-6)

## 9.1 Die Dorfseele

In meinem Zimmer hängt ein kleines Bildniß welche vor nunmehr hundert Jahren in den Besitz meiner Vorfahren gelangte. Es ist ein Aquarell und stellt eine junge Dame dar mit mächtig hoher, weißgepudriger Haarfrisur, ein Gesichtchen von stiller, vornehmer Schönheit: die letzte Gräfin von Waldbrunn oder Walbrunn auf Schloß Waldbrunn zu Partenheim. Dort wohnten meine Vorfahren als >Hofjuden< oder Hoffaktoren der Grafen von Walbrunn, wie auch der Grafen von Ingelheim. Die Beziehungen zwischen den Schloßherren und ihren Hofjuden müssen, nach einigen Briefen und Dokumenten, welche bis vor wenigen Jahren noch vorhanden waren, zu schließen, die denkbar besten gewesen sein. In ganz besonderer Gunst stand bei den Herren von Walbrunn mein Urgroßvater, Löw Partenheim genannt.

Zu der Zeit, in der unsere Erzählung beginnt, hatten die wenigsten Juden einen Familiennamen. Sie setzten zu ihrem Vornamen gewöhnlich den Namen ihrer Geburtsorte, den ihre Nachkommen dann als Familienbezeichnung beibehielten. Als Zeichen ihrer Huld verliehen die Herren von Wallbunn ihrem Hoffaktor als *Privilegium de non appellando* <sup>8</sup> im Jahre 1784 den Familiennamen, >Hirsch<, ein Jahr später die Herren von Dahlheim und Sörngenloch ihrem Hofjuden Nathan zu Udenheim den Familiennamen

<sup>8</sup>Der Kaiser verlieh ausgesuchten Adligen das *Privilegium de non appellando*. Damit konnte diese ihren Untertanen untersagen, sich in letzter Instanz an den Kaiser zu richten. Stattdessen waren die Obergerichte der Adligen oder Reichsstädte die letzte Gerichtsinstanz.

>Kahn<. Und auf besondere Verwendung der am Hofe zu Darmstadt viel verkehrenden Herren durften die Hofjuden Hirsch in Partenheim und Kahn in Udenheim Grundbesitz erwerben, was bisher keinem ihrer Glaubensgenossen im Landgrathum Hessen gestattet war. Obwohl nun beide Familien ihre wirklichen Eigennamen auf einem Dokument verbrieft besaßen, hörten weder Bauern noch Juden auf den einen meiner Vorfahren und auch dessen Sohn nach seinem Wohnort Nathan und Aron Udenheim, den anderen, den Hofjuden, Löw Partenheim zu nennen. Diese Gepflogenheit ist unter den Juden übrigens so tief eingewurzelt, daß sie selbst heute noch an vielen Orten gang und gäbe ist und der Träger eines Familiennamens wie Meyer, Stein, Kallmann etc. öfter als Joseph Sprendlinger, Simon Ingelheim oder Susmann Worms weiter bekannt ist.

Löw Partenheim, der Hofjude, war viele Meilen im Umkreis wegen seiner bevorzugten Stellung bei den Grafen, wie wegen seines Reichthums <sup>9</sup> allverehrt. Sein an Ansehen und Besitz in gleichem Glanze stehender Freund Aron Kahn <sup>10</sup> war ihm nur an Gelehrsamkeit und Frömmigkeit überlegen. Doch besaß Löw Partenheim außer seinem Reichthum ein Kleinod, daß dereinst die beiden so hoch angesehenen Männer noch näher zusammenbringen sollte: die älteste Tochter, die Bepp <sup>11</sup>, deren blendende Schönheit einen wahren Sagenkreis um sie wob. Die Juden der Umgegend pflegten zu sagen, seit Esther, der Gemahlin des Per-

<sup>9</sup>KAHN: *Er soll – schuldenfrei – ungefähr 40 hessische Morgen Weinberg, zusätzliche 180 Morgen Land und ein Haus in der Obergasse besessen haben. Dazu kamen Silber, Juwelen und 120 Gold-Dukaten trotz seiner an Verschwendung grenzenden Wohlthätigkeit.*

<sup>10</sup>Arthur Kahns Großvater väterlicherseits.

<sup>11</sup>Bett, Babette



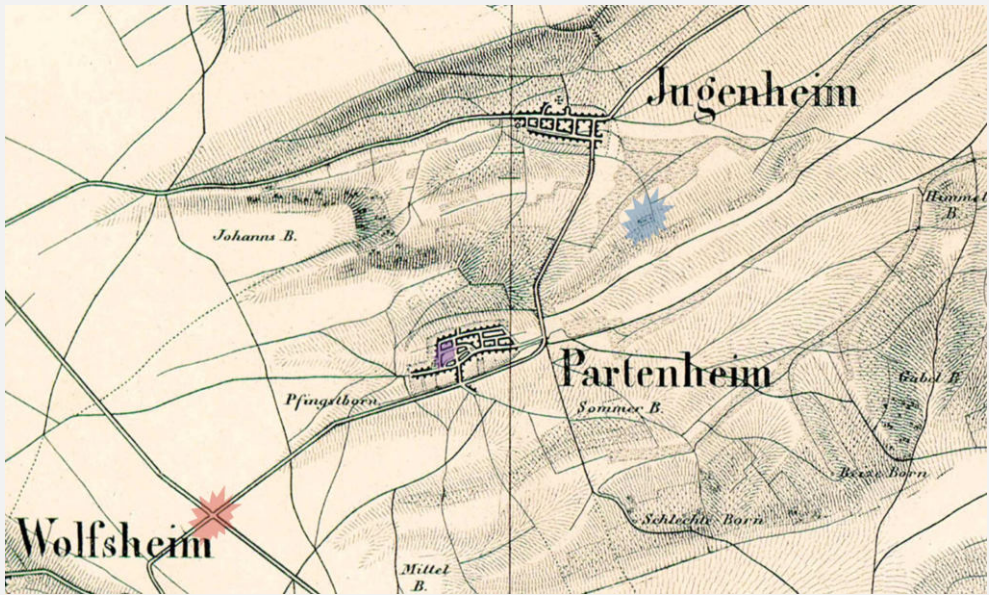


Abbildung 9.3: Ausschnitt aus der >Karte von dem Großherzogthum Hessen<, 1823-1850 im Maßstab 1:50000, <https://lagis.hessen.de>. Das Schloß (lila Stern), die >Kreuz-Chaussee > (roter Stern), wie auch Judenfriedhof (blauer Stern) spielen in der Erzählung wichtige Rollen.

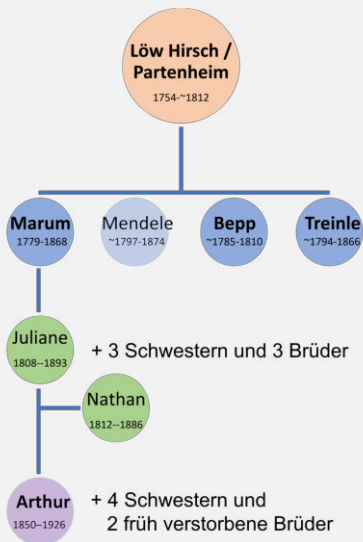


Abbildung 9.4: Vereinfachter Stammbaum von Arthur Kahn mit den wichtigsten Akteuren. Die Daten basieren auf der Erzählung und entsprechen möglicherweise nicht der Realität.

serkönigs Ahasverus, und Esterka <sup>12</sup>, der Gattin des Polenkönigs Casimir, habe es kein so schönes Judenmädchen gegeben, wie Löw Partenheim's Bepp. Mein Großvater, dessen Schwester sie war, gerieth ordentlich in Extase, wenn er auf sie zu sprechen kam. »Sie war wie aus Marmor, mit braunen Haaren und blauen Augen«, pflegte er zu sagen, »und das Gesicht wie Purpur auf Marmor gepinselt.« Der Großvater, der sich gerne in poetischen Wendungen ausdrückte, meinte, das Hohelied habe ganz auf die Bepp gepaßt. »So schön wie sie war, so schön und klug ist sie gewesen«, fuhr er dann fort. Sie war zu schön und zu vollkommen für diese Erde. Kein Wunder, daß die Herrschaften im Schloß sie so liebten. Sie ist mit dem Schloßfräulein zusammen erzogen worden und wenn die-

<sup>12</sup>Nach einer polnischen Legende die jüdische Geliebte des mittelalterlichen Königs Casimir, der zwischen 1333 und 1370 regierte.



Abbildung 9.5: Johann Jakob Hauer aus Gau-Algesheim malte unter Anderem dieses Bild der Marat-Attentäterin Charlotte Corday, in die er sich verliebt hatte (Quelle: Wikipedia <https://tinyurl.com/2mdrp5b4>, gemeinfrei).

se beiden Mädchen durch's Dorf gingen, wurden sie immer von Neuem bewundert. Das oben erwähnte kleine Bildchen, welches die junge Gräfin vorstellte, wurde der Bepp von der vornehmen Freundin zu ihrem Geburtstag geschenkt und verblieb seitdem in unserer Familie. Eine eigenthümliche Fügung wollte es, dass der Maler dieses Mädchenbildes auch das einer jungen Französin malen sollte, deren That und Schicksal ihren Namen durch die ganze Welt bekannt machte. Wenige Tage bevor Charlotte Corday am 17. Juli 1798 das Blutgerüst bestieg, um für ihren Dolchstoß in Marais Brust den Henkertod zu erleiden, kam ein junger deutscher Maler, aus Gau-Algesheim in Rheinhessen gebürtig, ins Gefängniß, um die schöne, edle Französin zu malen <sup>13</sup>. Sein Freund

<sup>13</sup>Johann Jakob Hauer, siehe <https://tinyurl.com/ymafks97>.

oder Verwandter namens Lux aus Mainz, der in Paris wohnte, begleitete den jungen Künstler, der sich sterblich in die junge Patriotin verliebt und sie zeitlebens betrauert haben soll <sup>14</sup>.

Ein anderes kleines Bild, das offenbar von derselben Hand herrührte, stellt den Vater des jungen Mädchens, den Grafen Walbrunn dar: ein Mann mit bartlosem Gesicht, dessen Kinn von gewaltigen >Vatermördern< <sup>15</sup>, eingeeengt ist. Die starke Nase und die festgeprägten Züge geben den von einer mächtigen Allongesperücke <sup>16</sup> umrahmten Gesicht einen geistvollen Charakter. Man wird beim Anblick dieser gräflichen Conterfeys unwillkürlich an Schiller erinnert <sup>17</sup>.

Nach der Schilderung meines Großvaters waren die Schloßherren zu Partenheim Edelleute in des Wortes vollster Bedeutung, jedenfalls – was damals bei Adelligen selten war – von ihren Bauern mehr geehrt als gefürchtet, tolerant, weil aufgeklärt. Wie fast in allen süddeutschen und am Rhein gelegenen Reichsgrafen oder Freiherrn-Residenzen, so herrschte auch in Partenheim, obwohl weit abgelegen, gleich weit von Mainz wie Ingelheim und Bingen oder Kreuznach entfernt, ein wenn auch kleiner, wahrscheinlich recht kostspieliger Hofhalt nach französischem

<sup>14</sup>Adam Lux war ein Mainzer Clubist, der am 27.12.1765 in Aschaffenburg zur Welt kam. Er war mit Georg Forster nach Paris gekommen, um den Anschluss des Rheinlands an Frankreich zu fordern. Lux war das Treiben in Paris zuwider und dachte an Selbstmord. Ihm war klar, dass er mit seiner Verteidigungsschrift auf Corday, die ihn mit ihrer Haltung tief beeindruckt hatte, ebenfalls auf dem Schafott enden würde. Die von ihm gewünschte >Ehre< auf dem Schafott zu sterben wurde ihm am 4.11.1793 gewährt.

<sup>15</sup>Steifer Stehkragen.

<sup>16</sup>Allongesperücke: eine langlockige, große Herrenperücke.

<sup>17</sup>KAHN: Das Bild befindet sich jetzt im Besitze New-Yorker Verwandter.

Vorbild, das heißt nach dem Muster von Versailles oder Trianon<sup>18</sup>, wie dies am Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts allerorten der Fall war. Auch der leichtlebige, geradezu frivole Ton, zu dem Frankreich das Vorbild gab, war an diesen kleinen »Höfen« Mode, wie man daselbst auch mit der Aufgeklärtheit, welche von den großen Fürstenhöfen in Preußen und Frankreich herüberleuchtete, stark kokettierte. Jedenfalls zeugte es von hoher Toleranz, die in der Gegenwart kaum zu finden sein dürfte, daß die Tochter des Hofjudens im Schlosse fast wie die einzige eigene Tochter mit dieser erzogen ward. Während Löw Partenheim ehrfurchtsvoll vor seinem Schloßherrn stand, um dessen Wünsche und Befehle entgegenzunehmen, ging seine Tochter Arm in Arm mit der jungen Schloßherrin im Garten spazieren oder erhielt mit derselben französischen Unterricht bei der Gouvernante. Das Schicksal beider jungen Mädchen, der schönen Gräfin und der noch schöneren Jüdin, war fast das gleiche: Beide starben sehr jung, die Gräfin im Wochenbett, nach einer kurzen, wenig glücklichen, die Faktortochter nach sehr unglücklicher Ehe, zu Tode gekränkt und mißhandelt von dem unwürdigen Manne, den sie aus Liebe geheirathet hatte. Ihr fast lebensgroßes Bild ist noch im Besitze unserer Familie. Schon als Kind zog mich dasselbe mit eigenartigem Zauber an. Dunkle, sanft blickende Blauaugen folgen dem Beschauer überall hin, von welcher Seite er sie auch betrachten mag. Die wunderbar geschwungenen Brauen stehen mit den feingezeichneten Lippen in wohthuender Harmonie und das feinvale Kinn schließt das zauberhaft schöne Gesicht wie ein wohltonender Akkord ab. Einzelne kleine Löckchen an der Schläfe

<sup>18</sup>Grand Trianon und Petit Trianon im Park von Versailles.

verrathen das licht- bis kastanienbraune Haar, welches die mit der Nase eine gerade Linie bildende Stirn umwollte.

»Meine Schwester Bepp«, pflegte mein Großvater zu erzählen, »war ein Mädchen so schön, wie keine mehr sobald wächst.« Und brav und klug wie schön. Aber sie hat kein Glück mehr gehabt von der Stunde an, wo sie den elenden Menschen geheirathet hat; der hat sie gewaltsam umgebracht. In einer elenden Kammer, ohne Handreich<sup>19</sup>, ohne eine Menschenseele um sich, ohne daß sie jemand gepflegt, ihr neu Trunk Wasser gereicht hätte, starb Löw Partenheim's, des reichsten Mannes der Gegend, schöne Tochter, die mit einer Gräfin erzogen worden war. Daß der liebe Gott so was nur zugeben konnte! Da droben die Srores<sup>20</sup> – hier wies der Großvater mit der Hand nach dem Schloß, von dem damals das Meiste bereits verschwunden war, die haben auch kein Glück gehabt. Gott, was waren das für brave, vornehme Menschen. Der letzte von ihnen, der noch im Schloß starb, liegt in der Kirche begraben. An der Gruft wurde der Degen zerbrochen und das Wappenschild umgekehrt über den Sarg gestellt, als Zeichen, daß hier der Letzte seines Stammes schläft. Wie haben wir Juden geweint, als der gütige Herr begraben wurde! Es gedenkt mich noch wie heute, wie wir in der Schul einen Hespel<sup>21</sup> gehalten haben. Wir sagten die Psalmen und am Ende Kaddisch. »Gott hab' ihn selig, und sein Andenken wird zum Guten erhalten bleiben.«

Von dem Schloß war Anfangs der sechziger Jahre<sup>22</sup> noch ein Stück Garten, ein Rest Freitreppe und ein Theil eines Schloßflügels vorhanden. Dasselbe lag

<sup>19</sup>Hilfeleistung

<sup>20</sup>KAHN: Herrschaften

<sup>21</sup>Trauerfeier

<sup>22</sup>1860 - 1870



Abbildung 9.6: Ältester Teil des Partenheimer Schlosses (Aufnahme 2024).

auf einer Anhöhe, von der man das ganze Dorf übersehen konnte.

»Das Schloß selbst, eine Miniaturnachbildung derjenigen von Versailles, war von prächtigen Gärten umgeben, in denen, wie in Trianon, Statuen in Bosquets versteckt, Springbrunnen und ein kleiner Teich bis nahe an die langgestreckten Freitreppen heranreichte, das Ganze von jenem weichen, träumerischen Milieu übergossen, wie wir dies auf Watteauschen Gemälden sehen.«

Das Schloß selbst, eine Miniaturnachbildung derjenigen von Versailles, war von prächtigen Gärten umgeben, in denen, wie in Trianon, Statuen in Bos-

quets<sup>23</sup> versteckt, Springbrunnen und ein kleiner Teich bis nahe an die langgestreckten Freitreppen heranreichte, das Ganze von jenem weichen, träumerischen Milieu übergossen, wie wir dies auf Watteauschen<sup>24</sup> Gemälden sehen.

So wenigstens stellte es ein kleines in Wasserfarben gemaltes Bildchen dar. Denn heute ist von der früheren Herrlichkeit keine Spur mehr vorhanden. Oekonomiegebäude und Bauernhäuser nehmen jetzt die Stelle ein, auf der einst ein vornehmeres Geschlecht residirte. Eine Masse Oelbilder, die auf dem weitläufigen Speicher unseres großelterlichen Hauses verstaubten und von Dienstmägden zu Küchenschürzen zerschnitten wurden, waren die letzten Zeugen der ehemaligen Schloßherrlichkeit.

»Eine Masse Oelbilder, die auf dem weitläufigen Speicher unseres großelterlichen Hauses verstaubten und von Dienstmägden zu Küchenschürzen zerschnitten wurden, waren die letzten Zeugen der ehemaligen Schloßherrlichkeit.«

Eines dieser lebensgroßen Oelbilder, das einen Hofmarschall Freiherrn von Pöllnitz<sup>25</sup> darstellte, war eines Tages aus dem Hausflur der Großeltern spurlos verschwunden, ohne daß man darüber großes Aufhebens machte. Sämtliche Bilder waren während der Revolutionszeit vom Schlosse nach dem Haus des Hoffak-

<sup>23</sup>Hain

<sup>24</sup>Jean-Antoine Watteau (1684-1721) war Maler des französischen Rokoko.

<sup>25</sup>Pöllnitz war ein Spielkamarad von Friedrich I., dem späteren Soldatenkönigs. Friedrich der Große soll bei seinem Tod gesagt haben: »Der alte Pöllnitz ist gestorben, wie er gelebt hat, das heißt: noch am Tage vor seinem Tode gaunern. Es bedauert ihn niemand als seine Gläubiger.«

tors geschickt worden, um sie den Augen der Franzosen zu verbergen. Aus einem sehr einfachen Grunde sind sie nicht wieder ins Schloß zurückgewandert: Die damaligen Herren von Walbrunn oder Waldbrunn übergaben, als sie vor Ankunft der Franzosen ihren herrschaftlichen Besitz verließen, die Bilder der Obhut ihres Hoffaktors Löw Partenheim mit dem ausdrücklichen Befehl, dieselben so lange versteckt zu halten, bis die den deutschen Adeligen verhaßten Republikaner wieder aus dem Land vertrieben sein würden. Anfang 1800 kamen die Walbrunn wieder zurück und schlossen sich, wie viele andere Reichsadelige, Napoleon an. Ehe dann 1814 die Kosakenregimenter mit den verbündeten Heeren an den Rhein kamen, mußten die Bilder nochmals aus dem Schloß entfernt und nun vor den räuberischen Russen versteckt gehalten werden.

Dann starb der letzte Walbrunn <sup>26</sup>; das Schloß stand viele Jahre leer, die beiden Hoffaktoren starben wie ihre ehemaligen Herren und die vergessenen Bilder verstaubten auf dem Speicher, ohne daß Jemand die geringste Notiz davon nahm.

Mit unserer Erzählung steht das Walbrunn'sche Schloß nur insofern in Zusammenhang, als sich auf demselben der letzte Akt jener traurigen Begebenheit vollzog, welche das Schicksal meiner Großtante besiegelte. Ebenso wurde im Saale des Schlosses das Geschick aller der jungen Männer bestimmt, welche dort im September 1811 vor der französischen Rekrutierungs-Commission standen, noch selbigen Tages die Heimat verlassen und mit gen Rußland ziehen mußten.

Bevor die Franzosen in das weltabge-

legene Dorf kamen, lebten Bauern und Juden in sehr abhängigen aber nicht gedrückten Verhältnissen gegenüber dem Schloßherrn, letztere reisten viel umher und überließen ihrem »Faktor« die Verwaltung ihrer Güter. Im Schlosse wohnten ein Franzose als Tanz- und Ceremonienmeister, eine französische Erzieherin, ein Candidat der Theologie als Lehrer, verschiedene weibliche und männliche Bedienstete, sogar ein Oberjägermeister, selbstverständlich ein Koch, eine Zofe für die Frau Gräfin und eine für das gnädige Fräulein, kurz, Personal genug, um das weit ausgedehnte Gebäude in seinen zahlreichen Räumen zu füllen.

Wenn, wie das auf den heutigen Dörfern auch der Fall ist, das Nachtesen früh eingenommen und der Großvater wie fast an jedem Abend in guter Stimmung war, dann ließen wir Enkelkinder uns, darunter mein Vetter, der ebenso wie mein schönes Bäschen schon längst bei den Uebrigen ruht, vor der Hausthür auf kleinen Schemeln dicht an des Großvaters Knien nieder, während mein schönes Bäschen, das damals neun Sommer zählte, während ich zwölf Jahre alt war <sup>27</sup>, ihr Köpfchen in Großtantes Schoß legte, die auf dem Treppenstein sich niederzusetzen pflegte. Lange bevor die Dämmerung eintrat saßen wir bereits auf der Gasse. Tante Treibe <sup>28</sup>, wie wir gleich allen Dorfbewohnern die Muhme <sup>29</sup> riefen, hatte einen Strickstrumpf in ihren runzligen Händen. Der Großvater, der aus einer langen Pfeife rauchte, hatte einen irdenen literhaltigen Becher zur Seite, der leichten Landwein enthielt und öfters im Keller gefüllt wurde; dann wurde der Achtzigjährige gesprächig, und

<sup>27</sup>1862

<sup>28</sup>KAHN: Trude, Gertrude

<sup>29</sup>Alte Verwandtschaftsbezeichnung für Tante oder Base, oder eine Person in sozialer Nähe.

<sup>26</sup>Im Jahr 1832 verstarb Christiana Eleonora von Walbrunn; danach stand das Gebäude lange leer, bis es 1835 an drei Partenheimer Bürger verkauft wurde.

wir Kinder lauschten andächtig seinen Erzählungen, die stets dieselben Erinnerungen aus seiner Jugendzeit betrafen. Freilich wären dieselben so fesselnder Natur, daß die Wiederholungen das Interesse nicht schwächen konnten. Er hatte den Welteroberer Napoleon von Angesicht zu Angesicht gesehen, zumeist von seinen Generälen umgeben, ebenso die Marschälle Devoust, Moreau, Pichegrue und Ney wie den König Hieronymus<sup>30</sup> von Ansehen gekannt. Am lebhaftesten wurde er, wenn er von Napoleon sprach.

»Man soll nicht glauben«, begann er mitten in seinen Erzählungen, »wie der liebe Gott in so'n kleinen Mann so viel Kraft legen konnte! Weil wir die Fourage liefern mußten, konnte ich leicht durch die Wachen kommen, und da hab' ich einmal auf dem Schloßplatz in Mainz ganz nahe bei ihm gestanden. Unser Herzog und der Graf von Hessen-Homburg standen mit vielen Großen neben ihm. Er war an Gestalt der kleinste, kaum mittelgroß. Eine lange, etwas krumme Nase hat er gehabt, dunkle Augen und er sah blaß und gelb aus. Aber so klein und unansehnlich wie er dastand, war er doch der größte von Allen – es ist ein Wunder Gottes. Die Bürger haben in einem fortgeschrien: *vive l'empereur!*« Da war Parade. Alles was Beine hatte, eilte nach dem Schloßplatz. Er hat nur mit dem Kopf genickt, oder mit keiner Miene gezuckt. Er war's eben gewöhnt, daß man *vive l'empereur* gerufen hat. Dann hat er sein Gäulchen bestiegen, das war auch nicht groß und ganz weiß. Die Mainzer, die haben ihn gern gehabt, den kleinen Kaiser mit dem großen Genie. Ja, Ihr lieben Kinder, da hat man die Allmacht Gottes bewundern müssen, der einen so unansehnlichen Menschen, wie der Napoleon war, so'ne Gewalt gegeben

hat, daß unzählige Tausende ihm nach den Augen gesehen haben. Fürsten, Grafen und Barone hat er schon gar nicht einmal angesehen, die waren ihm nicht mehr wie arme Bauern, und Könige und Kurfürsten hat er fortgeschickt, wie man heutigen Tages keinen Knecht mehr fort-schickt.«

*»Man soll nicht glauben ... wie der liebe Gott in so'n kleinen Mann so viel Kraft legen konnte! ... Er war an Gestalt der kleinste, kaum mittelgroß. Eine lange, etwas krumme Nase hat er gehabt, dunkle Augen und er sah blaß und gelb aus. Aber so klein und unansehnlich wie er dastand, war er doch der größte von Allen – es ist ein Wunder Gottes. Die Bürger haben in einem fortgeschrien: vive l'empereur!«*

So erzählte der Großvater. Nur von dem Heereszug nach Rußland sprach er niemals und sobald wir Knaben davon hören wollten, stand er von seinem Stuhl auf, klopfte die lange Pfeife aus und antwortete nicht. »Es ist Zeit zum Schlafengehen«, sagte er ausweichend. »Nun geht Ihr heim«, wandte er sich an meinen Vetter und Basen, und »Du«, herrschte er mich an, »gehst herein in Dein Bett!«. Tante Treinle, welche stumm zugehört hatte, erhob sich gleichfalls, küßte mein Bäschen und kehrte ins Haus zurück. An einem Abend, als es draußen regnete, und der Großvater besonders aufgeräumt war, sprach er zur Freude von uns Kindern mit Tante Treinle französisch. Auch letztere war heiterer wie sonst, und scherzte mit dem Großvater um die Wette.

»Jetzt, Kinder, wollen wir Euch mal einen Francais vortanzen,« begann der Großvater, paßt schön auf, damit ihr's

<sup>30</sup>Der jüngste Bruder Napoleons, von 1807 - 1813 König Westphalens.

lernt! So hat man droben im Schloß getanzt.« Nun stellten sich die beiden Alten etwa zehn Schritt von einander. Der Großvater legte seine Hände auf die Brust, setzte die Beine zusammen und machte eine gravitatische Verbeugung. Die Tante faßte gleichzeitig mit beiden Händen, richtiger gesagt, mit den Fingerspitzen an ihr Hausschürzchen, neigte mit einem anmuthigen Lächeln ihr Haupt, machte einen kleinen Bogen mit dem rechten Fuß und thrat knixend zwei Schritte zurück. Dann wurde der ›lancier‹ – die Bauern sagten ›Langer‹ – sehr ernsthaft durchgeführt, und wir Kinder klatschten vor Freude Beifall. Nach Schluß meinte der Großvater: »Heute können die Menschen gar nicht mehr tanzen. Da springen sie wie die jungen Ziegen herum, bis sie schwindlig werden und vor lauter Keuchen wie abgehetzte Jagdhunde schnaufen; zu seiner Zeit, ja, da hat man noch tanzen können. Ich hab' mehr wie einmal im Schloß getanzt, da war auch extra ein französischer Tanzmeister, der sein Metier verstanden hat.«

*»Jetzt, Kinder, wollen wir Euch mal einen Francois vortanzen, ... paßt schön auf, damit ihr's lernt! So hat man droben im Schloß getanzt.« ... Der Großvater ... machte eine gravitatische Verbeugung. ... Nach Schluß meinte der Großvater: »Heute können die Menschen gar nicht mehr tanzen. Da springen sie wie die jungen Ziegen herum, bis sie schwindlig werden und vor lauter Keuchen wie abgehetzte Jagdhunde schnaufen ...«*

## II.

Ich mochte schon drei Wochen bei dem Großvater zu Besuch sein, da ging ich mit

meinen beiden Cousins auf den großen Dachboden, der mit den wunderlichsten Dingen angefüllt war. Eine Unzahl Bücher lagen umher, Kisten mit allem denkbaren Gerumpel gefüllt, verbrauchte Möbelstücke, alte Bilder, noch viel ältere Lampen, Laternen und Leuchter. Säcke voll alten französischen Papiergeldes, aus der Revolutions-, und Kaiserzeit, Assignaten genannt, zerbrochene Porzellanfiguren und Vasen, alte Waffenstücke, Musikinstrumente und ein sehr dünnbeiniges Gestell in dem ein Klavier wie eine Eierkiste ruhte. Merkwürdigerweise waren fast keine Saiten gesprungen und wir Kinder freuten uns des dünnen meckernenden Tons des ›Spinetts<sup>31</sup>‹, wie die Großtante den alten Kasten nannte, der traurig aus dem übrigen Chaos hervorragte, wie ein Thurm aus alten Burgruinen. Ein Antiquitätenhändler hätte hier aus den Gebrauchs- und Luxusgegenständen dreier längst dahingegangener Generationen Schätze sammeln können. So wanderte das Meiste gelegentlich, um ›Ordnung und Raum‹ auf dem Speicher zu schaffen, als Brennmaterial in den Ofen. Wir Kinder aber, die den historischen Werth des Gerümpels ebenso wenig kannten, wie die alte Großtante, verlebten hier oben auf dem Speicher mit seinem massiven kreuz und quer laufenden Gebälk, unsere glücklichsten Kindheitstage. Während draußen die Sonne warm auf Dorf und Feld lag, wühlten wir mit unbewußtem Wonnegefühl zwischen den zahllosen Gegenständen und zeigten uns gegenseitig den Fund irgend eines uns fremdartigen Stückes wichtigthuend an. Durch die lose auf einander geschichteten Dachziegeln brachen einzelne Sonnenstrahlen durch und zogen breitlinige Lichtstreifen von feinem Staub, den

<sup>31</sup> Kleines Cembalo, bei dem die Saiten gezupft werden.

---

wir beim Umherwühlen aufwirbelten in das Halbdämmer des langgedehnten Speicherraums. Einer dieser Sonnenstrahlen fiel auf das braune Gelock meiner kleinen Cousine, daß es glänzte, und traf ihre weißschimmernde hohe Kinderstirne, die wunderbar geschwungenen Augenbrauen und langen Wimpern, zwischen denen die rehbraunen Augen so groß und fromm hervorblickten. Sie saß auf einem Haufen Bücher, und hinter ihr reckte sich ein gewaltiger Schrank mit wunderlichen Schnitzereien, die längst den breiten Thüren angebracht waren. Ein riesiger Hohl Schlüssel steckte im Schloß. Wenn meine Cousine jetzt aufstand, mußte sie sich an diesem Ungethüm von Schlüssel stoßen. Obwohl ich das wußte, sagte ich nichts. Meine Gedanken waren in diesem Augenblick mit einer eigenthümlichen Combination beschäftigt. Das Bild im Elternhaus, das in der besten Stube hing und die »schöne Bepp«, als zwanzig jähriges Mädchen darstellte, stand verjüngt und verkörpert vor meinen Augen. Die Aehnlichkeit war unverkennbar, und so wie jetzt mein kleines Cousinchen, mußte Bepp in diesem Alter ausgesehen haben. »Tante Bepp« rief ich unwillkürlich, »Du siehst gerade wie Tante Bepp aus.«

»Ach das weißt Du ja gar nicht, die ist ja schon lange, lange tot«. »Die Tante Bepp«, fuhr sie, das auf eine Holzkiste niedergebeugte Gesichtchen erhebend fort, »im Schloß erzogen worden siehst Du, das weißt Du doch all' nicht. Die war ein halbes Schloßfräulein und hat im Schloß gelebt: nur nicht essen durfte sie im Schloß und Musik hat sie auch machen können. Siehst Du da drauf«, dabei deutete die Kleine mit ihren schneeigen Fingerchen auf das Spinett.

Ich hörte ruhig zu, als meine Cousine im dozirenden Tone ihre Kenntnis-

se in der Familienchronik offenbarte. Sie mußte ja, da sie am gleichen Ort mit dem Großvater lebte, mehr davon wissen, als ich, der ich alle paar Jahre einmal nur wenige Ferienwochen hierher kam. Eben wollte sich Bäschen, welche immer noch in der Holzkiste herumwühlte, erheben, da fiel mein Blick wieder auf den großen, weit hervorstehenden Schrankschlüssel und ich sprang rasch auf und umfaßte rasch den Schlüssel mit beiden Händen. Ganz unwillkürlich hatte ich denselben umgedreht. Es bedurfte aber meiner ganzen Kraft um den gewaltigen Schlüssel, der infolge einer eigenthümlichen Mechanik acht an verschiedenen Stellen des Schrankes angebrachte Schlösser zugleich öffnete, in seinem eisernen Reiche zu bewegen. Jetzt war es geschehen und ich öffnete ohne weitere Mühe die mächtige Thüre. Staunend und erschrocken zugleich starteten wir Kinder anfangs wortlos auf den unerwarteten Inhalt. An den Holzhaken hingen gar farbenprächtig nebeneinander eine Anzahl Frauenkleider von schwerem Damast mit eingewirkten großen und kleinen Blumen; himmelblaue neben scharlachrothen, mattweiße neben gelben und grünen – es war ein blendender Anblick, doppelt gehoben in dem graustäubigen Milieu des ganzen, halbdämmerig verlaufenden Speichers. Mit echt weiblicher Neugier streckte mein Bäschen seine Hand nach den gleißenden Stoffen aus, erklärte mit Kennermiene, das sei erst die Kehrseite, und drehte die Kleider um. Ich staunte ob der prachtvollen Blumen und Arabesken, die den Grund der kostbaren Gewirke bedeckten.

Wem mochten diese Schätze gehören?

»Wem anders wie Tante Treinle?«, meinte meine Cousine. Ich opponierte: »Oh, wenn Tante Treinle wüßte, daß hier solche Kleider sind, würde sie doch



nicht so unansehnlich einhergehen; die gehören einer Gräfin.«

»Vielleicht der Tante Bepp!«

»Aber die ist doch schon so lange tot, und Mutter hat erzählt, daß sie als Fünfundzwanzigjährige starb.«

Ich suchte auch die zweite Thüre zu öffnen, was mir leicht gelang. Und nun wurde unser Staunen noch größer. Ganz in der Ecke hingen zwei himmelblaue Fracks mit mattblinkenden, anscheinend silbernen Metallknöpfen, schwarzsamte- ne Kniehosen, und auf dem Boden lagen neben einer Anzahl Frauenschuhen aus verschiedenfarbigem Leder mit enorm hohen Absätzen mehrere Schnallenstiefel, deren behäbigerer Umfang errathen ließ, daß sie für männliche Träger bestimmt waren. Ganz in der Ecke, von den Kleidern fast ganz verdeckt, stand eine Gitarre, deren gesprungene, aufgerollte Saiten in der Luft schwebenden dünnen Schlangenleibern glichen.

*»Ganz in der Ecke stand eine Gitarre, deren gesprungene, aufgerollte Saiten ... schwebenden dünnen Schlangenleibern glichen ...«*

Lange betrachteten wir mit wahrhaft ehrfürchtigen Blicken diese trotz ihrer auffälligen Kostbarkeit aus der Mode gekommenen Kleidungsstücke, deren einsichtige Träger vielleicht längst in Staub zerfallen waren. Ein eigenthümlicher trockener Duft von getrockneten Blumen strömte uns befremdlich entgegen. Schon wollte ich die beiden Schrankthüren wieder sachte schließen, da deutete mein Bäschen auf den Boden des Schrankes, wo ein kleiner eisener Ring zu sehen war. Ich trat näher und erklärte, das sei eine Fallthüre. Trotzdem das Wort an furchtbar geheimnißvolle Erzählungen und bei

der damaligen Jugend noch so beliebte Rittergeschichten erinnerte, war doch unsere Neugierde größer als die Furcht. Ich hob sachte den Ring und leicht bewegte sich der Boden des Schrankes. Zunächst wurde ein langes Stück groben Linnens, wie es die Großtante damals noch selber im Hause spann, sichtbar.

»Wenn jetzt da jemand drunter läge«, sagte ich zu meinem Bäschen. Erschrocken klammerte sie sich an mich fest, legte ihren Kopf an meinen Arm und schloß angstvoll die Augen. »Hör' auf, oder ich schreie nach Tante Treinle!«, rief sie, von Furcht gepackt.

Ich stand unschlüssig, ob ich die Leinwand hinweg ziehen oder den Deckel wieder fallen lassen sollte.

»Soll ich wieder zumachen?«, wandte ich mich an die Cousine. Sie antwortete nicht, schüttelte aber leise den Kopf und ließ meinen Arm los. Mit keckem Griff zog ich das Leinen zurück, und nun bot sich uns ein neuer fremdartiger Anblick dar: Aus Stroh und Filz hergestellte Frauenhüte, die den Hinterkopf bis zum Nacken, sogar die Ohren bedecken mußten und über der Stirn sich hoch emporwölben, ähnlich wie die barmherzigen Schwestern sie tragen, lagen auf weißen mächtigen Haarperücken und einige Dreimaster und Bonaparte-Hüte. Die letzteren verbargen ein zierliches, mit bunten Bildern tapeziertes Kästchen. Sofort war unsere Neugierde wieder auf dieses Mysterium gerichtet. Die Bildchen stellten unter Anderem ein Pärchen dar, welches in einem mit Rosenguirlanden eingefassten, offenen Wagen saß, dessen gleichfalls mit Bändern geschmückte Pferde durch eine blühende Landschaft fuhren. Lange betrachteten wir die verschiedenen Bildchen, ehe wir den Deckel lüfteten: In Papier eingeschlagene Briefe, Blätter und Blumen bildeten den In-

---

halt. So jung wir beide Kinder noch waren, ahnten wir doch, daß hier ein heiliges Geheimniß waltete, und wir legten, ohne weiter in diesem Sarge begrabener Liebe zu wühlen, das Kästchen wieder sorgfältig auf den Boden, bereiteten das Linnenstück über die gesehenen Herrlichkeiten aus und schlossen den Schrank.

Drunten hörten wir des Großvaters Stimme rufen. Er kam eine Stunde vor Mittag aus dem Felde heim, um bis zum Essen auszuruhen, ging alsbald in den Keller und heberte<sup>32</sup> mit der Blechpumpe einen Krug Wein aus dem großen Fuderfaß, trank davon einen gemessenen Schoppen, zog den Rock aus und wartete geduldig, bis zum Essen gerufen wurde. Eines der stets anwesenden Enkelkinder brachte dann dem Achtzigjährigen die Hausschuhe, ein deutsches oder hebräisches Buch, gerade daß, in dem seine Brille zufällig lag und woran er bis zum Mittagessen las. Ehe wir hinuntergingen, vereinbarten wir Tante Treinle nichts von dem Gesehenen zu erzählen. Denn sie hätte dann den Dachboden abgeschlossen und wir wären aus diesem neuentdeckten Paradies, das erst seinen wahren Reiz für uns zu erhalten begann, sicherlich ausgesperrt worden.

### III

Der Freitag war für die Tante ein arbeitsreicher Tag. Sie kochte und backte für den folgenden Sabbat, an dem fast absolute Ruhe im Hause herrschte. Alle Kinder wurden in Tante Treinle's Dienst gestellt, um die Wohnung besonders freundlich zu gestalten. Sie selbst putzte schon

<sup>32</sup>Mit einem Heber wird Flüssigkeit aus einem Behälter – über dessen Rand – in einen tiefer gelegenen Behälter umgeleitet.

am Donnerstag Abend die große achtzinkige Messinglampe, an welcher der Lichtsegen gesprochen wurde, und legte frisches Tischleinen auf, welches bis zum Sabbat-Ausgang liegen blieb. Außer der Lampe war es noch ein Gegenstand, der mit der Putzkreide blinkend hell gerieben wurde: ein Messingporträt Napoleon's, das zwischen zwei Fenstern an der Wand hing. Während sie das kaum handgroße Brustbild putzte, ward sie sehr einsilbig, oft geradezu verstimmt.

Zwei Stunden vor Sabbath-Beginn war Alles zum Empfang des Ruhetages bereit. Dann nahm uns die Tante, nachdem sie sich rasch festlich umgekleidet, an die Hand und ging mit uns auf die Chaussee, die nach den benachbarten größeren Plätzen führt. Diese Landstraße gehört zu den besten und schönsten Deutschlands. Von dem in einer Niederung gelegenen Dorfe führte sie, nur ganz allmählig etwas ansteigend, auf eine Anhöhe, von der aus man viele Meilen weit die Gegend übersah. An diesem Hochpunkt, der sich etwa eine Viertelmeile vom Dorf entfernt befindet, kreuzt eine zweite Landstraße, welche südlich nach Kreuznach, nördlich nach Ober-Ingelheim führt. Auf einem hier am Kreuzwege errichteten, kaum zwei Fuß hohen Meilenstein ließ sich die Tante nieder und blickte, die Hand über die Augen haltend, nach allen Richtungen. Zugleich wies sie uns Kinder an, aufmerksam umherzuspähen, besonders nach Kreuznach zu. Wir strengten uns nach Kräften an, jemanden zu erblicken; bald war es eine Bäuerin, bald ein Bauer, ein Kind, ein Fuhrwerk, das unser Auge entdeckte. Die Tante schüttelte den Kopf. »Seht Ihr nicht einen großen Mann? Er mag jetzt schon ein bisschen gebeugt gehen ... Schaut Euch gut um, Kinder, vielleicht ... ja ...«. Die Tante blickte starr hinaus in die Ferne und schwieg. Wir

konnten aber keine fremde Erscheinung erkennen, so scharf wir auch umherblickten. Nach kurzem Aufenthalt kehrten wir dann alle drei ins Dorf zurück. So ging es jeden Freitag-Nachmittag. Da kam einmal, nicht von uns entdeckt, ein älterer Mann, mit echtem Schnorrer-Typus in's Dorf. Die Tante hatte gerade die über dem Tisch hängende achtzinkige Messinglampe angezündet, als mein Vetter zur Thür hereinkam und erzählte, ein armer Wanderer sei bei seinen Eltern zu Gaste. Die Tante ließ die Hände, die sie zum Lichtsegen gegen die Lampe erhoben, wieder sinken.

»Ist's ein Deutscher oder ein Pollack?«, fragte sie scheinbar ruhig.

»Halb und halb«, antwortete kindlich naiv der Gefragte und lief wieder davon.

Nach dem Abendessen sang der Großvater einige Psalmen und nach dem Tischgebet, das ich laut hersagen mußte, noch das Lied: »Ein biederer Weib, wer findet das?« Sodann gingen wir zu Tante Bella, bei welcher der Fremde zu Tisch geladen war. Schon von Weitem strahlte uns der milde Schein der Sabbat-Lampe entgegen: einige der kleinen Flämmchen waren bereits erloschen, die übrigen widerstrahlten in dem blank gleißenden Messing. Auf dem Tisch stand neben mehreren mit Kerzen besteckten Leuchtern ein Strauß mit Blumen. Auch dort war die Abendmahlzeit bereits vorüber, und der fremde Mann hatte sich in der Nähe des offenen Fensters niedergelassen. Kurze Zeit darauf erschienen ein anderer Onkel mit seiner Frau und einige Nachbarn. Nun wurde der »Aurach« von allen Seiten gefragt, woher er komme, wo er wohne, ob er verheirathet sei, welches Handwerk oder Geschäft er erlernt habe und betreibe und tausend andere Dinge. Das geschah so mit jedem Fremden und je nachdem er veranlagt, die Bewirthung nach sei-

nen innern Wünschen ausgefallen, oder selbstische Absichten ihn bestimmten, fielen seine Antworten in der Regel verschiedenen aus. Das Interesse Tante Treinle's an dem Fremdling war sehr bald geschwunden, sie ging heim, und ich mußte mit zu Bett gehen.

In den nächsten Tagen mochte es der guten Tante aufgefallen sein, daß wir, trotz des Sonnenscheins draußen, häufiger und länger wie sonst auf dem Speicher blieben. Wir hatten auch unsere ältere Cousine in die von uns gemachte Entdeckung eingeweiht und besichtigten mit immer mehr schwindender Scheu die in dem Riesenschrank verborgenen Schätze. Da kamen wir eines Tages auf den Gedanken, die weißen Perücken aufzusetzen. Es war ein eigenartiger, mir unvergeßlicher Anblick, wie die beiden Mädchen aus diesen gewaltigen Puderperücken hervorblickten. Auch ich hatte mir ein solches Ungeheuer aufgesetzt; nun griffen die Cousinen nach den Strohhüten und stülpten sie über den Haarschmuck, während ich mit dem Dreimaster einherstolzte. Ob dieser Maskerade in hellem Jubel – wir spielten genau nach den fast täglichen Erzählungen aus dem Leben der ehemaligen Schloßbewohner, Graf und Gräfinnen, machten gegenseitig tiefe Knixe und ich durfte den beiden jungen Damen die Hand küssen – überhörten wir die Tritte der Tante. Plötzlich stand sie unter uns, schlug, wie von einem großen Schmerze gepackt, die Hände zusammen und begann laut zu weinen.

»Kinder, Kinder, warum thut Ihr mir armen, alten Frau das an?«, schluchzte die Greisin. Erschrocken und verschüchtert standen wir da und rührten uns nicht. Der Blick der Großtante blieb auf meiner jüngeren Cousine haften. Dann langsam auf das Kind zuge-

hend, schlang sie ihre Arme um dessen Hals und küßte es inbrünstig. »Oh Du kleine, süße Bepp! Ganz wie die Bepp! ... Thu' mir das nicht wieder an, versprich es mir, mein Kind!«

Inzwischen hatten meine ältere Cousine und ich uns so weit gefaßt, daß wir uns behutsam und still unserer Maskerade entledigten. Dann halfen wir der Tante die Gegenstände wieder einräumen. Da richtete sie sich hoch auf, deutete auf ein prächtiges mattgelbes Damastkleid, in welches Vergißmeinnicht-Guirlanden eingestickt waren, und sagte mit feierlicher Stimme: »Das war mein Kalle-Kleid<sup>33</sup>«. Verblüfft starrten wir die Tante an. »Ja«, wiederholte sie, »In diesem Kleid bin ich unter die Chuppe<sup>34</sup> gegangen, zwei Tag' nach Sukkos 1811, und seitdem trauert mein Herz«.

*»In diesem Kleid bin ich unter die Chuppe gegangen, zwei Tag' nach Sukkos 1811, und seitdem trauert mein Herz ...«*

Die Großtante war also verheirathet gewesen! Das hatten wir Kinder noch gar nicht gewußt, was daher kam, daß Tante Treinle, welche unser ganzer großer Familienkreis grenzenlos liebte, den erwachsenen Verwandten stets einschärfte, von dieser traurigen Hochzeit den Kindern nicht zu erzählen, so lange sie selbst es nicht gethan. Kinder sind in ihrer Neugierde oft unbewußt grausam und rücksichtslos. Und Keiner der Angehörigen mochte die gute alte Tante gekränkt wissen, wie das durch ungeschickte Fragen vielleicht sonst geschehen wäre.

Die Tante, welche mein maßloses Erstaunen wahrnahm, fuhr mir liebkosend

durch's Haar und sagte: »Wenn Du mich nicht durch vieles Fragen quälen willst, dann erzähle ich Dir nächsten Schabbemittag meine ganze Lebengeschichte. Ihr Beiden«, wandte sie sich zu den Mädchen, »mögt dabei sein. Aber Eins versprecht mir: geht nicht wieder an den Schrank!«

»Zieh' doch den Schlüssel ab, Tante«, meinte mein Bäschen.

«Nein«, sagte die Greisin und sah mich fest an. »Du versprichst mir, nicht mehr aufzumachen, und das gilt. Du bist bald ein Mann, da muss das Wort genügen.«

Statt aller Antwort, küsste ich die knochige Hand der geliebten Tante, worauf sie mich auf die Stirn küßte und meine Hand drückte. Der Schlüssel blieb stecken, und der Schrank wurde nicht wieder geöffnet.

Wie jeden Freitag-Nachmittag, gingen wir wieder mit Tante Treinle auf die Chaussee und hielten Umschau, ob kein Fremder in Anzug sei. Es war ein herrlicher, heißer Sommertag. Kein Wölkchen war am tiefblauen Himmel zu sehen, der auf die grüneschmückte Erde herniederlachte. So weit das Auge reichte, schob sich ein Gebirgszug hinter dem anderen in klaren, blauen Linien immer heller und zarter ab, in weitem Halbkreise vom Donnersberg im Westen bis zum Taunus im Osten, ein Bild des Friedens und Blühens. Aus dem Klee der Felder zitterte die Hitze des Bodens; Grillen, Fliegen und Ameisen zirpten und summten, Pirol und Lerche sangen im Wechselduett zauberhaft süß in den blauen Himmel hinein. Wir horchten mehr auf den melodischen, taktfesten Ruf des Kukuks, oder blickten auf eine tiefe Pfütze, auf deren glatten Flächen dünnbeinige Fliegen wie gewandte Schlittschuhläufer hin und her huschten. Heuschrecken hopsten am Chausseegraben hin, Käfer in grüngoldenem Flügelkleide tummelten sich emsig. In

<sup>33</sup>Brautkleid

<sup>34</sup>Traubaldachin bei jüdischer Hochzeitsfeier.

den Lüften gaukelten gelbweiße Schmetterlinge, und zuweilen flog eine Hummel, wie eine kleine Luftlokomotive, dicht an uns vorüber. Wir blieben an der Kreuzung stehen.

»Da drüben ist Kreuznach«, sagte mein Bäschen. Ich ließ das nicht gelten, sondern wandte ein: »Kreuznach ist viel weiter.«

»Du hast Recht«, entschied Tante Treinle, »erst kommt Langenlonsheim, da mündet diese Chaussee rechts ein; die links führt nach Kreuznach.«

»Wie lange muß man gehen, bis man hinkommt?«, fragte ich.

»Wie lange?«, wiederholte die Tante. »Das kommt drauf an: Als der Nachmann jede Woche ein paarmal hergeritten kam, da brauchte er kaum eine Stunde; wenn er aber wieder fortritt, da ließ er das Pferd langsam Schritt gehen, dann nahm es ihm sicher zwei ... Hier, an dieser Stelle«, fuhr die Greisin wie im Selbstgespräch fort, »hier an dieser Stelle, hat er sich erst auf's Pferd gesetzt. Manchmal wandte er das kluge Thier nochmals und winkte dann erst noch, ehe er fortritt.«

Wir wandten uns wieder dem Dorfe zu. Aus dem tiefen Thalkessel lugte nur die Kirchthurmspitze hervor, die Häuser waren noch verborgen. Die Tante blickte zu Boden und bewegte die Lippen in unhörbarem Flüstern. Es schien, als habe sie uns Kinder ganz vergessen. Da faßte ich mein Bäschen an der Hand und rannte mit ihr die Chaussee hinab, bis wir das erste Haus erreicht hatten. Eine Scharlachröthe überzog die feuchte Blüthenhaut des Gesichtchens meiner kleinen Verwandten. Aus dem halbgeöffneten Munde kam keuchend der Athem hervor, und die großen, glänzenden Augen blitzten in kindlicher Lust. An den Schläfen rollten sich fingerlange Ringeln auf und hoben die blendende

de Weiße ihrer Züge.

»Bepp, Bepp«, rief ich, »Du bist die Bepp.«

Die Kleine rümpfte ihr dünnes, gerades Näschen und meinte: »Die kann ich noch werden. Du brauchst mich nicht zu verspotten.«

Aus der Erzählung der Tante wurde am nächsten Tage nichts. In dem benachbarten Jugenheim war ein plötzlicher Sterbefall eingetreten, und da wandelten die Frauen hin, um die Liebesdienste an der Toten zu verrichten. Ich mußte nach Hause, weil mein Vater am Nervenfieber erkrankt war und ich vergaß die Geschichte der Tante für längere Zeit. Zwei Jahre später fuhr ich eines Tages mit meiner Mutter in einem Korbwagen wieder dem lieb gewordenen Dorfe zu. Da fiel mir die Geschichte der Tante ein und jetzt wollte ich sie ganz bestimmt erfahren. Unweit des Dorfes kamen uns die Kinder unserer Verwandten entgegen. Ich sprang vom Wagen, ihnen entgegeneilend. Da auch noch eine Anzahl anderer Mädchen und Knaben mitgekommen war, konnte ich meine Vettern und Basen nicht sofort erkennen. Mein Blick suchte nach der »Bepp«, und da war sie auch schon größer, für ihr Alter sogar auffallend groß, und vor Allem bedeutend schöner. Wir küßten uns wie früher mit der unbefangenen Herzlichkeit der Kinder, und betrachteten einander doch mit anderen Blicken. Da flüsterte ich ihr »Bepp« zu. Sie schlug ihre frommen Rehaugen auf, blickte mich lächelnd an, und flammendes Roth zog wie eine Rosenwolke über ihr Gesichtchen. Sonst blieb Alles, wie es früher gewesen: wir waren ja noch Kinder. Der Großvater hatte seine alte Rüstigkeit bewahrt; das von dichtem weißen Haar umsäumte Antlitz zeigte nur wenige Falten, und die blauen Augen blickten so hell wie früher. Dafür war Tante Treinle

---

umso mehr gealtert. Wohl lief die noch rüstig vom Haus zum Hof, vom Keller zum Speicher, aber ihre Gestalt war hagerer, ihr Gesicht runzeliger geworden. Nur die treuen, braunen Augen leuchteten noch so klar, wie vor zwei Jahren.

Am Jahresgedächtniß der Großmutter kamen die Geschwister meiner Mutter aus Mainz und Wiesbaden nach Partenheim um am Grabe der Toten zu beten. In der Frühe gingen der Großvater, Tante Treinle, meine Mutter, deren beiden Brüder und beiden Schwestern nach dem »guten Ort«, welcher abseits der Chaussee, an einem breiten Feldweg inmitten zwischen feuchten Wiesen und Aeckern sich weithin dehnt. Wir Kinder, die zu Hause bleiben sollten, folgten scheu aus der Ferne und wagten uns nicht näher, als wir der mattleuchtenden Grabsteine ansichtig wurden.

Es ist ein mehrere hundert Jahre altes Gräberfeld, welches unbeschreiblich traurig aus den umgebenden Ackerfluren herausblickt. Ein eigenthümliches, bisher nie erahntes Gefühl beschlich mich, wie bange Ahnungen und die Furcht des Verlierens. Unbewusst umfasste ich die Hand meines Bäschen. Zum ersten Male in meinem noch so jungen Leben lagerte sich eine dumpfe Beklommenheit an meine Brust, als wolle die Tragik des Daseins mich an den ersten Schicksalstakt gemahnen.

*»Es ist ein mehrere hundert Jahre altes Gräberfeld, welches unbeschreiblich traurig aus den umgebenden Ackerfluren herausblickt ...«*

Ich zog meine Cousine fort, ihre schlanke, weiße Hand fest in der meinigen haltend, und, von einem gleichen Gefühl bewegt, eilte sie mit mir der Landstraße zu. Wie in einem zwingenden Tem-

po begegneten sich stumm unsere Blicke. Am Eingang des Dorfes blieben wir stehen, aneinandergeschmiegt, wortlos. Endlich sagte ich leise: »Bepp.« Sie sah mich lange und ernst an, dann erwiderte sie ebenso leise: »Sag' nicht mehr so! Tante Bepp ist tot, schon lange tot, und ich will nicht da hinaus, wo die Bepp liegt.« Wir küßten uns und blieben noch einige Minuten, als die anderen Kinder, die uns, langsam nachgefolgt, schon ganz nah bei uns waren, fest aneinander geschmiegt stehen, ich trotzig, die Kleine stolz und stumm. Ein Cousinchen lief zurück und erzählte den Oheims und Tanten, daß wir uns geküßt hätten. Mein ältester Onkel, ein weltkluger Mann, sagte ruhig zu uns: »Bleibt nur so, wie Ihr jetzt seid, und küßt Euch dann bis in alle Ewigkeit!« ... Später küßte ein Anderer mein Bäschen, als sie die größte Schönheit weit und breit geworden. Dieser Andere hat schon vorher Unzählige geküßt. Alte und Junge, Schöne und Häßliche, aber unter seinem Kusse erbleichen die Lippen und verstummt jeder Mund.

Des Abends verließen sämtliche auswärts wohnenden Verwandten das Dorf wieder, und wir waren allein beisammen. Am nächsten Freitag traten, mit Sonnenschein und Regenschauern wechselnd, heftige Gewitter auf. Trotzdem am Spätnachmittag sich neue Wolken am Horizont aufthürmten, gingen wir doch mit Tante Treinle den gewohnten Gang an die Kreuz-Chaussee. Ich begann kritischer zu denken als seither und wollte wissen, warum wir gerade an jedem Freitag-Nachmittag auf die Landstraße gingen und nach einem fremden Wanderer Auslug<sup>35</sup> halten sollten.

»Wen erwartest Du denn gerade immer am Freitag und warum just von die-

<sup>35</sup>Ausschau

sem Wege her?«, fragte ich ungeduldig und fuhr, als die Tante die laute Frage überhört zu haben schien, noch dringender fort: »Wie lange gehst Du denn schon hierher, um Dich umzuschauen, Tante Treinle?«

»Wie lange schon?«, wiederholte die alte Frau und fuhr sich mit der Hand über den Scheitel, als wollte sie die Frage erst richtig erfassen. »Wie lange schon? Nun, seitdem der Kaiser aus Rußland zurück ist, seit der Franz Nehrbaß, der am selbem Tag fort mußte, zurückkam. Wann kam doch der Nehrbaß zurück? Ja, im Herbst anno dreizehn.«

In maßlosem Erstaunen blieb ich stehen und blickte verständnißlos die Greisin an. Ich begann zu rechnen. »Das sind ja schon mehr wie fünfzig Jahre«, rief ich unnötig laut. Meine beiden Cousinen und der Vetter starrten mit gleichem Erstaunen auf die Großtante. Weit über fünfzig Jahre jeden Freitagmittag einem Menschen entgegenzugehen, der niemals kam – das war uns Kindern unfaßlich. Schärfer wie je zuvor blickten wir nach allen Richtungen, ohne andere als die alltäglich sichtbaren Gestalten zu entdecken. Da schrie der Vetter plötzlich auf: »Tante, da kommt ein Mann mit einem Strohhut und einem Stock in der Hand«. Dabei deutete der Knabe in der Richtung nach Kreuznach. Wir entdeckten jetzt gleichfalls den einsamen Wanderer, der sich langsam näherte. Wir beiden Knaben raunten voraus, die Tante ging langsam mit den beiden Mädchen hinterdrein. Wenige Schritte von dem Fremden entfernt, hielten wir im Laufen inne; der aber blieb stehen, zog ein buntfarbiges Taschentuch aus der Rocktasche und wischte sich den Schweiß vom Gesicht. Es war ein Mann etwa Mitte der Fünfziger Jahre, mit struppigem, mellirtem Bart, sonnverbranntem Gesicht und stehenden grauen Augen.

Auch zeigte sich, wie wir beobachteten als er den Hut abnahm, eine mächtige Glatze. »Wie heißt das nächste Dorf?«, fragte er mit dem nicht unbekanntem Dialekt polnischer Juden.

»Partenheim«, antworteten wir unisono.

»Viel Juden dort?«

»Zwanzig Familien.«

»Wer ist der Parneß?«<sup>36</sup>

»Unser Onkel«, antworteten wir wieder gleichzeitig.

Eine längere Pause entstand. Wir Knaben hatten bereits aus dem Idiom, den landläufigen Fragen und der ziemlich abgerissenen Kleidung mit voller Gewißheit den Schnorrer erkannt. Der Mann schien im Stillen zu rechnen; er machte sein Calcul mit den zwanzig jüdischen Familien.

Inzwischen waren auch Tante Treinle und die beiden Mädchen herangekommen. Der Fremde grüßte ehrerbietig und die Tante erwiderte den Gruß mit der ihr eigenen Freundlichkeit. Da unser Interesse an dem Manne erschöpft war, sprangen wir wieder davon und ließen die Tante mit demselben allein. Der Großvater saß vor dem Hofthor und las in einem hebräischen Buche, einen Commentar zu dem morgigen Wochenabschnitt. Als er den Fremden, der mit der Tante eben die Gasse entlangkam, erblickte, nahm er die Brille ab und sprach den uralten hebräischen Gruß: »Scholaum alechem«<sup>37</sup>. Der also Empfangene erwiderte gleichfalls hebräisch: »Alechem Scholaum!«<sup>38</sup> Er wurde eingeladen, sich über den Ruhetag als Großvaters Gast zu betrachten, was er ohne besondere Umstände, fast gleichgültig annahm.

Nach der Mahlzeit wurde der »Au-

<sup>36</sup>KAHN: Vorsteher

<sup>37</sup>KAHN: Friede sei mit Dir.

<sup>38</sup>KAHN: Mit Dir sei Friede.

---

rach« in der bereits geschilderten Weise über seine persönlichen Verhältnisse befragt. Natürlich kam er aus Rußland, war unverschuldet ins Unglück geraten, wollte seine Tochter verheirathen, wozu er Geld brauchte, das er vorigen deutschen Glaubensgenossen zu erhalten hoffte. Zwischen den drei verschiedenen Gängen, die in etwas längeren Pausen aufgetragen wurden, sang er die üblichen »Semiroth«<sup>39</sup>. Er hatte eine sympathische, weiche Stimme, die sehr wohl zu den elegischen Melodien paßte. Der Gesang machte einen tiefen Eindruck auf mich. Das Süße und Traurige zugleich erinnerte an öde Steppen unter einem grauen, sonnenlosen Himmel, wo arme, heimatlose Juden durch ein weites Reich wandern und wilde Kosakenhorden finsternen Tyrannen gehorchen.

Wir gingen später wie sonst zu Bette. Dem Fremden war eine der vielen, selten benutzten und betretenen Stuben angewiesen. Ich konnte nicht einschlafen. Zweierlei ging mir nicht aus dem Sinn: der Gesang des Gastes und die Frage, warum Tante Treinle erst mit so großer Ausdauer auf fremde Wanderer Ausschau hielt und, wenn einmal Einer kam, dann so gleichgültig ward. Ich beschloß, sie über ihr eigenthümliches Verhalten zu befragen, und schlief erst ein, als bereits die Hähne zu krähen begannen. Nachdem wir vom Gottesdienst heimgekehrt waren, führte ich, während der Großvater mit dem Fremden einen kurzen Imbiß nahm, meinen Vorsatz aus.

»Wart' bis nächsten Samstag, mein Kind!«, beschwichtigte die Tante. »Wenn er auch dann nicht kommt, erzähl' ich Dir Alles. Nun red' nicht mehr davon!«

<sup>39</sup>*S'mirot sind jüdische Gesänge, die im Mittelalter von Rabbinern und Gelehrten verfasst wurden, oder von Generation zu Generation weitergegebene Volkslieder.*

Begreiflicher Weise wurde durch diese Antwort meine Neugierde nur noch mehr gestachelt ...

Am darauffolgenden Freitag waren wir eine Stunde vor Sonnenuntergang mit der Tante von unserem gewöhnlichen Gang in's Dorf zurückgekehrt.

»Morgen Mittag, wenn Gott will und ich noch gesund und am Leben bin, werd' ich Euch etwas erzählen«, begann die bisher schweigsam gewesene Greisin, als wir eben in die Dorfstraße einbogen. Ich sah die Tante an, ohne etwas zu fragen, und so fuhr sie fort: »Ich bin alt genug, daß mich der liebe Gott jeden Tag abrufen kann. Dann sollt auch Ihr, junger Aufwuchs, wissen, wie schwer der liebe Gott Eure alte Tante geprüft hat von Jugend an ... Also morgen Mittag, wenn Euer Großvater schläft.« Sie rieb sich mit ihrer runzeligen Hand die Thränen von der Wange und schritt rüstig dem Hause zu.

Es war ein glühend heißer Sabbat-Nachmittag. Der Großvater schlief unter dem offenen Scheunenthor, wo es kühl und schattig war, in seinem großen Lehnstuhl. Das Buch, in welchem er zuvor gelesen hatte, war von seinen Knien auf die Erde gesunken und die Brille fast bis zur Nasenspitze herabgerutscht. Im Dorfe herrschte tiefe Stille; nur dann und wann schnatterte eine Gans oder krähte ein Hahn; Alles schien unter dem Banne der drückenden Hitze zu ruhen. Auch die Tante schlief, bis die Uhr vier verkündete. In der großen Stube, deren kleine Fenster nach dem Hof und der Obergasse zu gingen, war es dämmerig kühl. In der dunkelsten Ecke dieses Raumes, in der gleichfalls ein mächtiger Lehnstuhl stand, hielt die Großtante stets ihr Mittagsschläfchen. War sie wieder erwacht, dann wurden Tassen von verschiedener Form und Größe, die aus den verschiedensten Generationen stammten, auf den Tisch gestellt



und ein ziemlich dünner Kaffee getrunken. Die ganze Woche über gab es nur Schwarzbrot mit Butter, Schmier- und Handkäse; am Sabbath-Nachmittag kam stets etwas feineres Gebäck, das die Tante tags zuvor bereitet hatte. Sodann holte sie feierlich ihr altes abgerissenes Gebetbuch und »orte« mit inbrünstiger Andacht Minchah<sup>40</sup>. Der Großvater ging in die kleine Dorf-Synagoge und verweilte dann gewöhnlich bis zur einbrechenden Dunkelheit bei den übrigen Männern, die sich an der Dorfschwemme<sup>41</sup> einfanden und dort plauderten. Wovon auch immer die Rede sein mochte, ob von Klee oder Korn, ob von den Weinaussichten, welche stets das bevorzugteste Thema bildeten, von Rindvieh oder von Kartoffel-Ernten, jedesmal brachte mein Großvater die Rede auf den »alten Napoleon« und erzählte, was er Alles zu dessen Zeiten erlebt hatte. Von Vieh-Handel und ähnlichen Dingen war in seiner Gegenwart schlechterdings kein Gespräch zu unterhalten; er fuhr die Männer oft recht derb an, wenn sie ihrer Neigung folgen und vom Handel sprechen wollten. Die Leute ließen sich das von dem höchstbesteuerten und ältesten Manne in der Gemeinde ruhig gefallen.

*»Wir haben nur unsere Aecker und Wingert besorgt, aber gehandelt« – hier machte er stets eine verächtliche Handbewegung – »nein, gehandelt haben wir nicht.«*

»Wir, Löwi Partenheim's Jungen« – damit meinte er sich selber und seinen in Nieder-Saulheim wohnenden Bruder, »haben nie Handel getrieben«, wie-

<sup>40</sup>Mincha bezeichnet das Nachmittagsgebet, eines der drei täglichen Gebete, die von religiösen Juden verrichtet werden.

<sup>41</sup>Weede

derholte er jedesmal bei diesen Zusammenkünften. »Ja, das wäre schön gewesen, wenn wir, die einen Haubachur<sup>42</sup> halten, wir, die Söhne vom Hoffaktor, hätten Handel treiben sollen! Uns hat ein Lamden<sup>43</sup> unterrichtet, wir haben nur unsere Aecker und Wingert besorgt, aber gehandelt« – hier machte er stets eine verächtliche Handbewegung – »nein, gehandelt haben wir nicht. Unsern Wein haben die Reinach in Mainz und Chajim Friedberg in Bingen, alles Verwandte von uns, gekauft. Obst, Klee und Korn haben wir gar nicht nach Hause gethan, das haben die Leute uns auf dem Felde schon abgekauft. Damit Ihr's nur wißt«, schloß er jedesmal seine allen Hörern geläufige Rede.

Während der Großvater auch heute drunten an der Schwemme bei den Dorfleuten weilte, harrten wir Kinder auf die uns von Tante Treinle versprochene Erzählung. Jeder von uns rückte einen Fußschemel an den Lehnssessel, in dem sich die Matrone niederließ. Es dauerte eine geraume Weile, bevor sie begann. Offenbar fand sie nicht das rechte Wort zur Einleitung.

Endlich hub Tante Treinle an: »Warum erzähl' ich alte Frau Euch die Geschichte? Nun, Ihr sollt nicht denken, Tante Treinle ist eine närrische, alte Person, oder Gott bewahre, kindisch, oder hat, der Himmel behüte, ganz und gar ihren Verstand verloren. Wer so 'was erlebt hat, wie ich, hätt' ja wirklich den Verstand verlieren können ... Ihr wart droben auf dem Speicher und habt den großen Schrank geöffnet. Ihr habt auch auf dem Spinett gespielt. Das Spinett hat der Herr von Walbrunn der Bepp selig zum Geschenk gemacht. Einmal war – es gedenkt mich noch so gut wie heute – der Herr von

<sup>42</sup>Hauslehrer

<sup>43</sup>Gelehrter

Zwirlem aus Geisenheim mit seiner Familie zu Besuch droben im Schloß. Da hat die Bepp gespielt auf dem Spinett, und so schön, daß Alle entzückt davon waren. Ich hab' damals Gitarre spielen gelernt und mußte auch spielen. Das hat den hohen Herrschaften so gut gefallen, daß die gnädige Frau uns beiden Mädchen, mir die Gitarre und der Bepp das feine Instrument zum Geschenk gemacht hat.

*»An dem Tag, an dem das Spinett und die Gitarre in's Haus kamen ... war ein Aufruhr in der ganzen Gegend ... So lange die Welt stehe, sei es noch nicht unter ordentlichen, gläubigen Juden vorgekommen, daß man so bekischstige Sachen in's Haus genommen habe ... Ein braves Judenkind sollte die ganze Woche nicht vor die Thüre treten, sondern im Haus verbleiben.«*

An dem Tag, an dem das Spinett und die Gitarre in's Haus kamen – ich vergeß' es mein Lebtag nicht – war ein Aufruhr in der ganzen Gegend. Ueberall her kamen die Juden und behaupteten, der Löwi Partenheim lasse seine Töchter schmaden<sup>44</sup>. So lange die Welt stehe, sei es noch nicht unter ordentlichen, gläubigen Juden vorgekommen, daß man so bekischstige<sup>45</sup> Sachen in's Haus genommen habe. Schon lange war es ein Aergerniß unter den Juden, daß die Bepp ihre meiste Zeit im Schloss zubrachte. Ein braves Judenkind sollte die ganze Woche nicht vor die Thüre treten, sondern im Haus verbleiben. Und die Bepp trug sogar an Wochentagen ihre besten Kleider, ging geputzt zwischen dem Schloß und dem Vaterhaus hin und her. Und was noch tausendmal

<sup>44</sup>KAHN: taufen

<sup>45</sup>KAHN: verhexte

schlimmer sei, sie lerne bei einer Gouvernante des Schloßfräuleins lauter Dinge, die ein Juden-Mädchen gar nicht lernen dürfe, und sogar Musik machen.

So 'was sei noch nie dagewesen und könnte kein gutes Ende nehmen. Wäre unser Vater nicht Löwi Partenheim und der Hoffaktor der Walbrunn und Ingelheim gewesen und so'n großer Tackif<sup>46</sup> bei den Sores<sup>47</sup> bis zu den ärmsten Bauern herab, hätten ihm die Juden das Haus demolirt. Ja, sie sprachen sogar davon, ihn von dem Mainzer und Binger Raw<sup>48</sup> in den Cherem<sup>49</sup> thun zu lassen. Aber unser braver Vater that wie ein Chochem<sup>50</sup>: er ließ die Leute reden und raisonniren. Im Sommer and Herbst ritt er auf die umliegenden Ortschaften, im Winter fuhr er in seiner Kalesche<sup>51</sup>. Als er einmal nach Alzei kam, begegnete ihm der Joseph Belmont, den die Leute Jospel Alzey nannten. Die Belmonts<sup>52</sup> waren Pferdehändler und haben ihren Namen in der französischen Zeit erworben. Der Joseph bleibt stehen und fragt ohne Weiteres: »Sag, 'einmal Löwi ist's wahr, was die Leute von Dir erzählen?«

»Was erzählen denn die Leute?«, fragte der wieder.

»Nun, stell' Dich nicht so, mir darfst Du schon Alles anvertrauen.« Und nun beginnt der Belmont dieselbe Geschichte mit dem Spinett und der Schmadd<sup>53</sup>, und daß der Vater in den Cherem gethan werden sollte.

Nachdem der Belmont zu Ende geredet

<sup>46</sup>KAHN: Angesehen, vielvermögend.

<sup>47</sup>KAHN: Aristokraten

<sup>48</sup>Rabbiner

<sup>49</sup>KAHN: Bann

<sup>50</sup>KAHN: Vernünftiger Mensch.

<sup>51</sup>Leicht gebaute Kutsche mit zusammenklappbarem Verdeck.

<sup>52</sup>KAHN: Die Großeltern der Begründer des bekannten New Yorker Bankhauses.

<sup>53</sup>KAHN: Taufe

hat, sagt der Vater: »Glaubst Du, Jospel, daß der Aron Udenheimer ein Lamden<sup>54</sup> ist?«

»Ich soll's meinen«, bestätigte Belmont.

»Glaubst Du«, fährt unser Vater fort, »daß er paskenen<sup>55</sup> kann?«

»Besser wie ein Raw«, stimmte Belmont bei.

»Denkst Du, daß er nicht nur ein großer Lamden, sondern auch ein großer Zaddick<sup>56</sup> ist?«

»Ob Aron Udenheim ein Zaddick ist!«, sagte der Belmont, »So lebt keiner mehr weit und breit.«

»Gut! Ich sehe, Du bist neugierig und möchtest gerne wissen, ob ich neu<sup>57</sup> geworden bin. Setz' Dich zu mir in meine Chaise und fahre mit nach Udenheim! Wenn Aron sagt, ein Judenkind dürfte nichts anders lernen, als jüdisch lesen und schreiben, ein Judenkind dürfte kein Spinett spielen lernen, dann schicke ich der gnädigen Frau ihre Geschenke zurück, und wenn ich es nicht thue, gehe ich willig in den Cherem.«

Was that nun der Belmont? Die Neugierde läßt ihn nicht ruhen, und wie der Vater sein Geschäft abgewickelt hat, fahren beide nach Udenheim. Dein Großvater, Aron Udenheim, war doch ein so kluger, feiner Kopf, wie's wenige giebt. Er wußte schon längst die Geschichte von dem Spinett und der Gitarre; gab es doch schon keinen Menschen mehr weit und bereit, der nicht davon gewußt hätte! Er hörte ruhig zu und sagte dann: »Unser König David hat so viele Psalmen gedichtet, als es Instrumente gegeben hat, auf denen man verstand, Musik zu machen.« Der Psalter hat Saiten gehabt, die

Gitarre hat auch Saiten. Die Harfe hat Saiten gehabt, das Spinett hat auch Saiten. Und hätte es damals Gitarren und Spinetts gegeben, hätte unser musikalischer König auch sie in seine Psalmen einbezogen. Und wie es heißt: »Lobt Ihn mit der Flöte, besinget Ihn mit dem Psalter, preiset Ihn mit der Harfe, rühmet Ihn mit der Zimbel«, so hätte er auch das Gleiche vom Spinett und der Gitarre gedichtet.

Alle Musik, die dazu dient, den Menschen zu erfreuen und zugleich Gott zu preisen, ist erlaubt und kann keine Sünde sein. Alles hängt davon ab, wozu der Mensch etwas anwendet; er kann aus Gutem Böses, aus Großem Geringes machen; es kommt stets darauf an, wie etwas angewandt wird. Also kann an Deinem Spinett nichts Verbotenes und an der Gitarre nichts Sündhaftes sein. Gebe Haschem Jisborach<sup>58</sup>, daß nie etwas Schlimmeres in Israel geschehe, und ich möchte dann wünschen, daß in jedem jüdischen Haus ein Spinett und eine Gitarre wäre.«

*»Alle Musik, die dazu dient, den Menschen zu erfreuen und zugleich Gott zu preisen, ist erlaubt und kann keine Sünde sein. Alles hängt davon ab, wozu der Mensch etwas anwendet ...«*

Wie der Belmont das hörte, fuhr er eiligst nach Alzey zurück und erzählte allen Menschen, daß Aron Kahn Udenheim das Spinett für erlaubt erklärt habe. Der Belmont konnte nämlich nichts für sich behalten, und das war gerade die Chochmo<sup>59</sup> unseres Vaters. Nun hättet Ihr sehen sollen, wie die Leute aus der ganzen Pfalz herbeigeströmt gekommen sind und das Ding sich betrachteten! Und wenn die Bepp gerade darauf spielte, da

<sup>54</sup>KAHN: Gelehrter

<sup>55</sup>KAHN: Religiöse Fragen entscheiden.

<sup>56</sup>KAHN: Frommer, gottesfürchtiger Mann.

<sup>57</sup>KAHN: unfromm

<sup>58</sup>KAHN: Dem Hochgepriesenem.

<sup>59</sup>KAHN: Klugheit

---

war die Stube gepackt voll Menschen; selbst auf der Gasse blieben die Bauern stehen und hörten zu. Und gerade die zuerst am meisten geschimpft hatten, wurden jetzt die größten Lobredner Eures Urgroßvaters. Da kam auch eines Tages der Nachmann aus Langenlonsheim mit seinen zwei Söhnen angefahren, um das Spinett zu sehen, und da die Bepp gerade spielte, waren die Söhne ganz begeistert. Der alte Nachmann war aber schleunigst weggefahren. Die Nachmann waren die schönsten und größten Männer in der ganzen Gegend. Simon, der ältere Sohn, schien ganz vernarrt in das Spinett, lieber aber noch war ihm die Bepp. Der alte Nachmann war ein reicher und angesehener Pferdehändler, der für die große Armee Lieferungen hatte. Sein Simon war damals vielleicht fünfundzwanzig Jahre alt, ein bildschöner Mann, mehr wie sechs Fuß groß; sein Bruder Joseph aber, der erst zwanzig Jahre zählte, der war schon gerade so groß, nur schlanker.

Im Dorf, haben die Leute gemerkt, daß dem Simon die Bepp noch lieber war wie das Spinett. Aber was war daran zu verwundern? Die reichsten und vornehmsten Familien hätten gerne die Bepp zu ihrer Schwiegertochter gehabt; keine Kleinigkeit, so ein Mädchen wie die Bepp. Da hat sie sich aber von Jekes Horreweilers Jungen einnehmen lassen, von Leuten, die nichts waren und wie sich leider herausstellte, auch nichts taugten, und das war ihr Unglück.«

Hier hielt die Tante inne und starrte durch das Fenster, als ob sie draußen die Gestalten, die sie heraufgerufen, vorüberziehen sehe. Dann wandte sie ihr Gesicht mir zu und fuhr fort: »Deines Vaters jüngster Onkel, der Meyer Kahn, hatte auch die Bepp sehr gern. Das war ein feiner, stiller Mensch, der am liebsten Bücher las – er konnte deutsch und

französisch lesen und gut lernen<sup>60</sup> – und ging fast täglich zwischen Udenheim und Partenheim spazieren. Wie er merkte, daß die Bepp dem Jekes seinem Sohn zugeeignet war, da beschloß er, nach Amerika auszuwandern. War das ein Jammern und Wehklagen überall, wohin die Kunde kam, daß Nathan Udenheim's jüngster Sohn nach Amerika wollte! Aber alles Weinen und Klagen nutzte nichts. Heute noch bricht mir mein Herz, wenn ich an das Leid denke. Er fuhr von Mainz mit dem Schiff nach Holland und von dort mit einem Segler nach Amerika. Drei Monate war der brave fromme Mensch auf dem Wasser, und Dein Großvater fastete jeden Montag und Donnerstag, bis er drüben war. Ein Jahr darauf kam die Nachricht, daß der Meyer in Baltimore vor Heimweh gestorben sei. Das hat seiner Mutter da Herz gebrochen, und von der Stunde an lag es wie ein finsternes Verhängniß auf der ganzen Familie: Es war gerade, als habe der Meyer alles Glück mit über's Meer genommen. Aber das schlimmste kommt noch ... Wo hab' ich gehalten? Ich hab' gar kein Gedächtniß mehr. Ja, jetzt fällt's mir wieder ein. Wie der Simon Nachmann merkte, daß die Bepp den Salomon aus Horreweiler so gern hatte, mochte er kein Gefallen mehr am Spinett finden und stellte seine Besuche ein. Umso häufiger kam jetzt der Joseph, sein Bruder, zu uns. In der Zwischenzeit heirathete die Bepp den Horreweilerer. Es war ein Lüdrian, schrecklich eifersüchtig, holte sich fortwährend Geld, fuhr damit nach Mainz und kümmerte sich nicht um die junge Frau; ja, er quälte und mißhandelte sie ohne Erbarmen, so daß oft die Nachbarn einschritten und ihn durchprügelten.

<sup>60</sup>KAHN: *War talmudkundig.*



Abbildung 9.7: Seitentor der Partenheimer Schlossmauer (Aufnahme 2024).

Die Herrschaften droben im Schloß reisten ab, und die Franzosen legten sich in's Schloß und ruinirten Alles, wohin sie kamen. Was sich an Gold, Silber und Möbel retten ließ, wurde nächtlicherweile fortgeschafft und einzeln nach Mainz oder Darmstadt, wohin die Herrschaften sich geflüchtet hatten, gebracht. Die Ahnenbilder wurden droben auf unserem Speicher versteckt. Unsere gute Mutter – sie' ruhe im Gan Eden <sup>61</sup>, kränkte sich so sehr über Bepp's hartes Schicksal, daß sie bald darauf starb. Ja, wenn einmal das Unglück über eine Familie kommt, dann hilft Alles nichts. Dann gleicht der Mensch einem Hause, von dem der Sturm das Dach fortgerissen hat; es schneit und regnet hin-

<sup>61</sup>Garten Eden, Paradies.

ein, der Wind reißt daran, bis es vermorscht und zusammenstürzt. Man kann es Glück oder Unglück, Bestimmung oder Zufall nennen; wenn einmal das Schicksal auf einen Menschen und gar auf eine ganze Familie kommt, kann nur Gott noch helfen. Wenn Er eben nicht hilft, dann ist alles Bemühen vergebens ... Wir Alle wünschten, die Bepp solle zu uns zurückkehren, aber sie war zu stolz und schämte sich, jetzt als unglückliche, mißhandelte Frau nach Partenheim zu kommen, wo sie Jeder als das vielbegehrte und hochgeehrte Mädchen, die intimste Freundin der adeligen Herrschaftstochter gekannt hatte. Auch der Vater bestand nicht darauf; er war ein gar stolzer Mann und hätte sich zu sehr geschämt, wenn seine ehemals so schöne Tochter jetzt als wahre Ruine in's Elternhaus zurückgekehrt wäre.

So selten nun auch der Simon Nachmann nach Partenheim kam, so häufig erschien sein Bruder Joseph. Anfangs einmal in der Woche, später zwei- und dreimal. Und so versessen sein Bruder auf das Spinett war, so voller Feuer ward er für's Gitarrespielen. Ich war damals siebzehn Jahre und schon so groß wie die Bepp.

»Aber doch nicht so schön«, warf hier mein Vetter Julius höchst ungalant ein.

Die Greisin strich ihm über sein dichtes, lockiges Haar, lächelte milde und sagte langsam: »Neben der Bepp konnte so leicht kein Mädchen sein. Aber ich war, wie die Leute sagten, nicht geradezu häßlich.«

Jetzt war die Zeit gekommen, wo ich für Tante Treinle eintreten zu müssen glaubte. Ich blickte forschend in ihr gütiges, runzeliges Gesicht, das noch immer edelgeschnittene Züge zeigte, und sagte: »Meine Mutter erzählte immer, so wie unsere Mainzer Cousine Mathilde jetzt aussehe, habe Tante Treinle als

Mädchen ausgesehen. Und Mathilde ist sehr, sehr schön, denn alle Leute sehen ihr doch nach.«

Mein Vetter machte ein ungläubiges Gesicht und schüttelte den Kopf. Wir wären jetzt sicher von Tantens Geschichte ganz abgekommen, wenn nicht mein Bäschen gedrängt hätte, Großtante möge doch weitererzählen.

»Der Joseph Nachmann«, nahm die Tante den Faden ihrer Erzählung wieder auf, »war ein seltener Mensch, so wohlgezogen, wie wenig Leute seines Alters. Alles wollte er lernen, Alles wissen und können. Mit unserem Hauslehrer hat er stundenlang zusammensitzen können, stundenlang in den Büchern herumgeblättert, und dann saß er ganz stumm hier am Fenster und hat nachgedacht.

*»Er wollte ein Gelehrter werden, wie Moses Mendelssohn, sagte er eines Tages zu Eurem Großvater. Der lachte aber nur und sagte, er solle beim Pferdehandel bleiben, in Langenlonsheim könnte man nur Pferdehändler werden ...«*

Er wollte ein Gelehrter werden, wie Moses Mendelssohn <sup>62</sup>, sagte er eines Tages zu Eurem Großvater. Der lachte aber nur und sagte, er solle beim Pferdehandel bleiben, in Langenlonsheim könnte man nur Pferdehändler werden. Das hatte ihn sehr gekränkt, denn die Beiden, Euer Großvater und er waren ja wie zwei treue Brüder, obgleich der Joseph sechs Jahre weniger zählte. Wenn er heute noch einmal jung wäre, würde er ganz bestimmt ein Herr Doktor oder ein Herr Professor werden. So oft er von Mainz kam, brachte er neue Bücher mit, deutsche,

<sup>62</sup>Mendelssohn, 1729 - 1786, war ein wichtiger jüdischer Philosoph der Aufklärungszeit.

französische und jüdische. Darin las er und brachte sie dann dem Meyer in Udenheim, der ja auch so'n merkwürdiger Mensch war. Der alte Nachmann hatte freilich wenig Pläsir von »all' dem Schtuß«, wie er's nannte, mit denen sein Sohn sich den Kopf verwirrt machte. »Der wird sein Lebtage kein ordentlicher Geschäftsmann«, pflegte der alte Nachmann zu sagen, hörte es ober doch gern, wenn Löwi Partenheim erwiderte, daß in dem Joseph mehr stecke, als wie in allen jungen Leuten der ganzen Gegend.

Es war damals eine gar merkwürdige Zeit, Ihr Kinder. Die Franzosen hatten den Juden den Kopf verdreht. In Mainz, in Frankfurt, in Kreuznach, in Alzey, kurz, überall, wohin sie kamen, hatten sie die Judengassen gestürmt, die Thore abgerissen und erklärt, alle Menschen seien gleich, und die Juden hätten dieselben Rechte wie die Christen. Ueberall hörte man sagen: *liberté, égalité, fraternité*. Sie nannten die Juden *citoyens*, forderten sie auf, Soldaten zu werden und aus den Judengasse herauszuziehen.

*»Alle jungen Leute, Juden und Christen, waren für die Franzosen begeistert; besonders die jüdischen jungen Leute wollten jetzt etwas anderes werden, aber sie wußten nicht was ...«*

Alle jungen Leute, Juden und Christen, waren für die Franzosen begeistert; besonders die jüdischen jungen Leute wollten jetzt etwas anderes werden, aber sie wußten nicht was. Da gab es in jeder Familie Verdruss und Zank zwischen den Alten und den Jungen. Die Alten meinten, da nehme kein gutes Ende, wenn die jungen Leute etwas anderes werden wollten, als die Eltern und Großeltern gewesen. Der

Jude sei im Golus<sup>63</sup> geboren und müsse im Golus sterben, bis der Moschiach<sup>64</sup> komme. Die Jungen sagten wieder, Napoleon sei der Moschiach der Juden; er gäbe ihnen ja alle Rechte und Freiheiten, von denen man zehn und zwanzig Jahre zuvor nicht einmal zu träumen gewagt hätte. Seien doch alle Menschen, Bauern und Stadtleute, ganz versessen auf den Napoleon, weil er die Menschen frei mache, ohne zu fragen, welche Religion sie haben. Viele jüdische junge Leute wollten studiren, nur Raw wollte keiner werden. Kamen dann, wie gewöhnlich, am Schabbes-Nachmittag die Jungen und die Mädchen von den verschiedenen Dörfern aus der Chaussee zusammen, dann wurde nicht mehr von Handel und Liebschaften, sondern von Politik gesprochen. Was die Jungen am Schabbes-Mittag besprachen, das wurde an den Wochentagen wiederholt, wenn der Joseph Nachmann auf seinem schönen Pferd angeritten kam. Viele Juden kauften sich jetzt Wingert und Aecker und schafften lieber im Feld, als daß sie handeln gingen. Auch Soldaten wollten sie werden, und sie sind's wahrhaftigen Gott auch geworden, wenschon nur einzelne. Der alte Nachmann klagte unserem Vater über die neue Zeit, in der die jungen Leute alle »beschluß« wären. Sie dünkten sich zu gut, das zu werden, was Vater und Großvater gewesen, und wenn es so weiter gehe, dann würden sie noch alle überschnappen oder sich schmaden<sup>65</sup> lassen. Schon lesen sie alle schlechte Bücher, worin lauter Minus<sup>66</sup> enthalten sei und die Menschen nur Apikorres<sup>67</sup> lernten. Damit that der alte Nach-

mann seinem Sohn arg Unrecht, denn der war so fromm und rechtschaffen, wie Einer nur sein kann. Als der alte Nachmann nun gar gewahr wurde, daß sein Sohn Gitarre spielen lernen wollte, war er ganz außer Fassung. Das sei der Anfang vom Ende, und er bitte Gott, ihn bald von der Welt zu nehmen, damit er nicht noch den Zaar<sup>68</sup> erleben müsse, daß sein Joseph ganz und gar neumodisch werde. Umsonst versuchte unser Vater ihn zu überzeugen, daß man auch Musik machen könne, ohne an seinem alten Glauben zu sündigen: der alte Nachmann blieb ein geschworener Feind aller Instrumente. Einmal lud ihn der Vater ein, doch in die Stube zu kommen und zuzuhören; da hielt jener sich aber mit beiden Händen die Ohren zu und schwor, er wolle lieber taub werden, als diese gottlosen Gewaltstreiche anhören. Voller Hast und Zorn schwang er sich auf sein Pferd und er war schneller zum Hofthor hinaus, als man Amen sagen kann.

Die immer häufigeren Besuche Josephs fielen umso weniger auf, je mehr es ja allgemein bekannt wurde, wie treue Freunde er und Euer Großvater waren. Die brüderliche Zuneigung zwischen Beiden war so groß, daß man sie häufig David und Jonathan<sup>69</sup> nannte. Mochte das Wetter noch so schlecht sein, der Joseph kam trotzdem von Langenlonsheim herüber, so sicher wie Euer Großvater über jeden zweiten Sabbath dort nächtigte. Das war wirklich noch echte, treue Freundschaft, wie sie leider immer seltener wird.

Da zersprangen eines Tages einige Saiten auf meiner Gitarre, und ich konnte nicht mehr spielen. Das hörte der Joseph und fragte mich, wo man neue Sai-

<sup>63</sup>Die jüdische Diaspora, Galut, jiddisch Golus.

<sup>64</sup>Messias

<sup>65</sup>Sich taufen lassen, d.h. zum christlichen Glauben übertreten.

<sup>66</sup>KAHN: religionsfeindliches

<sup>67</sup>KAHN: Unglauben

<sup>68</sup>KAHN: Schmerz, Herzleid (eigentlich »Tierquälerei«).

<sup>69</sup>Die biblischen David und Jonathan, die keine Brüder waren, verband eine innige Freundschaft.

ten herbekommen könne. Natürlich nur in Mainz bei Schott, erwiderte ich ihm. Er besieht sich sehr genau die Gitarre, löst die zersprungenen Saiten ab, wickelt sie sorgfältig in ein Papier und steckt sie in seine Briefftasche. Gleich darauf holt er sein Pferd aus dem Stall und reitet davon. Niemandem fiel etwas dabei ein, denn zuweilen blieb er nur ganz kurze Zeit, und wenn er Geschäfte zu besorgen halte, stieg er oft gar nicht aus dem Sattel, sondern hielt vor der Thüre, bis Marum <sup>70</sup> oder sonstwer herauskam. Spät Nachmittags kommt er wieder in's Dorf gesprengt und direkt zum offenen Hofthor herein. Gleich darauf steht er hier in der Thüre. Ich war gerade mit meinen Altersgenossen, der Mamel <sup>71</sup> und der Kreale <sup>72</sup>, mit Nähen beschäftigt, als er hereinkam.

*»Mir schlugen Feuer und Flammen aus, ich wußte selber nicht warum ...«*

Mir schlugen Feuer und Flammen aus, ich wußte selber nicht warum. Der Joseph war ganz erhitzt, jedenfalls vom Reiten und der Sonnengluth – es war um Sch'wuos <sup>73</sup> herum und schon tüchtig warm. Die Mamel war ein lustiges, dreistes Mädchen und gar nicht übel. Sie hatte gewaltige, rothe Zöpfe und eine schöne Gestalt. Nur hatte sie viel Sommersprossen, die sie ein bischen entstellten. Wie der Joseph nun noch immer in der Thüre stehen bleibt, fragt sie ihn laut: »Nun, Joseph, willst Du heut' in der Thüre stehen bleiben?«

So antwortet er gereizt: »Hat mich Einer gebräit <sup>74</sup> hereinzukommen?«

<sup>70</sup>Maurice, Meir, Moritz

<sup>71</sup>KAHN: Martha

<sup>72</sup>KAHN: Karoline

<sup>73</sup>KAHN: Pfgingsten

<sup>74</sup>KAHN: eingeladen

»Wenn Dich Treinle nicht brait, so bist Du von mir gebräit, Joseph. Aber gelt, Du nimmst es nur von der Treinle an?« sagt die Mamel wieder, und die Kreale fängt an zu kichern. Ich bin ganz roth geworden über Mamel's Reden und Kreale's Lachen, daß ich mich gar nicht getraute, den Kopf zu heben, sondern mich noch tiefer auf mein Nähzeug beugte. Joseph blieb aber noch immer in der Thüre stehen und antwortete der Mamel: »Du bist doch selber hier nicht daheim; Deine Einladung gilt nicht!«

Da erst blick' ich den Joseph ganz erstaunt an und sag zu ihm: »Seit weemeh <sup>75</sup> bist Du so fremd in Löwi Partenheim's Haus, daß man Dich erst groß braien muß? Bist Du bei uns nicht zu Haus' wie'n eigen Kind? Warum bist Du so adlich <sup>76</sup> heut'?« Er blieb aber ruhig an der Thüre stehen, blickt mich fest an und sagt: »Du mußt mich jetzt selber holen, ehader <sup>77</sup> komm' ich nicht herein.« Da stand ich auf und ging auf ihn zu; er bietet mir den Arm, faßt einen Stuhl und setzt sich zu uns hin. Mamel und Kreale lachen, wie wir so Arm in Arm in die Stube treten. Er lachte ebenfalls und schwatzte und scherzte mit uns Mädchen, wie wir's an dem sonst so gesetzten Menschen gar nicht gewohnt waren. Ich merkte aber, daß er doch unruhig war. Dann begann er plötzlich: »Ihr habt mich noch gar nicht gefragt, wo ich herkomme; Ihr werdet's auch nicht rathen.«

»Da wollen wir 'mal rathen«, sagt Kreale. Und Mamel meint »Eischer <sup>78</sup> von Kreuznach«; Kreale lachte: »Von Bingen: Chajim Friedberg hat drei schöne Töchter.«

»An Chajim Friedberg's Töchter liegt

<sup>75</sup>KAHN: wann

<sup>76</sup>KAHN: Merkwürdig, eigenthümlich.

<sup>77</sup>KAHN: eher

<sup>78</sup>KAHN: vielleicht



mir gar nicht,« antwortet Joseph ruhig, »derentwegen reit' ich nicht nach Bingen«.

»Nun«, fahr Mamel fort, die Schönebergs in Alzey, die jetzt Belmont heißen, sind auch keine üblen Mädchen, wie ich höre.«

»Zu denen würd' ich auch nicht reiten«, erwiderte Joseph geringschätzig.

»Dann weiß ich, wo Du warst«, beginnt die Mamel wieder, »Du warst in Mainz, bei Reinach's Tochter; die soll ja eine Beaute <sup>79</sup> sein, und reich sind die Leute, wie wenige andere ... Gelt«, triumpfirte Mamel, als Joseph schwieg, »ich hab' recht gerathen?! «

»Ja, aber nur halb«, antwortete er nach einer Weile. »Ich war heute in Mainz, aber von Reinach's hab' ich Niemand gesehen.«

*»Von Langenlonsheim nach Partenheim, von da nach Mainz und selbigen Tages wieder zurück zu Pferde, das war ein gar starkes Stück ... «*

Jetzt war die Neugierde von uns Mädchen gar groß. Von Langenlonsheim nach Partenheim, von da nach Mainz und selbigen Tages wieder zurück zu Pferde, das war ein gar starkes Stück, und dabei war es noch lange nicht Nacht. Nun ging das Fragen, Rathen und Vermuthen los, aber Joseph gab nur halbe Antworten. Endlich wurde er ungeduldig und blickte oft auf die Uhr dort an der Wand. Es ist noch dieselbe Uhr, Ihr Kinder, und sie hängt noch immer am alten Platz, wie damals 1810.

Die beiden Mädchen merkten bald, daß der Joseph nach der Uhr blickte. Da Mamel kurz darauf von ihrem jüngsten

Schwesterchen nach Hause gerufen wurde, packte auch Kreale ihr Nähzeug zusammen und verließ die Stube.

Kaum waren beide fort, da bittet mich Joseph, die Guitarre zu bringen, und nun holt er die Saiten hervor, die er extra in Mainz geholt hatte. Ich war ganz überrascht, ordentlich erschrocken sogar, er aber zieht ganz richtig die Saiten auf, als habe er das schon längst gekonnt. Dann sagte er zu mir, ich mein' ich höre es heute noch: »Treinle, willst Du mich im Guitarrspielen unterrichten, ja?« Ich antwortete, ich sei doch gar nicht geschickt genug und verstünde selber zu wenig. Er bestand aber darauf, und so sagte ich endlich, daß ich's probiren wolle.

Im Jahre 1804 warn die Walbrunn's in's Schloß zurückgekehrt und schlossen sich später, wie alle Adeligen und der Hof in Darmstadt und Homburg, dem neuen Kaiser von Frankreich an. 1807 starb der alte gnädige Herr. Die gnädige Frau zog fort, die Tochter hatte geheiratet, und nur ein Castellan <sup>80</sup> blieb mit dem früheren Ceremonienmeister zurück. Beide waren aber alt und der Ceremonienmeister, der auch Musikus war, wäre gar froh gewesen, wenn er Jemandem Musikstunden hätte ertheilen können. Aber wer wollte damals Musik treiben? Es waren harte Zeiten, und die Bauern hatten auch in guten Tagen nichts davon wissen wollen. Nun, um's kurz zu sagen, ich rathe dem Joseph, droben im Schloß den Mußje Leroy aufzusuchen und mit dem zu sprechen. Aber er sagt ungeduldig, daß er entweder bei mir lerne oder überhaupt nicht. So kam er denn jede Woche einen über den andern Tag hierher und lernte mit großem Fleiß Guitarre. Da kam das Unglück mit der Bepp. Sie starb; bald darauf folgte ihr die Mutter in's Grab, und die Musik hörte

<sup>79</sup>Schönheit

<sup>80</sup>Aufsichtsbeamter eines Anwesens.

auf in Löw Partenheim's Haus. Das waren schreckliche Zeiten. Nur wer selbst so was erlebt hat – Gott möge Euch davor bewahren! – kann Einem nachfühlen, wie es da auf Einem liegt. Man muß immer tief Athem holen, weil man das Gefühl hat, daß man keine Luft bekommt. Unse- re schöne, süße Bepp, der Stolz der Fami- lie und der ganzen Gegend, tot, die brave, gute Mutter tot, unser Haus so groß und weit auf einmal so still, so still! Unser Va- ter ging noch öfter wie sonst nach Uden- heim, um sich bei Deinem Großvater Ru- he und Trost zu holen. Dort war auch die Trauer eingekehrt um den Sohn Meier, der in Amerika gestorben war. Wohin wir blickten, Leid und Weh. Und doch war das erst der Anfang. Joseph Nachmann ritt fast jeden Tag von Langenlonsheim herüber. Einmal kam er wieder, band sein Pferd draußen vor dem Thor an und be- trat gleichzeitig mit Marum, Eurem Groß- vater, den Hof. Daß ich's nicht vergesse, Euer Großvater war damals schon verhei- rathet, wohnte droben nach dem Hof zu und hatte sein erstes Kind, Deine Mut- ter, bekommen. Die war ein paar Wo- chen alt, und ich pflegte Mutter und Kind. Wie gesagt, kamen beide zum Hof herein, wo Deine Großmutter mit ihrem kleinen Mädchen saß, Ich trat eben aus der Thür, da kam der Joseph auf mich zu, flüsterte mir etwas in's Ohr, was ich nicht verstand, faßte mich an der Hand und ging mit mir in den fast immer dunklen Hausflur. Dort ließ er meine Hand los, legte seine Hände auf meine Schultern und fragte mich: »Treinle, liebe gute Treinle, kannst Du mich nicht lieb haben? Das will ich Dich fragen. Ich möchte, daß Du mich so recht lieb hättest. Drum frag ich Dich, kannst Du mich lieb haben?«

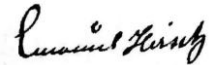
Ich war ganz erschrocken, so daß ich erst vor lauter Herzklopfen nicht spre- chen konnte. Dann aber, wie er, so groß

und so stark er war, wie ein Kind ganz demüthig vor mir stand, schossen mir die Thränen in die Augen.

*»Ich wußte noch immer nicht, wie mir war, aber daß man den Joseph lieb haben konnte, das war ja gar nicht schwer ...«*

Ich wußte noch immer nicht, wie mir war, aber daß man den Joseph lieb ha- ben konnte, das war ja gar nicht schwer. So antwortete ich denn endlich: »Gewiß kann ich Dich lieb haben, und ich werde Dich auch lieb haben, und von jetzt an immer mehr.« Da beugte er sich zu mir, küßte mich, und ich küßte ihn wie- der, und wir waren miteinander verlobt. Dann gingen wir Hand in Hand, wie zwei Kinder, voller Glück in den Hof, wo Euer Großvater hinter der Großmutter stand, »Sie hat mich lieb, sie will mich«, rief Jo- seph laut in den Hof. Da antwortete Euer Großvater »Maseltow <sup>81</sup>« und begann zu weinen.» Ach, wenn das die Bepp erlebt hätte«, schluchzte er, und unsere gelieb- te Mutter!« Auch uns Allen rannen die Thränen die Wangen herab. Wäre jetzt der Mendel, Euer Großvaters Bruder, da- gewesen, wäre mein Glück vollkommen gewesen. Aber die beiden Brüder vertru- gen sich niemals lange <sup>82</sup>.

Unterschrift Mendel (Ema-  
nuel) Hirsch (1822)



Euer Großvater war trotz seiner Güte immer ein jähzorniger Mensch gewesen,

<sup>81</sup> Viel Glück, viel Erfolg.

<sup>82</sup> Während Silber und Gold des Vaters friedlich ge- teilt worden war, entstand wegen des Grundbesitzes zwischen Marum und seinem Bruder Mendel eine lebenslängliche Feindschaft (siehe Autobiographie Arthur Kahn).

Unterschrift Marum  
(Moritz) Hirsch (1805)

und Euer Großonkel, der Mendel, immer rechthaberisch. Das thut selten gut. Unserem Vater machte es Verdruß, daß die beiden sonst so guten Menschen sich immer stritten und mit fremden Leuten sich besser vertrugen, als mit einander. Sie waren aber eben zwei gar zu verschiedene Charaktere, um zu harmonieren. Und weil der Vater voraussah, daß die Beiden nie miteinander auskommen würden, hatte er dem Mendel alle Liegenschaften in Nieder- und Ober-Saulheim und uns andern Kindern Alles, was hierherum liegt, überschrieben. Auch das war sehr klug – Warum? Darum!

*»Euer Großvater war trotz seiner Güte immer ein jähzorniger Mensch gewesen, und Euer Großonkel, der Mendel, immer rechthaberisch. Das tut selten gut.«*

Ich ging hinauf auf meine Kammer und kleidete mich so an, als wollte ich in's Schloß. Dann gingen wir Beide durch's Dorf, unserem Vater entgegen, der wieder einmal' nach Udenheim gefahren war. An allen Thüren und Fenstern blickten uns die Leute verwundert nach; nun wußten ja alle, daß ich Joseph Nachmann's Braut war. Wir hatten nicht sehr weit zu gehen, da sahen wir unten auf der Chaussee des Vater's Kalesche, die langsam herauffuhr. Ich hab' es aber eilig gehabt, denn mein Herz war voll, und ein Wonnegefühl stieg in mir auf, das mich glücklich machte. Manchmal glaubte ich, ich sei ein ganz anderes Wesen geworden in der letzten Stunde und noch nicht recht bei mir. Und der Joseph ging still

neben mir her und sah mich nur an; ich fühlte es, wenn ich auch nicht zu ihm hin blickte. Aber bei all' meinem Glück, meiner Freude, die ich selbst noch nicht begriff, fehlte mir Jemand, mit dem ich hätte sprechen können oder lachen oder weinen oder springen und tanzen. Ach, warum lebt die Mutter nicht mehr? Oder die Bepp? Wie ich so alles überdachte, da sind wir auch schon beim Vater angelangt, denn wir waren, ohne es recht zu merken, schnell die Chaussee hinabgeeilt.

Der Vater streckte uns die Hand entgegen, die wir beide küßten; er schien völlig vorbereitet und gar nicht überrascht. Wie ich ihm aber die Hand küßte und er mit der andern mir über das Haupt strich, da kam es über mich, als sei ich plötzlich ganz vereinsamt. Ich schrie laut auf: »Vater, warum giebst Du Deinem Kinde keinen Kuß! Bin ich Dir nicht so gut wie die Bepp? Ich hab ja, da unsere Mutter tot ist, nur Dich, Väterchen, und Du giebst mir, Deinem Kind, keinen Kuß, wo ich doch nun Braut bin!«

Kaum hatt' ich das gesagt, da war der Vater auch schon aus der Kalesche, legte seine beiden Arme um mich und begann still zu weinen. Ich weinte an seinem Halse, und wir küßten uns und küßten uns immer von Neuem. Dann küßte er auch den Joseph und sagte zu ihm: »Joseph, Du hast nicht hinter meinem Rücken mit meiner Tochter gekuschelt<sup>83</sup>, wir der Horrweilerer mit meiner Bepp getan hat. Du hast zuerst mit meinem Marum geredt und Dein Vater mit mir. Du hast meiner Treinle vorher nichts geschrieben und nichts gesagt. Das war schön von Dir gehandelt. Sie ist zwar erst siebzehn Jahr alt, aber doch kein Kind mehr. Jetzt kannst Du ihr meinewegen auch schreiben und mit ihr reden, was sich Chossen<sup>84</sup> und

<sup>83</sup>KAHN: *Angebunden, heimlich gethan.*

<sup>84</sup>*Chossen (chatan) = Bräutigam.*

---

Kalle <sup>85</sup> zu sagen haben.«

Der Joseph antwortete dann: »Seid mir's moochel <sup>86</sup>, Reb Löw, ich sag' Euch Jejascher koach <sup>87</sup> für Eure Lieb' zu mir; aber zu schreiben wird' ich der Treinle nicht viel haben, ich sag' Ihr alles selber. Wenn ich ihr mit einem Schlach <sup>88</sup> nen Brief schicke, dann wird' ich wahrscheinlich mein eigener Schliach <sup>89</sup> sein.«

Spät Abends ist der Joseph heimgeriten; der Vater, Marum und ich gaben ihm bis an die Kreuzchaussee das Geleit. Unterwegs haben sich noch eine ganze Menge Leute angeschlossen, theils aus Neugierde, theils aus Freundschaft, auch aus Kurzweil. Am nächsten Morgen in aller Frühe schon kam Nachmann's Knecht aus Langenlonsheim und brachte einen Brief an mich.«

Hier machte die Großtante eine längere Pause. Ihr Haupt senkte sich, und ich sah Thränen in ihren Schoß fallen. Wir wagten nicht zu sprechen und warteten ruhig, bis die Greisin fortfahren würde. Da wandte sie sich zu mir und begann feierlich: »Ich hab einmal Zewoe <sup>90</sup> gemacht, daß mir, wenn mich einst der liebe Gott abgerufen haben wird, ein Kästchen mit in den Oron <sup>91</sup> gegeben wird, das droben im großen Schrank steht und alle Briefe von meinem Joseph enthält. Zuletzt hab' ich mir's anders überlegt. Das Kästchen mit den Briefen soll einer von Euch bekommen als Andenken an mich, Eure alte Großtante. Ihr sollt daraus lernen, wie man sein Schicksal tragen muß. Aus diesen Briefen ist viel zu lesen, viel zu lernen, doch müßt Ihr größer und älter sein, wenigstens zwanzig Jahre, ehe Ihr sie ken-

nen dürft. Alles, was ich jetzt nicht schildern kann, steht darin. Euch erzähl' ich jetzt nur, wie ich geheiratet hab', wie mein Mann fort ging, fort mußte und bis auf den heutigen Tag nicht zurückgekommen ist.«

In der Stube begannen die Schatten der Dämmerung zu weben und verdichtete sich allmählig bis zu uns heran. Aus diesem weichen Dunkel leuchtete die Haube der Tante mit den blaßblauen Bändern und das helle Kleid meiner Cousine, welche ihr Köpfchen in den Schoß der Tante gelegt hatte. Das weiße Gesicht schimmerte wie ihre weißen Arme, die unter ihrem Haar gekreuzt lagen. So saßen wir still und blickten zu dem geöffneten Fenster hinaus in's Freie, wo auf den Fittigen <sup>92</sup> der Dämmerung der Sabbath sich Flügel wob, um zu entschweben. Mit dem wehmüthigen Gefühl, das beim Versinken eines scheidenden Tages unsere Seelen bestrickt, und mit ahnungsvollen Bildern erfüllt, verharrten wir noch lange stumm beisammen, bis völlige Nacht uns umgab ...

Am darauffolgenden Tage zogen dunkle Wolken herauf, die ein nahendes Gewitter ankündigten. Trotzdem ging der Großvater, wie alle Sonntage zu Boruch's in der Untergasse, wo die Leute, meistens ältere Männer, zusammenkamen und Karten spielten. Seine lange Pfeife in der einen, seinen Tabaksbeutel in der andern Hand, machte sich der Großvater hemdärmelig dahin auf, um dem Spiel zuzusehen. Nicht selten entstanden unter den Männern Zankereien und die Gewinnenden mußten sich manche Sticheleien gefallen lassen. Denn, wenn auch noch so kleine Einsätze gemacht wurden, so wollten doch die Verlierenden wenigstens die Genugthuung haben, daß sie ihrem

<sup>85</sup> Eine Kalle (Kallah, hohes Lied 4,8.) ist eine Braut.

<sup>86</sup> KAHN: entschuldigt

<sup>87</sup> KAHN: Dank

<sup>88</sup> KAHN: Bote

<sup>89</sup> Gesandter

<sup>90</sup> KAHN: Letzter Wille.

<sup>91</sup> KAHN: Sarg

<sup>92</sup> Fittichen

glücklicheren Gegner den eingestrichenen Einsatz mit spitzen Redensarten weidlich verleiteten. Und darin lag für die Uebrigen, die sich nicht am Spiel beteiligten, das größte Vergnügen.

Um sechs Uhr wurde das einfache Nachtmahl eingenommen, nach dem sich der Großvater nochmals in das Spielhaus begab, welches die Leute im Dorfe nach dem berühmten Bade- und Spielort, »Homburg« nannten. Um acht Uhr war das Gewitter vorüber, aber der Regen hielt an. Wir gruppirten uns wie Tags zuvor um die Großtante. Sie erkundigte sich, wo sie ihre Erzählung abgebrochen, und begann:

»Also, der Bote brachte einen Brief, in dem Joseph's Vater seine Freude ausdrückte, der Mechutten <sup>93</sup> Löw Partenheim's zu werden. Er wünschte Glück und Segen zu unserer Verlobung und kündigte an, daß er mit seinen Kindern am folgenden Abend zum Knaß <sup>94</sup> kommen werde. Inzwischen sollten Joseph und Marum nach Mainz fahren und dort zwei Ringe kaufen. Weil erst kurze Zeit nach dem Tode unserer Mutter und der Bepp verstrichen war, so sollte keine große Szude <sup>95</sup> stattfinden. Wenn aber der liebe Gott Alle gesund und am Leben erhalte, dann werde es eine Chaßne <sup>96</sup> geben, wie noch keine zuvor gefeiert wurde. Wie er so schrieb, hatte er sich neblich <sup>97</sup> nicht gedacht, daß wirklich nie zuvor eine solche Chaßne stattgefunden habe. Gott möge alle braven Menschen vor so'ner Hochzeit bewahren, wie leider meine war.«

Die Großtante seufzte tief auf, rückte ihre Haube zurecht und fuhr fort: »Eines

muß ich aber doch sagen und dafür Hachem Jisborach <sup>98</sup> dankbar sein: Einen so glücklichen Brautstand, wie ich ihn gehabt habe, giebt's nicht oft. Aber auch diese glücklichste Zeit im Leben eines jungen Mädchens sollte mir mit Wermuth <sup>99</sup> versetzt werden. Im Hoheleth <sup>100</sup> steht geschrieben: »En Jisron tachas haschomesch, es giebt nichts Vollkommenes unter der Sonne.« Es war keine laute, helle Simcha <sup>101</sup>, wie sie sonst herrscht, wo 'ne Kalle im Hause ist. Das hätte ja auch gar nicht sein können. Wenn die Mutter tot ist, dann ist's gerade, als sei uns etwas aus dem Herzen gerissen und etwas zersprengt worden, was nicht mehr zusammengebracht werden kann. Man vergißt's zuweilen für kurz, manchmal auch für länger, aber dann kommt ganz plötzlich etwas über uns, und wir werden mit Schrecken inne, daß uns das Beste und Schönste fehlt, was wir auf Erden je besessen. Nicht weniger traurig ist's, wenn der Vater stirbt. Dann ist's, als sei plötzlich ein großes Licht vor uns ausgelöscht worden. Alles thut uns weh, was uns sonst erfreut hat.

*»Der blaue Himmel, der Sonnenschein, das neue Grün, das Blühen in Feld und Garten, kurz Alles, was sonst freudig stimmt, vergrößert unser Leid. Wir begreifen plötzlich gar nicht, wie die Natur sich erneuern und wiederbeleben kann und unsere Liebsten in der Erde zerfallen.«*

Der blaue Himmel, der Sonnenschein, das neue Grün, das Blühen in Feld und

<sup>93</sup>KAHN: verschwägert

<sup>94</sup>KAHN: Verlobung

<sup>95</sup>KAHN: Festmahl

<sup>96</sup>KAHN: Hochzeit

<sup>97</sup>leider

<sup>98</sup>Dem Namen Gottes

<sup>99</sup>Wermutstropfen, beeinträchtigt den sonst positiven Gesamteindruck.

<sup>100</sup>Hohen Lied

<sup>101</sup>Simcha = Freude.

Garten, kurz Alles, was sonst freudig stimmt, vergrößert unser Leid. Wir begreifen plötzlich gar nicht, wie die die Natur sich erneuern und wiederbeleben kann und unsere Liebsten in der Erde zerfallen. Nachts zumal, wenn uns das Dunkel umgiebt, überkommt es uns, wenn wir zuvor noch so fröhlich waren, die sind tot, die sich am meisten mit Dir gefreut hätten. So ging es mir. Jede Nacht dachte ich, wenn jetzt meine süße, herrliche Bepp hier mit mir in der Kammer schlief und ich ihr Alles erzählen könnte, was ich so denke, oder meine Mutter läge da nebenan statt draußen auf dem guten Ort, wer wäre da glücklicher wie ich! Und doch, Kinder, giebt es Etwas, was noch schlimmer ist wie die Gewißheit des Todes, nämlich die Ungewißheit des Todes. Das kann einem Menschen das Herz verbrennen; nicht zu wissen, ob Einer von unseren Nächsten und Liebsten lebt oder tot ist, ob er längst begraben ist, oder irgendwo in Kummer, Hunger und Krankheit dahinsiecht. O Gott, o Gott, wie hart ist eine solche Prüfung!«

*»Und doch, Kinder, giebt es Etwas, was noch schlimmer ist wie die Gewißheit des Todes, nämlich die Ungewißheit des Todes. Das kann einem Menschen das Herz verbrennen; nicht zu wissen, ob Einer von unseren Nächsten und Liebsten lebt oder tot ist, ob er längst begraben ist, oder irgendwo in Kummer, Hunger und Krankheit dahinsiecht.«*

Die Greisin schluchzte laut auf. Als wir die geliebte Großtante so herzlich weinen sahen, stieg es auch uns vom Herzen in die Augen, und wir begannen gleichfalls zu schluchzen, bis mein Bäschen sich erhob, seine Arme um den Hals der alten

Frau legte und sie innig küßte. Wir beiden Knaben erfaßten die Hände der Greisin und drückten unsere Lippen darauf.

Nach einer Weile begann sie wieder: »Mit Ausnahme von Schabbes, kam mein Bräutigam fast jeden Tag hierher. Manchmal fuhr ich Freitags nach Langenlonsheim und blieb dort bis Sonntag Abend. Wir benutzten dabei unsere Kalesche, und wenn diese, wie meist, mit noch mehr Gästen gefüllt war, dann ritt mein Bräutigam daneben her und scherzte mit uns Allen. Die Mamel begleitete mich oft nach Langenlonsheim, was der Rafael Natt, ein Verwandter der Nachmanns am Liebsten sah. Wie waren wir da jedesmal so vergnügt!

Wenn mein Joseph sich auf den Heimweg begab, dann begleitete ich ihn bis an die Kreuzchausee. Dort nahmen wir Abschied und winkten einander so lange zu, als wir uns sehen konnten. Dann blieb ich noch stehen und betete still, daß er gesund heim- und wiederkommen möge. Dort an der Kreuzchausee haben wir zuweilen lange gestanden und entzückt in diese schöne Gottesnatur hingeblickt.«

Nach einer Weile fuhr die Tante fort: »Da sah man in's Alsenz, in's Münsterthal, in die Pfalz, vom Donnersberg bis zum Hunsrück. Mein Joseph ist all' sein Leben ein feiner Mann gewesen. Was schön war, hat ihn entzündet. Da sagte er, wie wir so, Arm in Arm gehend, im Abendsonnenschein an der schönen Landschaft uns ergötzten, wo Alles in Farben und Sonnenschein lag: »Treinlechen, wenn ich je einmal von Dir länger fort müßte, hier, an der Stelle sollst Du auf mich warten; nur hier möchte ich von Dir begrüßt seien. Und wenn ich lange von Dir fernbleiben müßte, so käm' ich nur auf Freitag-Mittag zu Dir. So schön wie es am Freitag-Abend und Schabbes bei Dir

ist, kann es nur noch im Gan Eden sein. Also, nur Freitag-Mittags und an diesem Platz magst Du auf mich warten.«

Ich war erstaunt, den Joseph so reden zu hören und meinte: »Mit Gottes Wille wirst Du nie lange von mir wegbleiben müssen. Entfernung ist der Liebe Tod. Wir wollen beisammen bleiben.« Darauf sagte er »Amen«.

Im Winter haben wir an meiner Ausstaffierung gesponnen und genäht; Abends sind meine Freundinnen gekommen, haben Ihre Spinnräder mitgebracht und ihre Laternen; bald darauf fanden sich auch unserer Brüder Freunde ein, sodaß beim Spinnen und Nähen keine Langeweile war. Eines Tages erschien der Schreiner-Peter und nahm Maaß für die Möbel, denn unsere Stuben und die Langensheimer hatten dieselbe Größe. Der Schreiner-Peter sollte eine Bankkiste<sup>102</sup>, einen großen Kleiderschrank, drei Tische und zwölf Stühle, einen Armsessel, zwei Betten und zwei große Truhen machen. Dazu brauchte er wenigstens sechs Monate Zeit. Am Lagbeomer<sup>103</sup> 1811 sollte die Hochzeit stattfinden.

So kam das Frühjahr herbei und bald darauf Peßach. Der Schreiner-Peter hatte allgemach das meiste Möbel fertig gestellt und begann schon zu polieren und zu lackieren. So oft mein Joseph nach Haus ritt, blieben wir am Fenster des Tischlers stehen und betrachteten die Möbel, die einst unseren Hausstand bilden sollten, und wir freuten uns wie die kleinen Kinder. Der Peter versicherte uns jedesmal, wenn wir in seine Werkstätte traten, daß selbst droben im Schloß kein so gutgearbeitetes Stück sei, als hier von seiner Hand verfertigt würde. Noch hätte Niemand in der

Gegend alles von Eichenholz gemacht bekommen, und das sei Holz, das die meiste Anstrengung verursache.

Wir zählten die Tage bis zur Hochzeit. Meine Freundinnen überlegten schon, welche Kleider sie sich machen und tragen wollten, die Jungen, mit welchem Mädchen sie tanzen würden; die Nähmamsell bestimmte bereits in den Häusern die Tage, wo sie zum Arbeiten kommen würde, kurz, weit im Umkreise bereiteten sich die Leute auf meine Hochzeit vor. Wir rechneten auf wenigstens 500 Gäste. Drei Wochen vorher wurde am Schabbes, nachdem der Gottesdienst aus war in allen Synagogen der Gegend vom Lehrer oder Parneß<sup>104</sup> verkündet: »Am Lagdeomer macht Löw Partenheim's Treinle Chassne und läßt ganz Kah'l braien; kommt all' miteinander, Ihr Leut'!<sup>105</sup>«

Sarchen Fränkel in Mainz war damals die berühmteste Schneiderin; sie selbst nannte sich *tailleuse parisienne*<sup>106</sup>. Alle zwei Jahre ging sie auf ein paar Wochen nach Gelnhausen bei Fulda zu Verwandten. Kam sie dann zurück, so sprach sie kein Wort Deutsch und erzählte, sie sei in Paris gewesen und habe sich die neuesten Moden angesehen. Sarchen Fränkel sollte mein Brautkleid machen, und hat es sehr schön fertig bekommen. Es war aus blaßgelbem Damast mit schönen eingewirkten Blumen. Doch was erzähl' ich daran? Am Schabbes wurde dem Vater in der Schul<sup>107</sup> übel, und er konnte schon nicht mehr bis Schluß bleiben. Totenbleich kommt er nach Haus und setzt sich in den Lehnstuhl. Er klagt über Kopfweh

<sup>104</sup>KAHN: Vorsteher

<sup>105</sup>Der 33. Tag des Omer-Zählens, das am 2. Tag des Pessach beginnt, heißt Lag Ba'Omer. An diesem Tag soll Treinle heiraten und alle einladen.

<sup>106</sup>Pariser Schneiderin.

<sup>107</sup>Synagoge

<sup>102</sup>KAHN: Eine Art hölzernes, auseinanderschließbares Kanaper, das tagsüber als Bank, nachts als Bett diente.

<sup>103</sup>KAHN: Dreiunddreißigster Tag im Omer.

und Schwindel; dabei wird er immer blässer. Zufällig war der Joseph über Schabbes bei uns, der jagt den Knecht nach Wörrstadt zum Doktor. Der Knecht reitet so schnell er kann zum alten Turell, der auch nach kaum einer Stunde angefahren kommt. Dann hat der Knecht schnell wieder einen andern Gaul bestiegen und ist nach Wörrstadt zurück in die Apotheke, um Arznei und Blutegel zu holen. Es hat aber nichts genutzt. Der Vater konnte kaum mehr lispeln. Nach Mincha <sup>108</sup> ging es langsam zu Ende mit ihm. Er war bei vollem Bewußtsein, wurde aber zusehends schwächer. Da kamen denn die Chewra-Männer <sup>109</sup>, um dem Vater die Scheimaus <sup>110</sup> vorzusagen. In mir war Alles wie erfroren und starr. Ich konnte es nicht fassen, daß der Vater sterben würde. Die Brüder weinten und stöhnten, dem Joseph strömten die Thränen über's Gesicht, nur ich konnte nicht weinen. Ich hielt die Hand des Vaters umfaßt und sah mit weitaufgerissenen Augen in sein schönes, vornehmes Gesicht mit den unendlich gütigen Augen, die mich beständig anblickten. Da fühlte ich plötzlich, wie ein Schauer durch seinen Körper ging und seine Hand leise zitterte. Im selben Augenblick riefen die Männer laut »Sch 'ma Jisroel <sup>111</sup>« und noch einmal und noch ein drittes Mal. Ich habe aber die ganze Stube voll Männer überschrieen, denn ich erwachte wie aus einem furchtbaren Bann.

Ich hatte einen merkwürdigen, thörichten Gedanken: der Vater hat die Bepp lieber gehabt wie mich, er will zur Bepp. Da fing ich an zu schreien und zu jammern: »Väterchen, Väterchen, warum

willst Du Dein Kind verlasten?! Warum hast Du die Bepp lieber wie Deine Treinle?« Ich wollte dem Vater in die Augen blicken, da sah ich, wie die Lider langsam herabsanken; ein grauer Schatten, ein richtiger Schatten hatte sich auf sein gutes Gesicht gelegt. Ich wollte mich über ihn werfen, ihn warmküssen, da zogen mich ein paar Arme sanft zurück. Es war mir, als wenn ein Donner in meine Ohren schlug, als die Männer laut das »*Boruch scheim k 'wod malchussau leolam woed*« <sup>112</sup> riefen. Unser Vater war tot! Ich konnte und ich wollte es nicht fassen. Noch heute sehe ich ihn rüstig und vergnügt zur Schul' gehen. Er hatte schwarze Sammethosen an, weiße Strümpfe, Schuhe mit Silberschnallen, einen blauen Frack mit silbernen Knöpfen und eine feingebloomte Weste, hinter der das weißgekräuselte Hemd mit den hohen Vatermördern wie eine Blüthe hervorsah. Ich reichte ihm noch sein Barett, und so ging er mit den drei Jungen fort, um als Sterbender nach Haus zu kommen. Und kaum war der Sabbath aus, da lag auch schon Löw Partenheim, der vornehmste, reichste und wohlthätigste Mann der ganzen Gegend, auf einem Bund Stroh auf der Erde, mit den Füßen gegen die Thüre, ein kleines Licht zu Häupten, verdeckt von einem schwarzen Tuch.

*»Da fing ich an zu schreien und zu jammern: »Väterchen, Väterchen, warum willst Du Dein Kind verlasten?! Warum hast Du die Bepp lieber wie Deine Treinle?«*

In der Zeit habe ich so recht die edle Natur meines Bräutigams kennen gelernt.

<sup>108</sup> Im Anschluss an das Nachmittagsgebet.

<sup>109</sup> Trauermänner

<sup>110</sup> KAHN: Sterbegebete

<sup>111</sup> Anfangsworte des jüdischen Gebets: »Höre Israel! Der Ewige, unser Gott, der Ewige ist eins ... «

<sup>112</sup> KAHN: Gelobt sei der Name seiner Herrlichkeit. Wenn der Sterbende seinen letzten Athemzug getan, wird dieser Vers gesagt.



So lange der Vater noch im Haus war, versuchte er nicht, mir Trostworte zu sagen. Er überließ mich ganz meinem Schmerz, der nur noch größer und bitterer wird, wenn die Leute zur Unzeit zu trösten versuchen. Während der Schiwoh<sup>113</sup> blieb er bei uns im Hause und wußte mit großem Zartgefühl die Leute zum Weggehen zu bestimmen, sobald er merkte, daß ihr Besuch zu lang zu werden anfangt und sie in der guten Absicht, zu trösten, oft nur noch das Leid vergrößerten. Im Unterlassen, Ihr Kinder, liegt oft mehr Bildung, wie im Thun; die wenigsten Menschen wissen zur rechten Zeit aufzuhören, denn es ist das eine der größten Künste ... Doch ich will mich nicht selber unterbrechen. So lange die Leute noch kommen und man von Morgens bis Abends auf dem Fußschemel sitzt und im Sefer chajim<sup>114</sup> liest, fühlt man noch gar nicht so, was für Schreckliches Einem durch den Tod passirt ist. Aber nach einer, zwei und drei Wochen, wenn man wieder mehr allein ist, wenn man auf den Stuhl sieht, auf dem der Heimgegangene gesessen und der jetzt leer bleibt, wie sein Platz am Tische, wenn man überall auf Gegenstände stößt, die der Tote einst benutzt hat, wenn man Nachts die Thüre schließt und sich denkt, da draußen liegt einer von denen, die sonst hier im wohlverriegelten Hause schliefen, dann wird es Einem schrecklich zu Muthe. Da liegt man Nachts im Bett, man hört den Regen fallen und denkt, jetzt regnet's in sein Grab, und der Wind, der draußen pfeift, umsaust jetzt seinen Hügel, und Du liegst hier unter einem schützenden Dach, während Dein Bestes, was Du auf Erden besessen, unter den vielen Toten zwischen den Steinen und

<sup>113</sup>KAHN: Die sieben Trauertage.

<sup>114</sup>KAHN: Ein Buch moralisch-philosophischen Inhalts, das zugleich über Verhalten bei Trauerfällen Lehren erteilt.

Gräbern liegt. Wohl dem, der dann noch in sein Kissen hineinweinen kann und den seine Thränen in den Schlaf lullen! Was aber dann das Schlimmste von Allem ist, das sind die Fragen, die man an sich selbst stellt: ob man dem Toten auch Genüge getan, so lange er bei uns weilte, ob man ihm nicht zu Unrecht gekränkt, ob man ihn genug geliebt, ihm nicht wehe getan hat. Mag man zu Jemandem im Leben noch so gut gewesen sein, man entdeckt doch Lücken in seinem Thun, die man nicht mehr gut machen kann. Wehe dem, der sich dann der Schuld bekennen muß! Auch ich habe mir solche Gedanken gemacht. Ich dachte zuweilen, mein Vater habe die Bepp lieber gehabt wie mich. O, wie unrecht, wie schlecht war das von mir! Wie konnte ich nur derart von dem edlen Menschen denken! Und wie unrecht that ich gegen meine süße, schöne Schwester!

*»Ich war noch zu dumm und zu jung, um zu begreifen, daß Eltern ein unglückliches Kind doppelt lieb haben.«*

Ich war noch zu dumm und zu jung, um zu begreifen, daß Eltern ein unglückliches Kind doppelt lieb haben. Hatten sie doch Bepp lieb haben müssen, weil sie nicht nur so engelsgleich schön, sondern auch so engelhaft gut und fromm war! Möge mir Gott und mein Vater, die sündhaften Gedanken verzeihen, die Bepp hat mir's sicher schon verziehen ...

Selbstverständlich haben wir jetzt nicht an's Heirathen gedacht. Ich gab mich ganz meiner Trauer hin, und mein Bräutigam ließ mich in Allem gewähren. Er kam jetzt jeden Tag hierher, und ich begleitete ihn jeden Tag bis an die Kreuz-Chaussee, wenn er fortging.

Eines Abends kommt Euer Großvater, dieweil ich im Hof sitze und buttere –

der Joseph stand bei mir – und sagt, man müsse doch daran denken, daß wir heirathen. Auch der alte Nachmann wollte seine Schwiegertochter endlich bei sich haben, denn der Neubau war längst fertig, und es fehlte eine Frau im Haus. »Gut«, sagte mein Bräutigam, »die Treinle soll den Termin bestimmen, überlegen wir gleich miteinander.« Da hieß es denn, im November, wenn der Herbst <sup>115</sup> eingethan sei, solle eine stille, kleine Hochzeit stattfinden.

Das war so ungefähr im Juli. Einige Wochen darauf zog mächtig viel Militär durch's Land. Die Leute wurden ängstlich, man ahnte, daß etwas komme und wußte nicht was. Auf der Mairie <sup>116</sup> erschienen Offiziere, und in den Dörfern wurden unter den jungen Leuten Zählungen vorgenommen. Jedes Departement und jeder Kanton sollte Musterung halten und Soldaten stellen. Nun gab es große Verwirrung wegen der Heerespflichtigen. Manche junge Männer, die mit zwanzig Jahren und auch früher geheirathet hatten, sollten Soldaten werden, und ledige Leute, die über fünfundzwanzig zählten, hatten zu Hause bleiben dürfen. In den Städten, auf dem Lande, kurz überall herrschte Bestürzung und Verwirrung.

Die Franzosen zogen einfach durch die Gassen und auf's Feld und holten die kräftigsten Leute von der Arbeit weg und steckten sie unter die Soldaten. Von Woche zu Woche wurde das ärger, und wenn die Leute von Weitem ein Trupp Franzosen kommen sahen, liefen sie schnell und benachrichtigen die Uebrigen. Dann versteckten sich die Burschen auf dem Heuboden und hinter den Fässern im Keller, bis die schrecklichen Menschen fort waren. Da kam – es war am Schabbes vor

Sch'wuaus <sup>117</sup>, ein Tag, der mir nicht aus dem Gedächtnis schwinden wird – der Marum, Euer Großvater, ganz verstört und blaß aus d' Schul, und mit ihm Bruder Mendel. Das Blut starrte mir vor Schrecken, wie die beiden so totenbleich in's Haus stürzen. So war auch der Vater aus der Schul heimgekommen, wie er sich zum Sterben hinlegte. Mir war die Kehle zugeschnürt, ich konnte nichts fragen.

*»Wenn der Marum und Mendel sich miteinander vertragen, dann mußte etwas Ernstes oder Trauriges im Anzug sein.«*

Wenn der Marum und Mendel sich miteinander vertragen, dann mußte etwas Ernstes oder Trauriges im Anzug sein. Und jetzt sahen sie sich ängstlich an, als wollte Einer vom Andern Muth gemacht haben. Endlich hatt' ich mich gefaßt und frage, was passirt sei. Statt aller Antwort sagt der Mendel: »Treinle, Du mußst Chassne machen, ehe Sukkos <sup>118</sup> ist.«

Nun war ich ein Mädchen von achtzehn Jahren, hatte ganz gut für zwanzig gelten können und viel Gutes, noch viel mehr Böses' erlebt, hatte Schwester, Mutter und Vater in's Grab sinken sehen. Da stellt man sich schon fester auf, wie in stetem Glück. Ich fragte einfach: »Warum auf einmal so plötzlich?«

»Ein kaiserliches Edikt ist ausgekommen«, sagte Mendel, daß alle ledigen Männer bis zu dreißig Jahre zu den Soldaten müssen: die verheirateten dürfen zu Hause bleiben.« Bald darauf kamen fast sämtliche Männer im Dorf zu uns, alle in größter Aufregung. Der Parneß hatte den Leuten anempfohlen, nach Schul

<sup>115</sup>KAHN: Weinlese

<sup>116</sup>Bürgermeisteramt

<sup>117</sup>Jüdisches Fest im Mai oder Juni.

<sup>118</sup>KAHN: Laubhüttenfest

in Löwi's Haus zu kommen. Die Sache war nämlich so gekommen: Es traf ein Schreiben beim Bürgermeister ein, daß alle Ortseinwohner in ein Register notirt werden müssen, auch die Juden. Jeder Familienvater und jede Wittwe mit Kindern sollte sich beim Maire einfinden und ihren Familienbestand angeben. Tag und Stunde, wann die Meldeangaben zu machen seien, würde durch die Ortsschelle bekannt gemacht werden. Nun war ein solcher Lärm vom Disputiren, Vermuthen und Prophezeien, daß man sein eigen Wort nicht mehr vernehmen konnte. Da schrie ein Mann, so laut er vermochte: »Ruhe, Ihr Leut', jetzt seid Alle still und hört mir zu!« Man horchte auf, und der Jösel <sup>119</sup> begann eine große Rede. Er erklärte, was das Edikt bezwecke, daß der Kaiser nach Rußland marschieren wolle und viele, viele Soldaten brauche. Da es in dem Edikt heiße, daß nur die ledigen Männer fort müßten, so sollten die Eltern so schnell wie möglich ihre Söhne verheirathen. Die ganze Gegend sei voll mit braven, gesunden und schönen Mädchen; gerade darin sei die Pfalz berühmt. Man sollte sich nicht zu lange besinnen, denn die Mädchen würden jetzt noch rarer, wie seither die Jungen gewesen. So ernst die Verhältnisse waren, mußten die Leute dennoch lachen, wie der Jösel die Mädchen so schön an die Männer recommandirte <sup>120</sup>.

Allgemach waren auch viele Weiber hinzugekommen, die Stube war ganz angefüllt von Menschen, und obgleich alle von bangen Sorgen erfüllt waren, begannen sie doch wieder laut zu reden und zu lachen. Die Eltern, welche Töchter hatten, waren nicht sehr traurig, im Gegentheil. Anstatt eine Redan <sup>121</sup> mitzugeben,

<sup>119</sup>KAHN: Josua

<sup>120</sup>empfahl

<sup>121</sup>KAHN: Mitgift

schienen sie, gut Luft zu haben, von den Männern eine zu verlangen. Wie der Spektakel in der Stube nun wieder arg wurde, klopfte der Jösel mit der Faust auf den Tisch und gebot nochmals Ruhe. Dann sprach er wieder: »Ihr wisst doch, daß die Leute in der Gegend anfangen gegen die Zarfoßim <sup>122</sup> rebellisch zu werden. Sie wollen ihre Söhne nicht fortführen und in den Krieg schleppen lassen. Jemehr vom französischen Militär jetzt von hier fortgeht, umso rebellischer werden die Menschen *beawaunaussenu horabbim* <sup>123</sup> haben sich auch die Juden auf dem Land an die Bauern angeschlossen und gegen das Malchus <sup>124</sup> aufgebeht.

*»Ihr wißt doch ... daß vorige Woche die Bauern in Schornsheim, in Essenheim, in Nieder- und Ober-Olm mit Mistgabeln, Sensen und Dreschflegeln auf's Militär losgegangen sind ...«*

Ihr wißt doch, Ihr Leute, daß vorige Woche die Bauern in Schornsheim, in Essenheim, in Nieder- und Ober-Olm mit Mistgabeln, Sensen und Dreschflegeln auf's Militär losgegangen sind und ihm die Burschen wieder abgenommen haben, die die Soldaten fortschleppen wollten. So haben sie in Schornsheim ein Piquet Soldaten aus dem Dorf getrieben und mit schweren Steinen geworfen. Der Schimme Schornsheim, dieser Masik <sup>125</sup>, hat die Bauern angeführt. Von Schornsheim sind sie nach Stadeken, und dort hat der Salme <sup>126</sup>, der auch ein Masik ist, die Bauern angeführt. Jetzt ist's auf den Dörfern

<sup>122</sup>KAHN: Franzosen

<sup>123</sup>KAHN: Um unserer vielen Sünden; soviel wie >leider<.

<sup>124</sup>KAHN: Regierung

<sup>125</sup>KAHN: Tunichtgut

<sup>126</sup>KAHN: Salomon

überall losgegangen, wo sich Zarfoßim sehen ließen und die jungen Männer abfangen wollten. Vor lauter Szimche <sup>127</sup>, daß sie gesiegt hatten, haben sich am Donnerstagabend die Schornsheimer und Stadeker Bauern schicker <sup>128</sup> getrunken. Eimerweise haben sie den Wein herbeigeschleppt und ausgetrunken. Der Schimme Schornsheim, der Salme Stadeken und Löbchen Pfandersheim waren grad' so schicker, daß sie kein *Orur Homon* von *Boruch Mordechai* <sup>129</sup> mehr unterscheiden konnten. Alles in den Dörfern war voll Lust und Wein; die Leute blieben bis Mitternacht beisammen und tanzten, sangen und tranken, als wären die Zarfoßim schon aus ganz Aschenas <sup>130</sup> verjagt. Nun, Ihr Leut', kommt meine böse *B'sure* <sup>131</sup>. Gestern Mittag, wie die Leute noch halb in ihrem Schikures <sup>132</sup> waren, kam ein großer Haufen Militär, so daß die Chaussee schwarz vor ihnen war. Sie haben die Dörfer in aller Eile besetzt, die jungen Leute ausgehoben, den Schimme, den Salme und Löbchen haben sie gebunden und geseilt, mit den Andern in die Mitte genommen und nach Mainz geführt. Die Bauern sollen gebrandschatzt, die Burschen unter die Soldaten gesteckt, der Schimme Schornsheim und die zwei Stadeker aber als Landesverräther und Rebellen diese Woche noch vor dem Weisener Thor an der Citadelle erschossen werden.◀

Kaum hatte Jösel dieses traurige Schicksal der drei Männer erzählt, da brachen Alle in lautes Weinen und Wehklagen aus. Der Schimme Schornsheim, war allerdings ein Raufbold, aber sonst so

<sup>127</sup>Freude

<sup>128</sup>betrunken

<sup>129</sup>KAHN: Fluch für Homon und Lob für Mordechai.

<sup>130</sup>KAHN: Deutschland

<sup>131</sup>KAHN: Nachricht

<sup>132</sup>KAHN: Rausch

gutmüthig wie 'n Lamm und hatte ein Herz von Gold. Was sollte aus seinen fünf kleinen Würmchen werden? Salme hatte nur drei, Löbchen war ledig. Der liebe Gott muß ihnen den Verstand verwirrt haben, daß sie sich gegen die Franzosen auflehnen konnten.

Mitten in dem Weinen und Jammern fing der Jösel wieder an: »Ihr Leut', laßt uns heut' noch in der Schul *T'hillim* <sup>133</sup> sagen, und einige von Euch müssen nach Jugenheim und Ober-Saulheim und Udenheim gehen, daß die Leute dort heute noch alle *Tchinne* <sup>134</sup> sagen und morgen und Montag fasten sollen. Morgen, Montag und die anderen Tag' bis Erew Jomtow <sup>135</sup> soll's in der Schul' hergehen, wie am *Tischo beaw* <sup>136</sup>. Abends soll ausgehoben <sup>137</sup> und *Wajechall* geleienet <sup>138</sup> werden. Die Männer sollen bis Nacht fasten, die Weiber und Mädchen wenigstens bis Mittag. Jetzt sollen alle Weiber aus der Stube gehen, wir Männer wollen beraten, was für wir unsere armen, bethörten Brüder thun können.◀

Unter fortgesetztem Stöhnen und Weinen verließen die Frauen das Zimmer, und die Männer blieben allein. Sie beschlossen, daß aus den nächsten Dorfgemeinden Boten nach allen Plätzen in fünf Meilen Umkreis geschickt werden sollten mit dem Ersuchen, daß sie schleunigst die ältesten und angesehensten Männer der Gemeinden nach Mainz entsenden mögen, wo die Vorsteher und der Raw Alles versuchen sollten, um das Todesurt-

<sup>133</sup>KAHN: Psalmen

<sup>134</sup>KAHN: Bittgebete

<sup>135</sup>KAHN: Tag vor dem Fest (*erew jom tov*: Rüsttag des Sabbat).

<sup>136</sup>*Tischa beAv*, 25 stündiger Fast- und Trauertag, der an die Zerstörung des Jerusalemer Tempels erinnert

<sup>137</sup>KAHN: Die Thora aus dem Schrein genommen werden.

<sup>138</sup>KAHN: Der Bibelabschnitt, der an Fasttagen verlesen wird, vorgetragen werden.

heil in eine mildere Strafe umzuwandeln.

*»Treinlechen, ich hab' jetzt Vaterstell' an Dir zu versehen. Du hast gehört, wie's steht; gut ist es nicht. Die Franzosen haben bis jetzt lauter Edikte gemacht, die ihnen gut, den Deutschen schlecht gethan haben.«*

Wie die Leute endlich alle gegangen waren, nahm mich Euer Großvater bei der Hand und sprach, freundlicher wie sonst seine Art war: »Treinlechen, ich hab' jetzt Vaterstell' an Dir zu versehen. Du hast gehört, wie's steht; gut ist es nicht. Die Franzosen haben bis jetzt lauter Edikte gemacht, die ihnen gut, den Deutschen schlecht gethan haben. Der Kaiser weiß vielleicht gar nicht, wie seine Edikte ausgeführt werden. Dein Joseph ist der größte und stattlichste Mann hier herum, und ich habe große More<sup>139</sup>, wenn der den Offizieren in die Augen sticht, so nehmen sie ihn gleich fort und stecken ihn unter die Gardisten. Deßwegen müßt Ihr schnell heirathen und der Joseph muß sich soviel wir möglich versteckt halten, bis die größte Gefahr vorbei ist. Das *Sechus owaus*<sup>140</sup> wird uns dann weiter beistehen. Wie es Nacht ist und die Sterne am Himmel stehen, reite ich nach Langenlonsheim um mit ihnen zu überlegen, wie's gehalten werden soll. Jedenfalls darf er, der Joseph, nicht immer am helllichten Tag geritten kommen. Dann muß man hören, ob drüben im Trierischen auch schon die Conscription eingeführt ist, und ob Dein Choßen drüben oder hier sicherer ist.

Aehnlich sprach auch Euer Großonkel, und die zwei Brüder waren an dem Tag

<sup>139</sup>KAHN: Furcht

<sup>140</sup>KAHN: Das Verdienst der Vorfahren.

so einig wie nie zuvor. Ich war am herzlichsten von Allen und dachte mehr an die drei Männer in den Mainzer Kasematzen, als an meinen so schnell bestimmten Trauungstag. Die sind doch hundertmal schlimmer dran wie Du, dachte ich fortwährend. Und Welch' ein unaussprechlich' Unglück, wenn drei starke junge Männer, die Frau und Kinder und Eltern haben, totgeschossen werden! Doch der liebe Gott ist gnädig und langmuthig und von großer Huld. Die angesehensten Juden und Christen begaben sich zum Commandanten und erklärten ihm, daß die Leute in dieser Gegend meist mehr betrunken wie nüchtern seien, auch gerade Kirchweih gehabt hätten und immer französisch gesinnt waren. Noch vieles Andere wurde gesagt. Da ich unter den Bittstellern viele Bekannte und Freunde des Commandanten befanden, wie die Jungenfelds, die Hallwachs und sonstige Srores<sup>141</sup>, so wurden die drei und die Mitgefangenen Bauern begnadigt, blieben aber in Haft.

*»Die Schornsheimer und Stadeker, die Ober- und Niederolmer mußten allen Wein, den sie in ihren Kellern hatten, nach Mainz liefern und noch Geld dazu. Hätten sie sich geweigert, so würden ihre Dörfer in Brand gesteckt worden sein.«*

Die Schornsheimer und Stadeker, die Ober- und Niederolmer mußten allen Wein, den sie in ihren Kellern hatten, nach Mainz liefern und noch Geld dazu. Hätten sie sich geweigert, so würden ihre Dörfer in Brand gesteckt worden sein. Das wäre aber auch geschehen, wenn auch nur ein Soldat bei dem Aufruhr um's Leben gekommen wäre. So hatte Gott Al-

<sup>141</sup>KAHN: Aristokraten

---

les zum Guten gewendet. Nur für mich ist Alles traurig heraus gekommen ... Heute fühl' ich mich nicht mehr stark genug um weiter zu erzählen; aber morgen, wenn Gott will.<

Die Tante erhob sich und trat an's Fenster. Da der Regen noch immer anhielt und der Großvater ohne Rock fortgegangen war, so machten wir Kinder uns gemeinsam nach dem >Homburg< genannten Hause auf, halfen dem Greis in den Rock, den wir mitgebracht hatten, und legten uns, zu Hause wieder angekommen, sofort in's Bett.

Mehrere Tage vergingen, ohne daß unsere Großtante in ihrer Erzählung fortfuhr. Wir, mein Bäschen und ich, hielten uns jetzt häufiger als zuvor auf dem Speicher auf. Alles Gerümpel hatte für uns ein anderes Aussehen gewonnen; mit ganz anderem Interesse betrachteten wir die alten, verstaubten Oelbilder; Kisten und Kasten erhielten in unserer Einbildungskraft eine neue Bedeutung. Am häufigsten blieb mein Blick an dem alten Spinett haften. Meine Phantasie versetzte es hinab in Großvaters Stube, wo ein junges Mädchen davor saß und spielte. Dasselbe nahm immer die Gestalt meiner Cousine an, die sich täglich mehr zu einer schönen, graziösen Jungfrau entwickelte. Ich malte mir aus, wie sich neugierige Leute um die Spielerin gruppirt und mit Wohlgefallen zuhörten; die Gestalten der alten Schloßdamen und Herren, deren Bilder vor meinem geistigen Auge aus ihren Rahmen heraustraten und lebendig wurden. Das junge Mädchen spielte lustige Weisen, und nun tanzten Alle ein Menuett, gravitatisch steif, wie neulich der Großvater und die Großtante drunten getanzt hatten. Die Gitarre im Schrank ruhte auf dem Schoß einer Jungfrau, die mit einem blumigen Damastkleide angethan war. Da sprangen die Saiten,

und ein großer, stattlicher Jüngling beugte sich zu der Gitarrespielerin, flüsterte ihr Etwas in's Ohr, und sofort strafften sich die zersprungenen Saiten wieder, die wie Schlänglein sich in der Luft wanden. Aber das war alles längst vorbei, und von denen, die mit diesen Bildern, den Musikkästen und Brokatkleidern in Zusammenhang standen, die schliefen längst in der Dorfkirche oder draußen auf dem düsteren jüdischen Friedhof bei Ingelheim.

Nur Einer war dabei, dessen Grab Niemand kannte, von dem keiner wußte, ob er in Rußlands Eisfeldern lag, oder in dem kleinen Fluß, in welchem der edle Poniatowsky<sup>142</sup> mit Tausenden anderer Helden ertrank, in der Beresina<sup>143</sup>. Vielleicht war er auch zurückgelangt bis nach Leipzig und dort in dem grausigen dreitägigen Schlachtengetümmel gefallen, das die Völker Europas wohl von dem eisernen Joche des gewaltigen Korsen befreite, aber ihnen keine Freiheit brachte, sondern nur ein Joch mit dem anderen vertauschte. [Menschenschicksal, Völkerschicksal]

Meine Gedanken schweiften dann jedesmal fort zu dem gewaltigen Völkerbezwiner. Ich sah den kleinen Mann mit dem gelblich blassen Gesicht und der langen Nase mitten im Kampfgetümmel auf seinem kleinen, weißen Pferd seine Heere befehligen. Drunten in der Stube, hingen in unansehnlichen schwarzen Rahmen Holzstiche, welche der Großvater oft betrachtete und uns Kindern erklärte. Es waren Schlachtenbilder, und darunter stand: *bataille de*

<sup>142</sup>Polnischer Aristokrat, Oberbefehlshaber der Grande Armée, ertrank verwundet bei dem Versuch – nach der Sprengung einer Brücke über die weiße Elster – diesen Fluss auf dem Pferd zu durchqueren.

<sup>143</sup>Hier irrt Kahn; Poniatowsky starb schon vor der Schlacht an der Beresina (heute belarussisch Bjarosina).



Abbildung 9.8: Überquerung der Beresina 1812; Aquarell des Augenzeugen General François Fournier-Sarlovèze, Musée des Armes. Nur zwei schmale Brücken standen für eine Überquerung zur Verfügung. Link: <https://tinyurl.com/4khbkdz2>.

Marengo, bataille d'Austerlitz. Wenn er mit der Hand auf letzterer deutete, so pflegte er folgendes Verschen herzusagen:

»Bei Austerlitz, da hat's geblitzt, Dort haben die Russen Blut geschwitzt.«

Dieser Napoleon-Kultus war in den sechziger Jahren am Rhein noch allenthalben zu Hause. Er wurde besonders von den alten Leuten, die den Schlachtenkaiser noch gekannt hatten, warm gepflegt. Wie ich nun, den Blick auf das Spinett gerichtet, so dahinträumte, dieweil meine kleinen Verwandten schweigend für sich spielten, legte die Großtante, die, von uns unbemerkt, eingetreten war, ihre Hand auf meinen Kopf.

»Von was cholems<sup>144</sup> Du schon wieder?«, fragte sie mich in ihrer gütigen Art.

Ich begann, ihr alle meine Combinationen darzulegen. Mit strahlenden Augen hörte sie mir zu und sagte dann: »Ich glaube, Du hast das Ende meiner Geschichte schon halb errathen. Nun, ich will Euch doch bald das Letzte erzählen. Euer Großvater geht heute Mittag über Feld, da stört er uns nicht. Sonst kommt er Einem immer mit seinem Napoleon dazwischen, und da kann ich nicht erzählen.«

Als wir Nachmittags mit anderen Kindern vom »Gartengießen« zurückkamen, war die Tante mit ihren kleinen Obliegen-

<sup>144</sup>KAHN: träumst

heiten soweit fertig, daß wir ungestört ihre Erzählung zu Ende hören konnten. Sie begann:

»Obleich die Conscription schon ein paar Jahre bei uns eingeführt war, brauchten doch nicht alle jungen Leute Soldaten zu werden. Mit Geld konnten sie sich loskaufen und einen anderen Mann dafür einstellen lassen. Aber von Mai 1811 an ging es ganz anders zu, wie seither. Die Leute sagten, der Kaiser Napoleon wolle gegen die Russen ziehen, da könne er nur sehr starke, gesunde und ganz junge Männer gebrauchen, aber dennoch hat man auch ältere Leute mit herangeholt. Da jetzt fast jeden Tag die jungen Männer fortgeholt wurden und drüben, auf der anderen Seite der Nahe ebenso streng verfahren wurde, wie hier, wurden nun alle Vorbereitungen für unsere Trauung getroffen. Freudig gestimmt waren wenig Leute mehr; Alles lebte in bangen Sorgen und im offenen Leid um die jungen Angehörigen, die in's Heer gesteckt worden waren. Bei uns kam noch die Trauer um den lieben Vater hinzu. So nahte der traurigste Tag meines Lebens. Das Wetter war trübe, als wollte es alle Augenblicke regnen. Tags vorher war ein General aus Mainz mit vier Offizieren und einigen Soldaten im Schloß eingetroffen. Große Angst lag auf Jedermann. Ganz in der Frühe kamen die Langenlonsheimer mit einigen Gästen und von unseren Freunden und Verwandten wer gerade noch Lust fühlte, einer stillen Hochzeit beizuwohnen. Ich saß mit meinen Freundinnen, die mich ankleiden halfen, oben auf in der Kammer. Da, als ich in meinem Brokatkleid allein war und die Jomkippurtefille<sup>145</sup> sagte, da fühlte ich mich so traurig und unglücklich, als sei

ich gar keine Braut. Vor Thränen sah ich keine Buchstaben mehr. Mein Herz zerfloß vor lauter Weh, dieweil ich darüber nachdachte, wie freudlos sich mein Hochzeitstag gestaltet hatte, ohne Vater, ohne Mutter, ohne Schwester, die allesammt in so kurzer Zeit abberufen waren, Sorgen und Aengsten für heute und morgen, die Brust voll banger Gedanken und Ahnungen, so saß ich droben und seufzte, betete, weinte bis gegen Mittag. Da kamen die Weiber, die das Unterführen<sup>146</sup> hatten, Aron Udenheim's Hanna, Deine Großmutter, die sie in der Gegend, »die Aristokratin« nannten, weil sie immer geputzt ging und Bücher lesen konnte, und Mamel's Mutter. Mitten im Hof standen die jungen Leute und hielten die Chuppe, unter der mein Joseph schon stand und mich erwartete. Er war nach damaliger Mode gekleidet, droben im Schrank habt Ihr seine Hochzeitsgewänder gesehen. Nach der Trauung warfen die Leute Weizen auf uns<sup>147</sup>, und dann gingen wir hier herein zur Szude. Jekes Langnas, der Possenmacher, fing sogleich an zu reimen und Späße zu machen, aber die Leute paßten nicht auf wie sonst und lachten nicht wie bei einer fröhlichen Gelegenheit. Dein Großvater stand oft vom Tisch auf und wechselte ängstliche Blicke mit seinem Bruder. Ich hielt die Hand meines Bräutigams fest, und getraute mich kaum, sie loszulassen. Joseph war aber offenbar vergnügter wie wir Uebrigen. Ich brauche gar nicht zu sagen, wie großartig er aussah. War er doch auch sonst der schönste Mann! Er hatte sehr fein gekräuselt blondes Haar und pechschwarze Augen. Sein von der Luft gebräuntes Gesicht blühte von Ge-

<sup>146</sup> *Begleitung unter die Chuppa (Traubaldachin) von Braut und Bräutigam.*

<sup>145</sup> *KAHN: Der Schluftheil der Schemone Essre, des Versöhnungstages, den Bräutigam und Braut vor der Trauung beten.*

<sup>147</sup> *KAHN: Eine in Süddeutschland noch heute gebräuchliche Sitte.*



sundheit und Lebenskraft – kurz, er war, ein herrlicher Mann. Sein Vater munterte die Gäste fortwährend auf, zu trinken, es sei doch heute Hochzeit, da müßte alles lustig sein. Die Aufgeforderten tranken auch und wurden allmählig ganz heiter. Jekes Langnas machte nun allerlei Sprünge, nahm dem Einen das Glas, dem Andern den Bissen von der Gabel weg, schnitt Gesichter, sang Liedchen, und was der Streiche sonst waren, die zu seinem Metier als Possenmacher gehörten. Ich aber konnte zu all' diesen Narretheien nicht lachen. Mich beängstigte die Unruhe der Brüder, ihre besorgten Blicke, die oft zu mir herüberglitten. Endlich wurde gebenscht <sup>148</sup>, was ja bei Hochzeiten viel länger dauert als sonst. Ich vermochte nicht mitzubeten, wie ich kaum vermocht hatte, etwas zu essen, obgleich ich den Vormittag gefastet hatte. Eben war die letzte der sieben Brochous <sup>149</sup> gesagt und ein Augenblick der Stille eingetreten, da hörte man von der Gasse aus den harten Tritt von Soldaten. Euer Großvater ward leichenblaß, der Mendel, sein Bruder schien eine Ohnmacht zu bekommen. Mir klopfte das Herz bis in den Hals hinein. Eine halbe Minute, soviel wie ein langes Leben, herrschte tiefe Stille, daß man eine Fliege hätte summen hören, dann ein Poltern und Scharren von auffahrenden, erschrockenen Menschen. »Sie kommen«, war das einzige Wort, das die Leute hervorbrachten. Mein Joseph hatte sich zugleich mit mir erhoben, aber keine Miene veränderte sich in seinem Gesicht. Einer von den Männern rief, wie um uns zu beruhigen: »Sie kom-

<sup>148</sup>Das jiddische Wort geht auf das lateinische *benedicere* zurück und bedeutet »jemandem Gutes von Gott verheißen«.

<sup>149</sup>*Sheva Brachot*, sieben Segenssprüche, die während der Hochzeit eines jüdischen Paares – oft zum Wein – rezitiert werden.

men zu spät, Ihr seid verheirathet. Habt nur keine Angst!« Da auf einmal, als wir schon glaubten, daß sie an unserem Hause vorüberziehen, poltert es mit gewaltigen Schlägen gegen das Hofthor, welches von innen zugeschlossen war. Kaum hörten das die Leute da stürmten Alle den Gang entlang zur Thüre nach dem Gäßchen zu. So schnell wie man sich denken kann, waren alle Jungen verschwunden, nur die älteren Leute blieben verstört zurück. Jetzt hörten wir schon Kolbenstöße gegen das Thor dröhnen. Da faßte sich Dein Großvater, ging in den Hof und öffnete. Vier Mann Soldaten und ein Corporal traten ein. Ein Nebel, wie er im Herbst öfter auf dem Felde liegt, senkte sich vor meinen Augen. Meine Brüder schienen in heftigen Disput mit den Soldaten zu gerathen, aber ich verstand schon nicht mehr, was sie miteinander sprachen. Mein Schwiegervater, das merkte ich noch in meiner Verwirrniß, stellte sich vor seinen Sohn hin und schrie die Soldaten an, aber der Corporal antwortete. »Wir wohnen nicht hier, sondern jenseits des Departements«, rief er laut, zuckte die Achseln, zeigte auf ein Papier und redete jetzt direkt meinen Bräutigam an. In dumpfer Betäubung halte ich mich die ganze Zeit an ihm fest. Sicher war mein Verstand nicht mehr bei mir. Nur soviel ward mir noch klar, daß mein Joseph mit aufs Schloß muß. Ohne ihn wollen die Soldaten das Haus nicht verlassen. Da entwickelt sich von Neuem Streit. Dein Großvater und sein Bruder wissen nicht mehr, was sie thun sollen und stürzen sich auf die Soldaten los. Der Mendel bricht, von einem Kolbenstoß getroffen, besinnungslos zu Boden. Euren Großvater halten die drei andern Soldaten fest. Da haben sich auch schon mein Bräutigam und dessen Vater an dem Kampf betheilig. Ich taumelte vorwärts und umklammerte mit beiden

---

Armen meines Bräutigams Hals. Da kamen meine Leute denn doch zur Besinnung, gaben den vergebllichen Kampf auf und eilten dem Mendel zur Hilfe, der sich langsam erholte. Eine Anzahl Leute hatte sich vor dem offenen Thor angesammelt und starrte stumpfsinnig herein. In dem Augenblick kommt ein Offizier vorbeigeritten, und wie er uns und die Soldaten sieht, lenkt er das Pferd in den Hof. Er hört erst den Corporal, dann Euren Großvater an, betrachtet fortwährend meinen Bräutigam und zuweilen auch mich. Dann wendet er sich an uns und sagt, wir sollen noch eine Stunde Zeit haben, dann müßte der Joseph auf's Schloß kommen. Ohne etwas zu erwidern, ließen wir ihn weiterreiten. Es war uns Allen räthselhaft, wie man einen verheiratheten Mann zur Conscription befehlen konnte, da doch nur ledige Leute ausgehoben werden sollten. Dem alten Nachmann wurde indessen von der großen Aufregung, die er gehabt, so übel, daß wir ihn hinauf auf Marums Stube bringen und auf's Bett legen mußten.

So hatte mein Hochzeitstag begonnen. Es war noch nicht ganz zwei Uhr. Wie sollte er erst enden! Trotz der bisherigen Schrecken glaubte Niemand ernstlich, daß jetzt, nachdem unsere Trauung stattgefunden hatte, meinem Bräutigam eine ernstliche Gefahr drohen könnte. Häufig kamen junge Ehemänner von der Conscription zurück, weil sie, wenn auch noch so kurz, verheirathet waren.

*»Hatten doch in einer Woche im Kanton Wörstadt mehr wie zwanzig junge Männer Hals über Kopf geheirathet! Verloben und Hochzeit machen fiel auf denselben Tag.«*

Hatten doch in einer Woche im Kanton Wörstadt mehr wie zwanzig junge Männer Hals über Kopf geheirathet! Verloben und Hochzeit machen fiel auf denselben Tag.

Hier im Dorf herrschte großer Jammer. Von der Hintergass' war der Karl Mertes, von der Obergass' der Anton Nehrbaß, der Jakob und Anton Schnell, von Gänseweg Peter Müller, Bürgermeister's Kasper, hier oben auf dem Schloßweg in jedem Haus ein Mann citirt worden. Achtzehn gesunde, kräftige Männer, von denen acht bereits verheirathet waren und vier sogar Kinder hatten, sollten auf den Mittag im Schloß erscheinen. Das Weinen der Alten und Jungen, das Jammern der erst kurz verheiratheten Frauen erfüllten das Dorf. Das, was sich da vor uns abspielte, war wohl dazu angethan, meine Unruhe zu steigern. Ich mußte mir zuweilen nach dem Kopf greifen, um mich zu überzeugen, ob ich wache oder träume. So etwas, daß Mittags um zwei Uhr auf einer anständigen Hochzeit schon die Szude vorüber und die Gäste verschwanden waren, konnte ich immer noch nicht begreifen. Ich lief in meinem Kallekleid im ganzen Hause umher, bald in den Hof, bald hinauf in die Stuben. bald in die Scheune. Ich war wie im Fieber. Auf Anrathen der Männer hatte Joseph seine Choßenkleider abgelegt, denn er sah zu stattlich und gewaltig darin aus. Ebenso wollte ich thun, doch mein Joseph bat mich, zu bleiben wie ich gerade war. So wollte er mich vor Augen haben und wenn ihn die Commission am Ende doch mitnehmen würde, hätte er, so lange er fortbliebe, mein Bild so vor Augen, was das schönste für ihn bleiben würde. So behielt ich meinen Hochzeitstaat an, und so begleitete ich meinen Mann auf's Schloß.

*»Unsere Familie verlangte beinahe mit Gewalt, daß ich zu Hause bleiben solle. Da kam ich ordentlich in Zorn. Kaum zwei Stunden verheirathet, sollte ich meinen geliebten Mann in einer der ernstesten Stunden des Lebens allein gehen lassen?«*

Die uns vergönnte Stunde war schnell verstrichen. Eine Minute ist so lang und so kurz wie die andere, nur unsere Erlebnisse verändern das Zeitmaß. Die ereignislosen Stunden verrinnen, ohne daß wir es merken – sie sind für unser Dasein ebensowenig verloren wie gewonnen und doch vielleicht unsere besten gewesen, ohne daß wir's inne wurden.

Unsere Familie verlangte beinahe mit Gewalt, daß ich zu Hause bleiben solle. Da kam ich ordentlich in Zorn. Kaum zwei Stunden verheirathet, sollte ich meinen geliebten Mann in einer der ernstesten Stunden des Lebens allein gehen lassen? O, so jung ich war, kannte ich doch meine Pflicht. Das Pflichtgefühl hat ja auch mit unserem Alter nichts zu thun. Wenn es mit achtzehn Jahren in uns noch nicht lebendig lebt, werden wir's mit achtzig noch nicht kennen. Als nun gar meine Schwägerin Jeanette – sie ruhe in Frieden! – mich mahnte, Joseph allein ins's Schloß gehen zu lassen, da konnte ich nicht länger an mich halten. »Was?!«, rief ich. »Schon zu Anbeginn meiner Ehe könnt Ihr mir zu einem Treubruch raten? Welches ordentliche Weib läßt seinen Mann in trüben Stunden auch nur eine Minute allein im Kampfe? Hab' ich nicht eben erst unter der Chuppe mir geschworen und gelobt, an seiner Seite auszuharren, in Noth und Elend ihn nicht zu verlassen? Und wenn mir Hunger und Kummer folgten, ich würde nicht von seiner Seite weichen, auch dann nicht, wenn

er es selbst wünschte. Eine Frau, die ihren Mann verläßt, weil er im Unglück ist, eine Entartete, die nur an ihre Sicherheit denkt und ihren Gatten im Kampfe allein läßt, ist nicht werth, sein Glück mit ihm zu theilen. Wie kann ein rechtschaffener Mann sein Weib achten und gar lieben, wenn es ihn auch nur eine Stunde im Unglück verließ. Das wäre eine entheiligte, ja eine verworfene Ehe, auf der Gottes Fluch lasten müßte, wenn zwei Menschen, die so eng aneinander sich ketten ließen, auseinander und zusammenliefen, je nachdem gerade Wolken oder Sonnenschein am Schicksalshimmel aufsteigen. Ich bin eine Tochter Löw Partenheim's, bin eine Schwester der Bepp, die nicht einmal den unwürdigen Mann verließ, der ihr Vermögen vertrank, in lüderlicher Gesellschaft vergeudete; nein, ich weiß, was ich meinem Jichus <sup>150</sup>, dem Namen meiner Familie, meinem Manne und mir selber schuldig bin.«

Die Tante hatte in steigender Erregung mit immer lauterer Stimme gesprochen, und sich öfter halb aufgerichtet, als müsse sie jetzt noch einmal von Neuem gegen den Rath protestieren, der ihr vor einem Menschenalter ertheilt worden war. Sie ließ sich in den Sessel zurücksinken, stützte ihr Haupt auf die Rechte und versank in minutenlanges Schweigen. Nach einem tiefen Seufzer fuhr sie wieder fort: »Wie würde es heute gleich einer Berggestalt auf mir liegen, wenn ich damals Joseph hätte allein gehen lassen! Ja, das wäre zu der unverdienten Strafe eine verdiente geworden. Wie danke ich heute Gott, daß mein Gewissen rein ist und ich des edelsten Mannes würdig geblieben bin bis auf den heutigen Tag! Wie danke ich dem Schöpfer, da ich nicht verächtlich geworden bin in sei-

<sup>150</sup>KAHN: Herkunft, Familie.

nen und der Menschen Augen! ...

Als ich am Arm meines eben mir angetrauten Mannes in den Schloßhof trat, hatte ich das Gefühl, als beträte ich einen Richtplatz. Guter Gott, welche Gedanken stürmten da auf mich ein! Hier in diesen Mauern hatte Bepp ihre Kindheit verlebt, war hier ein- und ausgegangen, wie zu Hause. Hier verkehrte geehrt, geschätzt und geliebt, unser theurer Vater mit den gnädigen Herrschaften, und jetzt sollte da drinnen das Schicksal eines seiner Kinder so traurig verändert werden. Vor der Schloßthüre stand eine Schildwache, welche die armen Bauern und ihre Weiber zurückhielt, wenn sie Miene machten, mit den Conscribirten einzutreten.

»Da kommt auch Löwi's Treinle,« sagten die Bauern. »Schön siehst Du aus, und fein geputzt bist Du, wie eine Gräfin; aber dahinein darfst Du doch nit, Du arm' Ding!«

»Ich komm' schon hinein«, sagte ich zuversichtlich, und lauter wie nöthig und hielt Joseph's Arm noch fester. Schon wollte ich an dem Wachposten vorbei, der erstaunt mich anglotzte. Dann vertrat mir der Soldat den Weg. Er hatte strenge Ordre, nur die Rekruten hereinzulassen. Aber nun war ich umso fester entschlossen, mit in's Schloß kommen. Schnell waren die Dorfleute, die bisher in einer gewissen Entfernung dagestanden hatten, näher hinzugetreten und horchten, wie ich dem Soldaten auf Französisch erklärte, daß ich in's Schloß müsse, daß er nicht wagen solle, mich zurückzuhalten oder anzutasten.

Der Mensch wurde ganz verwirrt, endlich öffnete er das Thor und rief laut hinein. Darauf kam ein Sergeant, dem ich nun gleichfalls erklärte, ich müsse dabei sein, wenn mein Begleiter in's Schloß gehe.

*»ich sagte befehlend, er solle einen Offizier herrufen, der als Franzose galant genug sein werde, eine Dame zu empfangen und in's Schloß zu geleiten ... «*

Auch der Sergeant gerieth in Verlegenheit; das machte mich nur noch entschlossener, und ich sagte befehlend, er solle einen Offizier herrufen, der als Franzose der galant genug sein werde, eine Dame zu empfangen und in's Schloß zu geleiten. Gleich darauf erschien ein noch junger Offizier, der uns sofort einließ und in der Vorhalle mich aufforderte, Platz zu nehmen. Jetzt erwachte wieder ein Hoffnungsschimmer in mir und schon malte ich mir aus, wie ich mit meinem Joseph bald nach Hause gehen und noch heutigen Abends das jetzt so aufgeregte Dorf verlassen würde, alle Sorgen und Befürchtungen hinter mir lassend. Mit verstörten Mienen und erhitzten Gesichtern, manche auch mit gerötheten Augen, kamen die Burschen einzeln aus dem Saal heraus, dessen Thüre sich sofort wieder hinter ihnen schloß. Es war ein trauriger Anblick, der mich bis heutigen Tages oft noch im Traum erschreckt. Da endlich wurde die Thüre wieder weit aufgemacht, und ein Corporal, derselbe der in unsern Hof eingedrungen war, winkte uns heran. Einen Augenblick fühlte ich mich schwindelig werden und wäre beinahe umgesunken. Da wandte mir mein Gatte sein totenbleiches Gesicht zu und sah mich mit seinen schwarzen großen Augen bittend und traurig an, sodaß ich mich schnell wieder faßte. Ich empfand es, dieser große schöne Mann neben mir bedurfte jetzt meiner, des schwachen Mädchens, und meine Liebe, die in diesem entscheidenden Augenblick riesengroß emporflammte, gab mir Kraft, stark zu bleiben. Ich dachte an die hohen Frau-

engestalten unserer Vorzeit, an Mirjam und Deborah<sup>151</sup>, und vor Allem an ihn, der jetzt an meiner Seite so bleich einherging. So überwand ich die grausame Schwäche; die mich zu übermannen drohte.

Im Saal standen und saßen hinter einem Tisch mehrere ordensgeschmückte Offiziere. Einer derselben mit schwarzem Bart und grauen Haaren, der alle um Kopfeslänge überragte, sah uns in offenbarem Erstaunen an; und ein freundliches Lächeln glitt über sein strenges Gesicht. Das steigerte meinen Muth. Er winkte, und ein Offizier bot mir höflich einen Stuhl; ich lehnte es mit viel Dank ab, mich zu setzen. Nach kurzer Musterrung, die auch theilweise mir zu gelten schien, begann der Große:

»Seit wann sind Sie verheirathet?«

»Seit zwölf Uhr«, antwortete mein Joseph.

»Das ist schade für Ihre junge Frau«, sagte darauf wieder der Offizier »aber angenehm für uns, denn solche prächtige große Soldaten bekommen wir selten ... Ihre Wahl, Madame«, sagte er zu mir gewendet, macht Ihrem Geschmack alle Ehre.«

Nun war die Reihe an mir, und ich durfte dem hohen Herrn zeigen, daß Löwi Partenheim's Töchter nicht ungewohnt waren, mit vornehmen Leuten zu sprechen. Ich antwortete sehr höflich, aber recht bestimmt: »Monsieur, ich danke Ihnen für Ihre Höflichkeit, die Sie mir soeben gesagt haben. Indessen glaube ich, daß Sie nicht zu dem Zwecke uns in's Schloß zu sich berufen haben. Auch stehen Ihre Complimente nicht im Einklang mit dem Verhalten Ihrer Soldaten, welche die weihevollste Stunde meines Lebens zerstörten. Sie haben unsere Gäste vertrieben, meine

Brüder wurden mißhandelt, meine Verwandten erschreckt. Weshalb haben Sie uns hierher bescheiden lassen?«

Höflich aufmerksam hörte mir der Offizier zu, ganz Cavalier, und doch lag etwas wie Spott in seinem Gesicht, was mich tief empörte.

»Verzeihen Sie einen Irrthum, meine Dame! Nicht Sie sind hierher bestellt, nur dieser Herr da. Es thut mir sehr leid, daß Ihre Hochzeitsstunde von meinen Soldaten verkürzt wurde; aber die Leute in Ihrer Gegend scheinen von einem rebellischen Geist gegen unseren Kaiser beseelt, und da schwinden Rücksichten, die sonst im Gebrauch waren, Uebrigens wünsche ich meinem Kaiser Glück, gerade hier einen solch schönen Soldaten gefunden zu haben, ganz würdig der Dame, die sich ihn zum Gatten erkoren hat.«

*»Monsieur«, rief ich jetzt erschrocken, »Sie scherzen wohl?! Mein Mann braucht nicht Soldat zu werden; er ist verheirathet.« »Zu spät für sich und die Armee, zu früh für Sie, Madame. Sie müssen das Gesagte als unwiderruflich betrachten.«*

»Monsieur«, rief ich jetzt erschrocken, »Sie scherzen wohl?! Mein Mann braucht nicht Soldat zu werden; er ist verheirathet.«

»Zu spät für sich und die Armee, zu früh für Sie, Madame. Sie müssen das Gesagte als unwiderruflich betrachten.«

Der Mensch wurde immer ernster, immer entschiedener. Ich erkannte die furchtbare Gefahr und verlegte mich, alle Kraft zusammennehmend, auf's Bitten. »Mein Herr«, rief ich endlich, vielleicht haben Sie auch eine Tochter zu Hause; bedenken Sie, wenn dieser am Hochzeitstag der Gatte entrissen würde.«

<sup>151</sup> Aus dem Alten Testament. Miriam, Moses Schwester, und Deborah waren Prophetinnen.

Jetzt kam etwas wie Mitleid über den Großen, aber nur einen Augenblick. Der aalglatte Mensch mit den höflichen Worten im Munde, hatte kein Herz in seiner Brust. »O Madame«, rief er pathetisch, »wenn ich eine mit so vielem Liebreiz geschmückte, so geistvolle Tochter hätte, dann wäre ich wahrhaft glücklich.«

Wie ich sah, daß es kein gutes Ende nehmen und auch mein ferneres Bitten ohne Eindruck bleiben würde, wollte ich einen Fußfall vor ihm thun. Aber da hielt mich mein Mann am Arm fest. »Nein, Treinle«, rief er laut, »nein, vor einem Menschen kniet ein frommes Judenmädchen nicht nieder. Ich sehe, von diesen Elenden haben wir nichts zu erwarten, vertrauen wir auf Gott. Er wird schon helfen!«

Joseph hatte deutsch gesprochen, doch schien der Franzose die Worte richtig zu deuten. Mit finster zusammen gekniffenem Munde, die Augenbrauen in die Höhe gezogen, blickte er meinen Gatten an: »Machen wir ein Ende! Der Mann ist Soldat der großen Armee. Tragen Sie seinen Namen ein!«, befahl er einem der Offiziere, der neben dem Bürgermeister saß und ein dickes Buch vor sich liegen hatte.

»Wenn Madame Lust hat mitzumarschieren«, wandte er sich an mich und warf mir ein paar Blicke zu, die mich vor Zorn und Scham erzittern machten, »dann ... «

Ich sah ihn kalt an und antwortete: »Ja, ich werde mitmarschieren, bis nach Mainz zum General, zum Feldmarschall und zum Kaiser, um ihnen zu sagen, daß sie gegen alles Gesetz und Recht handeln, weil Sie verheirathete Männer zwingen, Soldaten zu werden.«

»Ich wünsche Ihnen besten Erfolg. Und Sie, Herr«, fuhr er Joseph an, haben um fünf Uhr hier wieder anzutreten; vom Schloßhof aus erfolgt der Abmarsch zur

Garnison«.

»Haben Sie Mitleid«, schrie ich auf. »Ueben Sie Gnade!« – Da hatte mich mein Mann, aber schon wieder am Arm gefaßt und flüsterte: »Demüthige Dich nicht vor diesem Elenden, komm' mit!«

Als wir uns wieder im Schloßhof befanden, war ich, betrübt, halb ohnmächtig, zitternd, nicht im Stande, mich auf den Füßen zu halten. Mein Mann trug mich mehr als ich ging. Jetzt erst, als ich der jungen Bauernweiber mit den verzweifelten Mienen, der Eltern der Rekruten, in stumpfer Resignation, wieder ansichtig ward, erfaßte ich die ganze Größe des Schrecklichen, das soeben da drinnen über uns verhängt worden war.

Es giebt große Erschütterungen unseres Gemüthes, wo wir aus Angst und Verzweiflung auf Dinge verfallen, welche wir bei ruhigem Ueberlegen als große Thorheit erkennen. Unter dem Drucke seelischer Erregung wird der größte Freigeist abergläubisch und greift der Allvernünftigste zu den dümmsten Mitteln, die auch ein beschränkter Mensch als völlig zwecklos verwerfen würde. Ob es damals aufrichtiges Gottvertrauen, ob es der Glaube an die Macht der Liebe, die bis über's Grab hinaus dauert, war ob ich der schrecklichen Wirklichkeit entfliehen und an dem Orte, der das Ende aller menschlichen Gewaltthat und Bosheit ist, neuen Muth holen wollte, ob ich an die Macht der Geister unserer Toten dachte, heute weiß ich das Alles nicht mehr. Ich glaube, Alles zusammen trieb mich, als ich zu meinem Joseph sagte: »Komm, laß' uns auf das beß olom <sup>152</sup> gehen.«

Wie wir den Schloßberg hinuntergehen, kamen uns meine Brüder mit mehreren Männern und Frauen entgegen, auf deren verweinten Gesichtern die Thränen

<sup>152</sup>KAHN: *das ewige Haus, Friedhof.*

wie vertrocknete Bäche ihre Spuren zeigten. Alle waren ob meines und Josephs Unglück, das sie aus unseren Mienen lasen, verzweifelt. »Wir gehen auf das beßolom«, rief ich ihnen schluchzend zu.

»Um Gottes heiligen Willen«, schrie Jösel, »hat man noch je gehört, daß eine Kalle am Tag ihrer Chaßne auf'n guten Ort geht, als wenn eine Lewaje<sup>153</sup> wär?! Um's Himmels Willen, Ihr Kinder, hat denn *hakodosch borchu*<sup>154</sup> Euren Sechel<sup>155</sup> verwirrt?!«

»Ist denn so'ne Chaßne nicht schon eine halbe Lewaje?!«, schrie die alte Brendel den Jösel an. »Laß' sie gehen, wohin sie ihr Herz treibt!«.

Wir waren schon auf dem Weg nach Jugenheim, zum Friedhof<sup>156</sup>. Auf der Chaussee war an jedem Feldweg ein kleiner Trupp Soldaten postirt, die genau aufpaßten, wer kam und ging. Am Ausgang des Dorfes stand der Corporal mit dem bösen Fuchsgesicht.

»Wir sagten dem Corporal«, fuhr die Tante in ihrer Erzählung fort, »wohin wir gehen wollen, da ließ er uns passieren; doch folgten uns in einiger Entfernung zwei Soldaten. Unterwegs erklärte ich meinem Bräutigam, daß ich mit nach Mainz gehe. Was so manches arme Bauernweib thut, könne ich auch. Er sah mich ernst an und wollte es nicht zugeben. »In Mainz geht es wild her; viele Generäle, Marschälle und zahllose Soldaten sind dort beisammen,« sagte er »und Du bist ein gar zu schönes Mädchen, um nicht die Augen aller Männer auf Dich zu lenken. Thu' es nicht, Treinchen!« bat er gar herzlich »Wenn's noch Gerechtigkeit gibt,

müssen sie mich dort auch so frei geben.«

Es war gewitterschwüles Wetter, aber mich fror es gewaltig, trotz meines schweren Kallekleides, das ich anhatte. Meine Zähne schlugen aneinander und ein Schauer nach dem anderen jagte über meinen Körper. Hinter uns gingen unsere Leute, und ich hörte wie in einem Fiebertraum, als der Jösel laut *T'chinnaus* und *T'hillim*<sup>157</sup> durcheinander sagte und sich mit der Faust auf die Brust schlug. Auch die alte Brendl, die ganz gegen ihre Kraft heute gut zu Fuß war, hörte ich laut beten und dazwischen immer: all *tiro awdi Jakauw*<sup>158</sup> rufen. Und da waren wir auch schon auf dem stillen Ort des Friedens. Ganz hinten erhob sich ein frischer Hügel, auf dem junges Gras hervorsproßte - meines Vaters Grab. Ich schrie wild auf und lief, so schnell ich konnte, auf den Erdhügel zu: »Vater, Vaterchen stieß ich schluchzend hervor, Deine Treinle kommt heut' an ihrem Chaßnetag zu Dir heraus; Dein Treinlechen, daß Du so lieb' gehabt, wie's selber nicht wußte, kommt von der Chuppe zu Deinem Kewer<sup>159</sup>. O beusch<sup>160</sup> mich von Himmelshöhen herab und helf' mir in meiner gräßlichen Noth!« In meinem großen, unbändigen Schmerz ließ ich mich auf das Grab fallen und umfaßte es mit ausgebreiteten Händen. Wohin kann auch ein Kind sonst in seiner Noth fliehen, als zu Vater und Mutter? Ich küßte die Erde und benetzte das junge Gras mit bitteren Thränen. »Helf' Deinem armen Kind, Vater, aus Deinem Grab heraus. Schick' mir einen Maloch elokim<sup>161</sup>« rief ich ein über's anderemal, »und laß' Amalek<sup>162</sup>

<sup>153</sup>KAHN: Beerdigung

<sup>154</sup>KAHN: der allheilige, gepriesen sei er.

<sup>155</sup>KAHN: Verstand

<sup>156</sup>Anke Joisten-Pruschke und Wolthard Klein. „Der jüdische Bezirksfriedhof von Jugenheim (2)“. In: Mandelzweig 2 (2022). URL: <https://tinyurl.com/52f5axb6>.

<sup>157</sup>KAHN: Bittgabe und Psalmen.

<sup>158</sup>KAHN: Fürchte nichts, mein Knecht Jakob.

<sup>159</sup>KAHN: Grab

<sup>160</sup>KAHN: Segne

<sup>161</sup>KAHN: Einen Boten Gottes, Engel.

<sup>162</sup>KAHN: Erbfeind



Abbildung 9.9: Judenfriedhof in Jugenheim um 1900, mit Jugenheim im Hintergrund. © Fotoarchiv Wolfhard Klein, entnommen aus Anke Joisten-Pruschke und Wolfhard Klein, *Mandelzweig 2*, Mainz 2022; mit freundlicher Genehmigung von Wolfhard Klein.

nicht Herr werden über uns!« So blieb ich lange auf dem theuren heiligen Erdreich liegen, bis ich meinte, mir sei leichter geworden. Und doch, Kinder, liegts mir's jetzt noch wie ein Berg auf der Brust. Der Jösel jammerte fortwährend: »Aulomes<sup>163</sup> ist so was noch nicht in Israel vorgekommen, daß eine Kalle am Chaßnetag auf Kewer owaus<sup>164</sup> gegangen ist. Unser Hurret<sup>165</sup> soll's uns alle moochel<sup>166</sup> sein!«

Ich achtete nicht der Erde, die an meinem lichten Kleid haftete, achtete nicht auf meinen Joseph, der besorgt neben mir, und eilte dann von des Vaters zu der Mutter Grab. Sie liegt neben der

Bepp, und beide haben zusammen einen Stein. Ohne Unterlaß schrie ich zur Mutter und Schwester und bat, sie aus ihren Gräbern hervorzukommen, um mir beizustehen. Der Jösel, dem es ganz unheimlich zu Muthe ward, klopfte sich fortwährend auf die Brust oder wischte sich den Schweiß ab. Wenn sich damals die Gräber geöffnet, meine Eltern und die Bepp herausgestiegen wären, es hätte mich nicht gewundert; im Gegenheil, mich wunderte damals, daß sie sich nicht öffneten. Ich starrte aus meinen heftig brennenden Augen auf die Gräber, ob sie sich bewegten, strengte mein Gehör an, ob mir keine Stimme von da drunten heraufsprechen würde. Und warum sollte der bedrängtesten aller Bräute, die ja unter'm Trauhimmel gestanden, nicht

<sup>163</sup>KAHN: *Noch nie.*

<sup>164</sup>KAHN: *Grab der Eltern.*

<sup>165</sup>KAHN: *Herrgott*

<sup>166</sup>KAHN: *Verzeihen*



auch der Sechus owaus <sup>167</sup> beistehen vom Grabe aus! Heißt es doch in Jirmijah <sup>168</sup>: »Jn Ramah <sup>169</sup> wird eine Stimme gehört, die Stimme bitterlichen Wimmerns, Rachel beweint ihre Kinder und verweigert den Trost um ihre Kinder, die dahin sind.« Und weiter steht da: »Also spricht der Ewige: Halte ein Deine Stimme vom Weinen, und hemme von Deinen Augen die Thränen, denn aus Feindesland werden sie zurückkehren, spricht der Herr.« Mit voller Zuversicht glaubte ich, die Stunde der Erfüllung müsse jetzt kommen. Mein Herz war auf ein Wunder gestimmt, das man auf dem Höhepunkt der Verzweiflung immer erwartet. Aber nichts von Allem, was ich wünschte und erflachte, geschah. Die Gräber blieben stumm, nur unser eigenes Weinen und Stöhnen störte die Stille des friedlichen Ortes. Noch einmal eilte ich auf Vaters Grab zu, um wieder mein vergebliches Beten und Rufen zu beginnen, da zuckte ein Blitz, dem ein Donnerschlag dröhnend folgte. In panischem Schrecken liefen Jösel und Brendel davon. Letzterer schrie laut, daß es schauerlich über die Gräber hallte: »Der Jom had-din <sup>170</sup> kommt, die Meissim <sup>171</sup> stehen auf aus ihren Gräbern, die Treinle hat Alles versündigt.« Auch die Uebrigen rannten voller Entsetzen, betend und schreiend, fort. Nur ich und Joseph blieben, einander fest umschlungen haltend, zurück. Nichts von Angst, nichts von Toten- und Todesfurcht schreckte uns: wir beide hatten denselben Wunsch, daß jetzt in Wahrheit der Tag des Weltgerichts anbrechen, daß die Toten jetzt auferstehen möchten.

<sup>167</sup> KAHN: *Das Verdienst der Väter.*

<sup>168</sup> Jirmejahu, *das Buch des Jeremias.*

<sup>169</sup> Rama, *hebräisch für Höhe, war eine Stadt im alten Israel im Land des Stamms Benjamin.*

<sup>170</sup> KAHN: *Der Tag des Gerichts.*

<sup>171</sup> KAHN: *Toten*

Sie hätten uns gewiß nicht getrennt, wie die Lebenden es thaten. Mitten unter den Gestorbenen fühlten wir uns sicherer wie da draußen, wo man auf uns lauerte um mit entmenschter Grausamkeit uns, die wir einander jetzt erst angehören sollten, zu trennen.

Da tauchten zwei Soldaten vor uns auf. Mit verlöschendem Blick sah ich auf die Gräber und Steine zurück, mit schwindenden Gedanken erinnerte ich mich, daß wir jetzt von dem ruhvollen Ort, der uns so traulich vorgekommen, hinaus mußten in ein Leben voll furchtbarer Wirklichkeit.

Wie ich in's Dorf zurückkam, ich könnt' es nicht sagen und gäbe man mir die ganze Pfalz. Nur mit halbem Bewußtsein vernahm ich dumpfen Trommelschall, herzzerreißendes Weinen von Frauen- und Männerstimmen, dazwischen die drohenden Rufe der Soldaten. Der Stab, der im Schloß gelegen, war mit Ausnahme einiger Offiziere nach Mainz zurückgeritten. Von Jugenheim, Bubenheim und Sankt Johann kamen gleichfalls inmitten von Soldaten die Conskribirten, begleitet von fast allen Dorfbewohnern. Da und dort brach ein junges Weib, ein alter Mann oder auch eine Frau sich Bahn in den Troß und umklammerte den Hals eines Rekruten, wurden aber von den Soldaten hart zurückgestoßen ... Was war das ein trauriger, schrecklicher Zug! Die ganze Breite der Chaussee nahm das Militär ein. An der Seite des Grabens, an den Rändern der Aecker liefen die Leute mit, Buben, Mädchen, alte und junge Männer, heulend, schreiend, mit den in der Mitte der Soldaten marschierenden Leute laut sprechend. Auch für uns schlug die schreckliche Stunde. Ich erinnere mich nicht mehr auf den Anfang. Ich weiß nur, daß ich das einzige weibliche Wesen war, dem gestattet ward, am Arme ihres Mannes mitzu-

---

marschieren.

*»Es war ein Leichenmarsch. Mir klapperten die Zähne, um meine Mundwinkel zog sich ein krampfiger Frost, vor meinen Augen war Alles verschwommen.«*

Es war ein Leichenmarsch. Mir klapperten die Zähne, um meine Mundwinkel zog sich ein krampfiger Frost, vor meinen Augen war Alles verschwommen. Wie durch einen Nebel sah ich die Dorfleute, Juden und Christen, die Hochzeitsgäste und meine Angehörigen keuchend dahintraben; wie ein Summen und Surren hörte ich das Jammern und Schreien, die Flüche und Verwünschungen gegen die Franzosen, ihren Kaiser und seinen Bundesgenossen. So waren wir ein weites Stück Wege marschirt, da wurde Halt gemacht. Das bedeutete den Abschied. Kinder, laßt mich darüber hinweg gehen! Die Erinnerung zerreißt mir heute noch mein Herz. Es ginge über meine morschen Kräfte, wollt' ich das jetzt schildern.

Ich hatte das Glück, daß mich meine Sinne verließen und eine Ohnmacht mich gnädig umfing. Als ich zu mir kam, standen Jeanette, Brendel und noch andere Weiber um mein Bett herum. Es fing schon an zu dämmern; mein Kaltekleid hing schon an einem Haken, in seiner helllichten Farbe von der dunklen Thüre sich abzeichnend, als hänge dort ein geköpftes Frauenzimmer. »Schrecklich!« Schrecklich, das war das Einzige, was ich lispeln konnte. Ob der weite Marsch, ob die furchtbaren Erlebnisse mich so stumpf und gleichgültig gemacht hatten, kurz, ich schloß die Augen nieder, fiel in tiefen Schlaf und erwachte erst, als helles Tageslicht schon längst meine Kammer erhellt hatte. Wieder fiel mein Blick auf das Hochzeitskleid, das noch immer

an der Thür hing. In meinem Hirn war Alles wie ausgebrannt. Was war eigentlich mit mir vorgegangen? War ich nicht die glückliche Braut von Joseph Nachmann? Ist schon Hochzeit gewesen, oder wird sie erst sein? Langsam dämmerte es in meiner Erinnerung auf. Ich wollte aus dem Bett aufspringen, mich ankleiden und auf die Gasse, in's Schloß, auf die Chaussee, nach Mainz, irgendwohin, nur ihm nach, nur erfahren, wie es ihm jetzt gehe, wo er sei, und dann bei ihm bleiben, bis sie mich in Stücken von ihm rissen. Ich wollte neben ihm hermarschieren bis nach Rußland, bis ans Ende der Welt, nur nicht getrennt sein von ihm, den ich mehr liebte wie mich selbst. Aber ich sank kraftlos in die Kissen zurück. Da beugte sich meine Schwägerin Jeanette über mein Gesicht, legte ihre Hand auf meine Stirn, strich mir die Haare zurück und bedeutete mir nicht zu sprechen. Sie erzählte, die Brüder seien nach Mainz, um Alles anzubieten, meinen Joseph zurückzubringen. Sie würden ein Schriftstück an den obersten Kommandirenden richten, unsere wohlhabenden Freunde und viele einflußreiche Verwandte wollten die Petition unterstützen. Unsere christlichen Freunde dort, die zu den höchsten Beamten gehörten, würden alle helfen, meinen Mann freizumachen. So kam die Nacht, und ich fühlte, wie es mir im Kopfe immer dumpfer, immer schwächer wurde. Eine schreckliche Hitze brannte in meinem Körper, und entsetzlicher Durst quälte mich. Man wollte mir aber kein Wasser geben, weil's der Doktor verboten hätte; es wurde nur erlaubt ein in Essig getauchtes Tuch zur Linderung der Hitze über die Stirne zu binden.

Damals haben die Doktoren die Leute in hitzigen Krankheiten verschmachten lasten, weil, wie sie meinten, kalte Ge-

tränke die Kranken augenblicklich töten würden. Mit Aufbietung aller Kräfte hielt ich meine Gedanken zusammen, denn Abends erwarteten wir Marum und Mendel zurück, und sicher kam dann mein Joseph mit. Diesen glückseligen Augenblick wollte ich an der Kreuz-Chaussee, wie wir uns einmal gelobt hatten, erwarten. Aber trotz Einsetzung meiner ganzen Willenskraft, war ich nicht im Stande, wach zu bleiben. Ich verfiel von Neuem in Schlummer.

*»Damals haben die Doktoren die Leute in hitzigen Krankheiten verschmachten lassen, weil, wie sie meinten, kalte Getränke die Kranken augenblicklich töten würden.«*

Als ich daraus erwachte, machte ich mir Selbstvorwürfe, daß ich, eine Achtzehnjährige, bisher ein Bild von jugendlicher Kraft, im Bette lag, dieweil mein Mann wahrscheinlich immer weiter von mir sich entfernte. Aber ich hatte wahrhaftig nicht die Kraft, mich zu bewegen, viel weniger, mein Bett zu verlassen. Alle Augenblicke fuhr ich, kaum im Einschlummern, entsetzt wieder in die Höhe. Ich hörte Trommelschlag, das Weinen der Weiber, das Fluchen der Männer, das Brüllen der Soldaten. Dazwischen unterschied ich wieder die plärrende Stimme Jekes Langnas' des Possenmachers, oder Jösel's Gesang beim Tischgebet: »Alles sei froh, Alles sei freudig.« Daß sich's Gott erbarm', war das ñe Freudigkeit! Die Braut im Krankenbett, der Bräutigam von den Soldaten fortgeschleppt, die Gäste auseinander gestoben in alle Winde. Choßen und Kalle, statt beim fröhlichen Mahle glücklich beisammensitzend, draußen auf'm guten Ort, auf den Gräbern weinend. Statt im blumengeschmückten Wagen ihrem eigenen neuen Wohnhaus zu-

zufahren, wankte sie auf der Chaussee hin, von polternden Soldaten und heulenden, wehklagenden Menschen umringt ... »Hahaha!« lachte die Greisin auf, daß es schrill durch die Stube klang. Dann trat eine lange Pause ein. Die Großtante legte die Hände zusammen, neigte das Haupt vor und starrte zu Boden. Im Zimmer herrschte eine fast beängstigende Stille, welche nur von dem Ton des langsam hin- und her schwingenden Pendels eintönig unterbrochen wurde. Wir Kinder wagten es nicht, uns zu bewegen, kaum zu athmen. Dann fuhr die alte Frau plötzlich aus ihrem tiefen Sinnen auf. Ich faßte Muth, zu fragen: »Was geschah dann weiter?«

»Weiter? Was weiter geschah? Dann kam die große Wohlthat, die lange Krankheit. Wehe dem Menschen, bei dem die Krankheit zur Wohlthat wird, wehe dem, der sie als Wohlthat empfinden muß! Besser wäre für ihn, wenn er darin stürbe ... Doch laßt mich jetzt, Kinder!

*»Was weiter geschah? Dann kam die große Wohlthat, die lange Krankheit. Wehe dem Menschen, bei dem die Krankheit zur Wohlthat wird, wehe dem, der sie als Wohlthat empfinden muß!«*

Bleibt ruhig sitzen, fragt nicht! Es dunkelt. Um diese Zeit ist es schöner, zu schweigen und zu denken, als zu reden und und zu hören.«

So saßen wir noch eine ganze Weile stumm beisammen. Drei Kinderhände suchten leise die welken der Greisin, wie eine stumme Liebesbezeugung von dem gleichen kindlichen Impuls eingegeben, der alten Frau das Mitgefühl kindlicher Herzen kundzugeben ...

An den nächsten Abenden kam die Tante nicht zum Erzählen. Der Großvater saß,

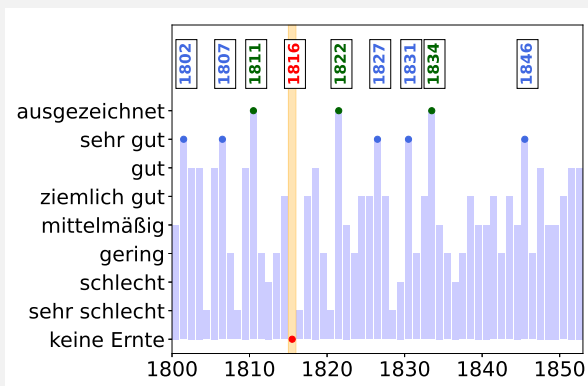


Abbildung 9.10: Weinqualität, abgeleitet aus der rheinhessischen Weinchronik von 1650 - 1853 [24]. 1816 war das >Jahr ohne Sommer<. Ausgezeichnete Jahrgänge waren 1811 (>Kometenwein<), 1822 und 1834.

wie gewöhnlich an den warmen Sommerabenden, vor der Hausthüre. Diese war in halber Höhe in zwei Theile getheilt, sodaß der untere geschlossen, die obere offen stehen konnte. Die Magd, die Bärbel, hatte den unteren Flügel angelehnt, räkelte sich da heraus und sah spähend die Straße auf und nieder. Ein Bauer kam vorüber, wünschte guten Abend und blieb dann, mit dem Großvater eine Unterhaltung anknüpfend, stehen. Endlich setzte er sich auf den Treppenstein, sah den irdenen Literbecher des Großvaters nicht und stieß denselben um. Da mußte Bärbel in den Keller, um frischen Trank und einen zweiten Trinkbehälter für den Bauer zu holen. Dann kam die Rede auf die heurigen Wein-Aussichten, die einen guten und reichen Tropfen verhießen. Vom Siebenundfünfziger kamen sie auf den Sechsendvierziger, dessen Vorzüge die beiden in immer lebhafterer Weise rühmten. Schließlich genügte dem Großvater diese ihm viel zu naheliegende Reminiscenz nicht mehr und er begann, den Elfer über alle Maßen zu loben.

»Das war der berühmte Kometen-

wein<sup>172</sup>,« begann er lebhaft, »das war Wein, der schon auf der Kelter gährte. Die Leute sagten, daß der lange Schwanz des Kometen die Trauben ganz besonders gut machte. Aber Angst hatten sie auch dabei, denn der Komet zeigte schwere Zeiten, Krieg und Hungersnoth an. Ist auch Alles eingetroffen. Im folgenden Jahr hat Napoleon die große Armee nach Rußland geführt.«

Wir wußten jetzt, daß das Gespräch über Napoleon unabwendbar war. Dem Bauer, dem sich inzwischen noch einige Nachbarn angeschlossen hatten, schien dieses Thema sehr willkommen. Uns Uebrigen aber war es an jenem Abend peinlich, und wir waren froh, daß die Tante in's Haus zurückging und Bärbel mein Bäschen nach Hause brachte.

Sonntags darauf war Kirchmeß in einem Nachbardorf. Die Leute nennen das in dortiger Gegend »Kerb,« zu deren Feier, die beim Militär stehenden Bauernburschen nach Hause kommen, wenn sie Urlaub erhalten. Deswegen schaute die Magd auch jetzt so fleißig Abends zur Hausthüre hinaus.

Sonntags war der Großvater nach Mainz gereist und die Tante mit der Magd allein zu Hause. Da aber Bärbel zum Tanz gehen durfte, so wurde bestimmt, daß mein Vetter mit mir in des Großvaters Bett und meine Cousine mit der Tante in deren Stube schlafen sollte. Bärbel wurde wirklich um die vierte Nachmittagsstunde von einem Soldaten, der ihr Schatz werden wollte, abgeholt. Sie hatte sich gar schön herausgeschmückt; ihr Putz prangte zwischen grasgrün und knallroth in allen denkbaren schreienden Farben. Ihr strohblondes

<sup>172</sup>Der große Komet C/1811 F1 konnte um 1811 mit dem bloßen Auge für 17 Monate gesehen werden. Siehe auch Neeps »Wanderung von Saulheim nach Mainz«.

Haar glänzte, von Pomade steif gemacht, mit ihrem krebsrothen, gesundheitsstrotzenden Gesicht um die Wette. Die Tante, der sie sich in ihrer ganzen Herrlichkeit vorstellte, bewunderte sie und meinte, in ihrer gütigen Art sie könnte sich mit jedem Mädchen auf der Tanzstube messen. Bärbel fletschte vor Freude die Zähne und ging am Arme des Soldaten davon. Nun waren wir ganz allein in dem weitläufigen Hause und freuten uns königlich, ungestört beisammen bleiben zu können, anstatt wie sonst, um die zehnte Stunde, wenn der Nachtwächter blies, uns trennen zu müssen. Die Sonne brannte und glühte das stille Dorf förmlich aus. Nur in der großen Stube war es kühl und erträglich. Wir spielten da, bis das Nachtmahl, welches die Tante noch in der Küche zurückhielt, eingenommen, der Tisch abgeräumt und Alles wieder in die peinliche Ordnung, welche die alte Frau besonders auszeichnete, zurückgebracht war. Dann gruppirten wir uns in gewohnter Weise zu Füßen der Greisin, welche sich in den Lehnstuhl niedergelassen hatte.

»Heute, Ihr Kinder,« begann sie, »kommt das Ende, das Euch Alles erklären wird, was Viele von den jüngeren Leuten hier, wie unsere Familie, an mir nicht verstehen. Es wird Euch klar werden, warum mich die Leute Jahrzehnte »Frau Braut« riefen, mich unter keinem anderen Namen mehr kannten, bis ich noch älter und aus der »Frau Braut« die »Tante Treinle« ward ... Was während der nächsten drei Monate in der Welt vorgeing, erfuhr ich nicht. Ich hatte das Nervenfieber <sup>173</sup> bekommen und lag Woche um Woche, bis Monate veronnen waren, mit umnachteten Sinnen droben in meiner Kammer. Als ich

endlich wieder allmählig zu mir gekommen war, erfuhr ich tropfenweise das Schicksal meines Mannes. Von Mainz war er nach Erfurt, von da nach Dresden marschirt. Da die Fourriere, die Pferde- und Proviant-Lieferanten, sämmtlich alle Freunde von uns waren, so konnte Joseph durch deren Vermittelung öfter schreiben, und er that es auch. Droben im Schrank liegen die Briefe. Seit sechs Jahren hab' ich sie nicht mehr gelesen, während ich es früher jeden Schabbes-Nachmittag that. Doch das kommt noch. Der September ging zu Ende, Rosch haschonoh <sup>174</sup> stand vor der Thür. Ich verlangte nun die Briefe meines Mannes zu beantworten, ließ mir von Jösel einen Gänsekiel schneiden, Tinte bringen und schrieb einen langen, herzlichen Brief. Wie auch sonst anders? Da, als ich ihn mit Siegel zukleben ließ und die Aufschrift machte, erfaßte ich erst wieder die ganze Größe des Unglücks, das mich betroffen hatte. Wenn man sonst irgendwohin an Jemand schreibt, kann man sich vorstellen, daß diese Person sich an diesem oder jenem Platz befindet; ich konnte es nicht. Der Ort wo mein Joseph sich aufhielt, war ja unsicher und so gut wie ganz unbekannt. Daraufhin konnte ich Nachts nicht schlafen. Mit der Empfindsamkeit Genesender ängstigte ich mich darüber, ob mein geliebter Mann heute Nacht unter Obdach, ob er gesund oder marode sei, ob er unter stetem Himmel, im Biwak oder unter einem Baum schlafen müsse. Jemehr ich aber wieder zu Kräften gelangte, destoweniger verließen mich diese beängstigenden Gedanken. Da kam das Neujahrfest; so thränenreich wie nur je, zog es bei uns ein. Ich ging, wie üblich, in meinem Hochzeitskleid zur Schul.

»Als wir nach dem Abend-

<sup>173</sup>Bauchtyphus, eine systemische bakterielle Infektionskrankheit.

<sup>174</sup>Rosch ha-Schana ist der jüdischer Neujahrstag.

---

Gottesdienst in's Haus zurückkehrten«, fuhr die Tante, mit den Thränen kämpfend fort, »wo kein Vater, keine Mutter, keine Schwester mehr, kein Gatte mich gafferten<sup>175</sup>, da war ich nicht länger Herrin über mich. Ich begann mit Gott zu hadern. Hatte er mich darum das Jahr erleben lassen, damit ich in Gräber hineinsehen sollte, den Toten nachweinen, dem allernächsten Lebenden gleich den Gestorbenen nachtrauern muß? Hatte ich mit neunzehn Jahren solches Schicksal verdient? Wo war an diesem heiligsten Abend mein Mann? In Rußland? Lebte er noch, oder war er bereits verwundet, war er gar tot? Warum weilte er nicht an meiner Seite? Mein Körper fing an zu erstarken, aber meine Seele ward wund und krank. In der dritten Woche nach dem Laubhüttenfest kam ein sonderbarer Brief. Es war aus dem ersten Blatt des *T'chinne*-Büchleins geschrieben, das ich als Braut dem Joseph einmal geschenkt hatte. Nur wenige Zeiten standen darauf: Am folgenden Tag würde sein Regiment die russische Grenze überschreiten. Süße Worte folgten, dann die Hoffnung des Wiedersehens, ein Segen für mich, eine Bitte an Gott; am Schluß hieß es: »Bleibe stark im Glauben an den Allgütigen und in Deiner Liebe zu mir, wie meine Liebe fester ist als Felsen und stärker als der Tod.«

Das war das Letzte, was ich von meinem Joseph erfuhr. Wochen um Wochen vergingen, bis Monate daraus geworden waren und der Winter dem Frühling Platz machte. An einem kalten, schneetreibenden Apriltag ging wie ein Lauffeuer die Kunde durch's Dorf, der Anton Nehrbaß aus der Obergasse, der Sohn des reichsten Bauern, sei aus Rußland zurückgekommen. Aber wie! Die Beine

seien ihm geschwollen, die Hände erfroren, und in Lumpen gehe er einher. Mit hundert durcheinander schwirrenden Hoffnungen und Befürchtungen eilte ich in sein Elternhaus. Vor der Thüre standen neugierige Menschen, die Einlaß begehrten. Aber der alte Nehrbaß, dessen Sohn in so erbarmungswürdigem Zustand heimgekommen war, ließ Niemanden herein. Erst solle er verschnauften, sich durchwärmen und ausschlafen, dann möge der Anton erzählen. Und dabei blieb es auch. Nur mit der »Frau Braut« wurde eine Ausnahme gemacht, denn mit der hatten alle Dörfler innigstes Mitleid. So erhielt ich denn mit Marmor Einlaß zu Nehrbaß. Ich konnte mich kaum fassen, als ich den Anton wiedersah. Mein Gott, was war aus dem stämmigen Menschen in zehn Monaten geworden! Was da mein Auge sah, schien ganz unglaublich. Auf zwei Stöcke gestützt, den Rücken gekrümmt, ging, nein, schlurfte wie ein Siebenziger der junge Mensch durch die Stube. Er wandte mir ein fahles, fleischloses Gesicht zu, dessen Augen tief in die Höhlen zurückgesunken waren. Alles, was er anhatte, schlotterte um seinen ausgemergelten Körper; nur die Füße waren unförmlich dick. Er setzte sich so nahe wie möglich an den Ofen, in dem das Feuer brannte. Es dauerte lange, ehe ich ein Wort aus ihm herausbrachte, und was er zu erzählen hatte, gab mir wenig Hoffnung. Er habe Joseph nur einmal beim Rückzug aus Rußland gesehen, als die verschiedenen Regimente bunt durcheinander gerathen waren. Einen Tag lang seien sie beisammen geblieben, hätten bei einander am Wachtfeuer gesessen, dann wurden sie getrennt. Anton war gegen seine frühere Natur sehr einsilbig und verschlossen geworden. Stundenlang sah er düster vor sich hin. ohne auf seine Umgebung zu achten; er schlief halbe Ta-

<sup>175</sup>KAHN: gratulierten

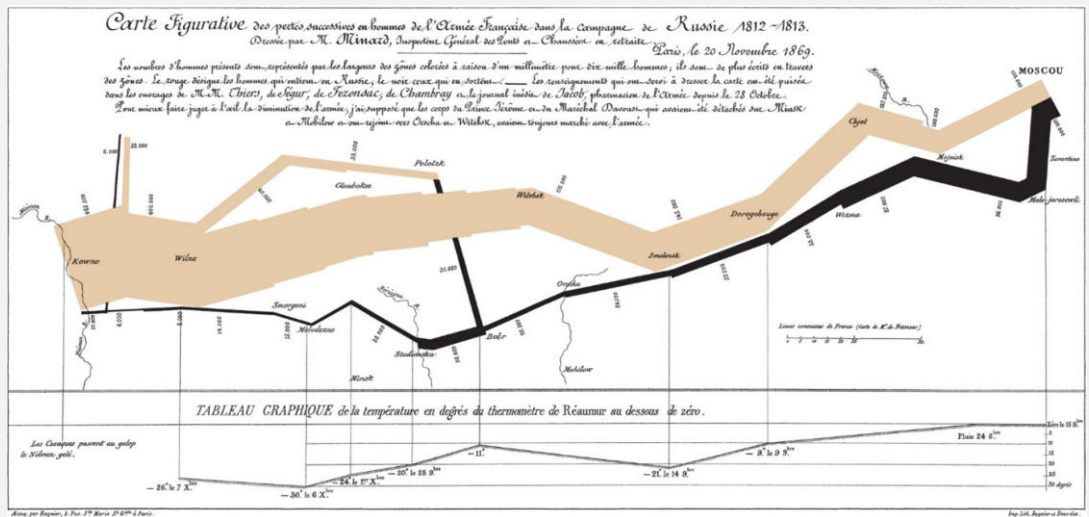


Abbildung 9.11: Diese Darstellung von Charles Joseph Minard (1781-1870) gehört zu den frühesten Infografiken aller Zeiten. Sie zeigt Position und Marschrichtung der Armee (ocker: hin, schwarz: zurück) und die Abspaltung und Wiedervereinigung der enorm reduzierten Truppen. Die untere Grafik zeigt die Temperatur in Réaumur auf dem Rückzug an. Die Temperaturen in Celsius ergeben sich durch eine Multiplikation mit dem Faktor 1.25. Die niedrigste Temperatur, -37.5 C, herrschte in Wilna. Quelle: Wikipedia, <https://tinyurl.com/322fnpxt>, gemeinfrei.

ge hindurch, verlangte Nichts und wäre am liebsten immer mit dem alten Nehrbaß allein gewesen. Am allerwenigsten mochte er über seine Erlebnisse in Rußland befragt werden. Dann schüttelte er sich, als ob ein Schauer seinen Körper durchrieselte, sah starr vor sich hin und schwieg. Nur seinem Vater, der sich schier totgrämen wollte, erzählte er in wenigen Worten seine furchtbaren Erlebnisse. »Vater«, sagte er dann, »so was mitzumachen und ansehen zu müssen, soll man kaum einen Jud', wieviel weniger einem Christenmenschen wünschen. Ich hätt' nie gemeint, was die Menschen auseinander machen können, daß sie so grausam zu einander sind.

An der Beresina, da hab' ich erfahren, daß in allen Menschen der Teufel steckt. Ich mag keinen mehr sehen.« Daß ich nicht häufig in die Obergass' ging, brauch' ich nicht zu sagen. Der Anton wurde täglich menschenscheuer und einsilbiger,

verließ das Haus gar nicht mehr, bis er drei Jahre später starb.

»An der Beresina, da hab' ich erfahren, daß in allen Menschen der Teufel steckt. Ich mag keinen mehr sehen.«

Ich begab mich, immer noch mich an die Hoffnung klammernd, jeden Freitag an die Kreuz-Chaussee, überzeugt, mein Joseph müsse auf diesem Wege zurückkehren. Da kam eines Tages wieder einer von den Conscribirten heim, Wolf's Schimme<sup>176</sup> von Wörrstadt. Ihm war ein Fuß abgefroren. Er lag Monate lang in einem Hospital und kam jetzt als Invalide nach Hause. Der Schimme war so redselig, wie Anton Nehrbaß schweigsam gewesen. Und wenn er erzählte, ging den Leuten das Gruseln an. Er war beim Brand von Moskau ge-

<sup>176</sup>KAHN: Simon

---

wesen, habe Schlachten die Menge mitgemacht, bis ihm in der großen Kälte der Fuß abgefroren war und die Doktoren ihn ganz abschnitten. Er hatte Joseph seit ihrem Bivouk in Dresden beim Hinmarsch nach Rußland nicht mehr gesehen. Er tröstete mich aber, indem er sagte: »Nächstens kommen noch mehr zurück, ja, in zehn Jahren werden noch Leute zurückkommen. Unzählige sind gefangen worden und nicht alle todt, die nicht heimkehren.« Es war ein Trost, aber was für einer! Ist Jemand tot, so hat man eben die schmerzliche Gewißheit, daß er nicht wiederkehrt, auch wenn man sein Grab nicht kennt, auch wenn man nicht weiß, wo auf dem weiten Erdenrund seine Gebeine vermodern. Tausendmal schrecklicher, aber als diese Gewißheit, ist die Ungewißheit, ob Jemand, der uns angehört, den wir mit Herz und Seele lieben, lebt oder nicht lebt. Nächte lang liegt man da mit dem marternden Gedanken: Wo ist der Teure? Geht es ihm gut? Ist er gesund oder liegt er in irgendeinem Erdenwinkel krank und hilflos darnieder? Und nun noch dazu, wenn einer in den Krieg und in ein so entsetzliches Land gezogen ist, wie Rußland. Das sind Seelenqualen, gegen welche die Marter der Folter in Nichts zerfallen. Wenn ich Nachts schlief, war mir's oft, als rief mich seine Stimme; ich glaubte hundertmal, sie soeben aus der nächtlichen Stille ganz laut und deutlich vernommen zu haben. Dann fuhr ich erschrocken in die Höhe, und starrte in die Finsterniß mit klopfenden Herzen, während mein Haar sich sträubte, und mein Ohr lauschte ob sich der Ruf wiederholen würde. Mit dem Schlaf ist's natürlich dann vorbei. Von den Schreckensbildern gepeinigt brütet man mit Sausen und Klingen in die Ohren, mit schlagenden Pulsen daliegend und malt sich alle Schauder und Entsetzen aus, von

denen der Verlorene umgeben ist! ... Kinder, ich habe das dreißig Jahre lang durchgemacht ehe Ruhe über mich kam. Wißt Ihr, was das heißt, dreißig Jahre von Jemanden träumen, sich um ihn bangen und sorgen, sich nach ihm sehnen und seiner warten? Nein, Ihr könnt das nicht wissen – Gott verhüte, daß Ihr so 'was auch nur dreißig Tage solltet mitmachen müssen!

*»Daß ich darüber nicht wahnsinnig geworden bin ... das war eine besondere Gnade Gottes. Doch nein! Es war keine Gnade Gottes, es war eine Strafe Gottes.«*

Daß ich darüber nicht wahnsinnig geworden bin, wie Liebmann Bär's Frau, deren Sohn auch in Rußland geblieben ist, das war eine besondere Gnade Gottes. Doch nein! Es war *keine* Gnade Gottes, es war eine *Strafe* Gottes. So 'was mit gesunden Sinnen tragen, vom achtzehnten Lebensjahr an, darin liegt mehr Elend und Unglück, als der größte Dichter beschreiben kann ... Liebmann Bär's Frau hatte ihren Verstand verloren. Jeden Tag, den Gott werden ließ, lief sie in alle Läden, bestellte das Beste und Schönste, denn ihr Aron komme heim und bringe seine Frau mit. Aron habe die Kaiserin von Rußland geheirathet und Napoleon erstochen. Dann wartete sie, bis die Post von Mainz eintraf, und wenn der Postillon zu blasen anfang, rannte sie dem Wagen entgegen und rief: »Alleweil kommt mein Aron mit seiner Frau.« Bis 1829 hat sie's so getrieben, dann hat Gott sie erlöst. In späteren Jahren fragte ich mich gar oft, ob sie nicht glücklicher war, wie ich?

So kam der Herbst 1813. Da hieß es, bei Leipzig sei Napoleon schrecklich geschlagen worden. Drei Tage habe es drei große Monarchen gekostet, um den einen



Schrecklichen zu überwältigen; die Franzosen retirirten<sup>177</sup>, und die Preußen, Oesterreicher und Russen seien von Kaub am Rhein im Anzug hierher. Da machten sich alle Leute daran, ihre besten Sachen zu verstecken, erstens vor den Franzosen, die Alles mitnahmen, was nur Pfennigwerth hatte, zweitens vor den Oesterreichern, unter denen es halbwilde Menschen gab; vor den Preußen hatte Niemand Angst, desto mehr vor den Russen! Die Leute zitterten schon beim bloßen Namen, und wie ich bald erleben sollte, mit Recht. Auf dem Marktplatz zu Bingen<sup>178</sup> waren Russen und Franzosen aneinander gerathen.

*»So kam der Herbst 1813. Da hieß es, bei Leipzig sei Napoleon schrecklich geschlagen worden. Drei Tage habe es drei große Monarchen gekostet, um den einen Schrecklichen zu überwältigen ...«*

Die Russen kamen vor den Preußen an, denn sie hatten allesamt Pferde. Euer Großvater war gerade in Bingen, als alle Mannsleute an die Nahe rannten. Ueber der Drususbrücke kamen massenhaft Kanonen, mit Ochsen und Pferden bespannt, die man den Bauern abgenommen hatte. Unterhalb der Brücke, wo die Nahe in den Rhein stößt, kamen die Franzosen auf Pferden durch's Wasser geritten, hinter ihnen die Kosaken. Die Franzosen hatten es eilig und sprengten spornstreichs durch die Stadt nach Mainz zu. Die Nahe, so erzählte Euer Großvater, wimmelte von Pferden und Menschen, die durch das kalte Wasser wateten. Von Bingen aus sa-

<sup>177</sup> zogen sich zurück

<sup>178</sup> Bingen wurde von rückflutenden Franzosen stark heimgesucht; zwischen November 1813 und Juni 1814 starben 532 Soldaten und Bürger an Typhus.

hen die Leute dem Kampf zwischen Franzosen, Russen, Oesterreichern und Preußen zu.<sup>179</sup> Wie es da hergegangen ist, hat er schon oft genug erzählt. Obwohl man nun in den abseits liegenden Ortschaften die Hoffnung hegte, daß sich hierhin kein Feind verirren würde, betrachtete man *alle* Soldaten als Feinde ohne Unterschied, denn sie benahmen sich sämtlich so – kam es doch anders. Der erste Most stand im Hof zum Keltern bereit, und wir waren am Buttern. So gegen zehn Uhr Morgens, da kamen der alte Gillenberger und der Metzertott, zwei arme Bauern denen man die Söhne fortgenommen hatte, und die, weil sie ganz allein standen und nichts zu leben hatten, im Kelterhaus bei uns aufgenommen worden waren, ganz verstört aus dem Wingert<sup>180</sup>:

»Versteckt Euch, Ihr Weibsvolk,« rief Gillenberger, »die Russen kommen!«

Die Mägde ließen das Butterfass, die Kelter, die Küche, die Rüben stehen, und rannten schreiend davon, die eine in den Keller, die andern auf den Speicher.

Der Metzertott, obwohl ein Siebziger, aber noch stark und rüstig, holte die kopflos Gewordenen schnell wieder herbei.

»Vor Allem,« rief er, »die Kühe aus dem Stall und hinauf nach Undenheim zu, das liegt aus'm Weg!«

Und wenige Minuten darauf waren schon fünf Kühe fortgetrieben. Zwei, die erst gekalbt hatten, konnte man nicht mehr fortschaffen, weil nicht genügend Leute da waren und solche Thiere nicht getrieben werden können, wenn die Kälbchen nicht vorauslaufen. Nun warf Gillenberger Stroh und Heubündel in den Keller, hinter denen sich die Frau-

<sup>179</sup> KAHN: Beim Bau des Bahnhofs in Bingerbrück wurden viele Skelette bloßgelegt, auch Waffenstücke, gut erhaltene Uniformknöpfe und Tuchreste gefunden, die von den bei diesem Kampf Gefallenen herrührten.

<sup>180</sup> KAHN: Weinberg

---

en und kleinen Mädchen verstecken sollten. Dann schichtete er noch Reben und Reiserwellen davor auf. Vier junge Bauernweiber kamen mit ihren Kindern zu uns geflüchtet und wurden alsbald hinter den Bündeln versteckt. Auch Brendel's Schwiegertochter, sowie die Mamel, die verheirathet und von Sprendlingen nach Haus geflüchtet war, mußten mit in den Keller, wohin man der Vorsorge halber auch Essen mitnahm.

»Im Keller lagen achtzehn Stückfaß Wein,« fuhr die Tante fort. Gillenberger und ein anderer Mann schichteten das Heu und Stroh nach hinten; ich warf Bettstücke für die Kinder in den Hof und bald war der halbe Keller ausgefüllt. Absichtlich ließ Gillenberger mehrere Fässer freistehen. »Daran mögen sie sich vollsaufen,« sagte er zufrieden mit seinem Werk. Dann sägte er noch die Zapfen an den Fässern ab, weil man aus früheren Erfahrungen wußte, daß die Plünderer sie losschlugen und den Wein dann auslaufen ließen. So hatte der langjährige Krieg die Leute auf alles Böse vorbereitet. Die Gänse und Enten wurden aus dem Hof und in's Feld gejagt, wo sie am sichersten waren. Inzwischen kochte ich mit Gillenberger's Frau mächtige Kessel voll Essen.

*»Wenn die Soldaten sich dick satt gegessen und getrunken hatten, geberdeten sie sich lange nicht so wild, wie wenn sie hungrig und durstig waren.«*

Wenn die Soldaten sich dick satt gegessen und getrunken hatten, geberdeten sie sich lange nicht so wild, wie wenn sie hungrig und durstig waren. Nun aber drangen die alten Männer in mich und Jeanette, uns keiner Gefahr auszusetzen, sondern auf unserer Kammer zu bleiben. Sie selbst wollten die gefürchteten

Gäste schon empfangen. So gingen wir denn hinauf, verriegelten die Thüre und rückten hölzerne Truhen vor dieselbe. Gegen zwei Uhr hörte man Pferdegetrappel, aber nicht viele Leute ließen sich durch die Neugierde herauslocken. Das Dorf blieb wie ausgestorben. Bald darauf standen die Reiter, von der Größe des Hauses angezogen, vor unserem Hoftor. Hinter dem Vorhang unseres Fensters erblickten wir drei Männer, die auf kleinen Pferdchen saßen. Sie sahen sehr schmutzig, aber nicht böse aus. Jeder hatte eine wenigstens eine Elle lange Lanze in der Hand und hinter sich am Sattel ein kleines Gewehr. Ich fühlte nicht die mindeste Furcht, vor diesen struppigen Burschen und wäre schon heruntergegangen, wenn mich die Schwägerin nicht zurückgehalten hätte. Gillenberger hatte sich an's offene Fenster gesetzt, und den forderten sie auf, das Thor zu öffnen. Als er verneinend den Kopf schüttelte, hob er drohend seine Lanze, worauf der erschrockene Bauer öffnete. Widerstand wäre ja auch vergeblich gewesen. So ritzen sie zum Thor herein, sprangen von ihren Pferdchen und betraten das Haus. Wir begannen leise zu beten, denn ich fühlte mich doch nicht mehr so sicher wie vorher. Jetzt betraten sie das Haus und, vom Geruch der Speisen angezogen, jedenfalls sofort die Küche. Einer schleppte einen Gemüsetopf herbei – es war Sauerkraut mit Erbsen, ich sehe es heute noch vor mir stehen – ein anderer hatte den Fleischtopf in den Händen. Sie stellten beides mitten in den Hof, der Dritte holte Bündel Heu für die Pferde herbei, wobei ihnen der Gillenberger helfen mußte. Sie setzten sich auf's Heu und begannen gierig mit den Händen zu essen. War ihnen etwas zu heiß, dann warfen sie es in den Topf zurück; so saßen und standen Menschen und Thiere beisammen

und thaten sich gütlich. Da kam noch ein vierter Kosak, sprang vom Pferd, setzte sich zu den übrigen und aß tüchtig mit. Die Mahlzeit dauerte nicht lange, da verlangte der Letztangekommene zu trinken. Gillenberger, der, sein Pfeifchen rauchend, auf der Treppe saß und den Leuten scheinbar ganz gelassen zusah, ging in's Haus und kam mit einem Eimer zurück. Er trat auf den Brunnen zu und begann tüchtig zu pumpen. Der Kosak ließ ihn auch gewähren und gab das Wasser den Pferden zu saufen. Dann machte er von Neuem die Geste des Trinkens. Gillenberger zuckte mit den Schultern. Der kleine Kerl sah sich aufmerksam im Hofe um, da fiel sein Blick auf die mit Brettern zugedeckte große Mostbütte. Er hob dieselbe auf, beugte sich nieder, steckte den Finger in die zerstoßenen Trauben, leckte daran und machte ein erstauntes Gesicht. Nun kamen auch die Anderen herbei, thaten ebenso und sahen sich in maßlosem Erstaunen an. Der Most hatte schon mehrere Tage gestanden, weil keine Leute zum Keltern da waren, und begann bereits zu gären. Erst holten sich die Kosaken mit den hohlen Händen Trauben und Brühe heraus, dann nahmen sie ihre Tschakkos<sup>181</sup> ab und tranken daraus. Als sie nicht mehr konnten, gaben sie den Pferden davon zu saufen. Der gärende Stoff mochte ihnen in den Kopf gestiegen sein. Sie brachen die Scheuer auf, wo sie Alles durchwühlten. Hierauf nahmen sie das Butterfaß, das sie bisher kaum beachtet hatten, und leerten es in den Most.

Einer ging in den Stall, nahm seine Lanze, stach eine Kuh samt beiden Kälbern tot, schleifte die noch zuckenden Thierchen in den Hof und warf sie gleichfalls in die Mostbütte. Aber damit noch nicht genug, -mir wurde schwarz vor

den Augen, - erbrachen die Unholde die Wandschränke in dieser Stube hier, holten Bücher und Papiere heraus und warfen sie eben falls in die Mostbütte. Als sie dann an der schrägen Kellerthüre herumzuarbeiten begannen, konnten wir unsere Unruhe nicht länger bemeistern. »Wenn sie um Himmelswillen nur nicht in den Keller dringen und die Frauen entdecken«, flüsterte mir die Schwägerin zu. »Das wird Gott verhüten,« antwortete ich beklommen.

*»Einer ging in den Stall, nahm seine Lanze, stach eine Kuh samt beiden Kälbern tot, schleifte die noch zuckenden Thierchen in den Hof und warf sie gleichfalls in die Mostbütte.«*

Die Leute – ich weiß heute noch nicht, ob das wirkliche Menschen waren – schienen jeden Augenblick ausgelassener zu werden. Da drang zu allem Unglück unterdrücktes Weinen an das Ohr der kleinen Teufel. Sie stutzten einen Augenblick, um aber dann desto energischer an's Aufbrechen der Thüre zu gehen. Was wird aus den Frauen da unten, fragte ich mich, wenn die Russen sie im Keller entdecken? Werden sie gar die Kinder töten, wie sie eben erst die Kälbchen erstochen hatten? Je länger ich mir diese Frage vorlegte, desto schneller reifte ein Entschluß in mir: ich werde diese entsetzlichen Wesen da unten selber vertreiben. Der Entschluß ward sofort zur That, als ich plötzlich Gillenberger's Stimme hilferufend herauftönen hörte. Sie hatten den alten Mann, der sich dem gewaltsamen Oeffnen der Kellerthüre widersetzte, gepackt und gewürgt. Ich warf schnell eines meiner schönsten Kleider, das mir gerade in die Hände fiel über, eilte, trotzdem sich Jeannette mir in dem Weg stellte, den Gang entlang, die Treppe hinab in den Hof und stand, erhitzt von der Aufregung

<sup>181</sup> *Zylindrische militärische Kopfbedeckung, oft mit Augen-, oder einem Nackenschirm.*

und Hast, mit der ich gekommen, unter den Fremdlingen. Kaum wurden sie meiner ansichtig, als sie flugs von Gillenberger abließen und mich mit grenzenlosem Erstaunen anstarrten.

*»Wie ein Blitz fuhr mir der Gedanke durch den Kopf: hier mußt Du die Herrin herauskehren. Ich erhob energisch die Hand, wies nach dem Hofthor, ohne ein Wort zu reden, als: »Hinaus!«  
... Solche Lagen den Männern gegenüber erfassen wir Frauen viel schneller, wie Männer gegeneinander ...«*

Wie ein Blitz fuhr mir der Gedanke durch den Kopf: hier mußt Du die Herrin herauskehren. Ich erhob energisch die Hand, wies nach dem Hofthor, ohne ein Wort zu reden, als: »Hinaus!« Da zogen die Burschen demüthig den noch vom Most feuchten Tschakko vom Kopf und verharreten regungslos. Solche Lagen den Männern gegenüber erfassen wir Frauen viel schneller, wie Männer gegeneinander. Nochmals rief ich und noch lauter wie zuvor »Hinaus!«, trat noch einen Schritt gegen die Vier vor, und blieb dann, mit erhobenem Arm, gegen das Hofthor weisend stehen, wie eine Bildsäule. Da griffen sie nach den Halftern ihrer Pferde und schlichen gesenkten Hauptes davon. Inzwischen war Metzeroth zurückgekommen und hatte noch den letzten Akt dieses Vorgangs angesehen. Er meinte dann, mein schönes Kleid wäre schuld gewesen; die Russen hätten mich sicher für eine hohe Person gehalten, und wenn ich in einfacher Bauertracht gewesen wäre, würden sie mir vielleicht noch Leids zugefügt haben.

Metzeroth hat nicht Unrecht, dachte ich mir, und merkte mir seine Worte für's nächste Mal. Und das war eine Stunde

d'rauf. Da kamen wieder zwei Kosaken herangesprengt. Gillenberger hatte wahr gesprochen: »Die Franzosen waren nicht halb so schlimm, wie diese neuen »Freunde.« Aber mir wuchs der Muth mit dem Erfolg; ich hielt mich jetzt verantwortlich für die Sicherheit der Leute, die sich zu uns geflüchtet hatten. In der Aufregung vergaßen wir, das Thor zu schließen, es war nur beigelehnt, und bevor Jemand dasselbe erreichen konnte, sah schon ein Pferdekopf herein; der Thorflügel flog unter kräftigem Stoß zurück, und ein zweites Pferd ward sichtbar. Im Dorf wurde es lebhafter; da und dort wagte sich ein Bube oder eine alte Frau auf die Gasse. Ich merkte darauf kaum, sondern nur auf unsere beiden neuen Gäste. Das sollten die Freunde der Deutschen sein? Ich kann heute noch nicht darüber hinwegkommen. Gott möge die armen deutschen Bürger und Bauern schützen, wenn die Russen je noch einmal als die Freunde und Verbündeten ihrer Fürsten in's Land kommen sollten, und wenn's nach hundert Jahren wäre! Ein Land, das solche Soldaten hat, kann seinen Freunden nichts Gutes bringen. Als die Kerle Miene machten<sup>182</sup>, in's Haus zu treten, ging ich bis an die Thüre, sah sie streng an und sagte, wiewohl sie es nicht verstehen konnten, sie sollten hier stehen bleiben, wo sie zu essen bekommen würden. Zu meiner stillen Freude und zum größten Erstaunen unserer Leute verneigten sich die beiden Russen tief vor mir; kaum daß sie die Augen zu erheben wagten. Inzwischen brachten die beiden Bauern Essen heraus welches die Leute aber nicht anrührten, bis ich sie wieder, auf Deutsch natürlich, dazu aufforderte. Das waren offenbar ganz andere Leute, als die vorhin abgezogenen. Sie aßen gierig, auf dem Bo-

<sup>182</sup>sich anschickten

den niedergekauert und die Halftern um den Oberarm geschlungen. Auch die Pferde ließ ich füttern und tränken, wofür sich die Beiden durch Kreuzen der Arme und Verneigungen bedankten. Mir fiel ein Stein vom Herzen, als die Zwei friedlich hinausritten. Schon ging ich mit dem Gedanken um, die im Keller verborgenen Weiber und Kinder heraufbefördern zu lassen, als plötzlich wieder fünf oder sechs Reiter erschienen. Jetzt ward mir aber doch recht bange; ich fühlte, daß ich zu zittern begann, und betete zu Gott, daß er mich nur jetzt nicht möge schwach werden lassen. Abermals drangen die wilden Menschen wie die Wölfe in den Hof ein. Ich erkannte sofort die Erstgekommenen in ihnen wieder. Mit den anderen Kameraden, welche sie mitgebracht hatten, stürzten sie, wie wilde Bestien, auf die Mostbütte los und tranken – in ekelhafter Gier aus dem Gemisch, in das sie zwei getötete Kälber, ein Faß Buttermilch, Bücher und Kleider hineingeworfen hatten. Wir blickten noch voller Schrecken auf diese zügellosen Menschen, da ward schon wieder der Tritt von Pferden vernehmbar. Sie schienen langsam zu gehen, denn der Schall kam nur allmähig näher. Richtig, wieder zwei Reiter, aber gewaltig verschieden von den bisher gesehenen. Der eine hatte eine blaue, schönverschnürte Uniform an, der andere einen weißen Waffenrock und eine österreichische Mütze. Die beiden, offenbar vornehmen Herren hielten ihre Pferde an und blickten erstaunt in unseren Hof. Da faßte ich Muth, trat in's Thor und deutete stumm auf die sechs Soldaten. Im ersten Augenblick sahen die Offiziere – denn das waren die Beiden – überrascht auf mich herab, sprangen dann fast gleichzeitig von ihren Pferden, die ihnen willig folgten, und traten auf die halbbetrunkenen Russen zu.

Der Oesterreicher schlug mit der flachen Klinge auf Rücken und Köpfe der Ueberraschten und half mit kräftigen Fußritten nach, während sein preußischer Kamerad tüchtige Puffe auf die tödtlich Erschrockenen niedersausen ließ. Die also Traktirten suchten das Hoffthor und ihre Pferde zu erreichen, was aber erst gestattet ward, als sie samt und sonders gezüchtigt waren. Da endlich kam Euer Großvater in seinem Korb-Wägelchen angefahren. Ich jubelte auf, als ich ihn erblickte, und hätte beinahe unseren Retter in der Noth vergessen. Das wurde jetzt wieder gut gemacht. Marum zog höflich seine Mütze ab und fragte die Herren, ob sie nicht näher treten und einen kleinen Imbiß annehmen wollten. Bis Mainz, wohin sie doch wahrscheinlich wollten, sei es noch weit, und die Dämmerung im Anzug. Die beiden Offiziere waren sichtlich erfreut über dieses Anerbieten und traten, nachdem die Bauern die Pferde in den Stall gebracht hatten, in die Stube. Dort, Ihr Kinder, haben sie gesessen: der eine hier links neben dem Hoffenster, der andere an dieser Seite. Jeanette, die längst ihre Furcht überwunden hatte und herabgekommen war, deckte mit fein weißem Leinen den Tisch, und Marum ging in den Keller, Wein zupfen. Bei dieser Gelegenheit erfuhr er die Verbergung der Weiber. Er erzählte den Offizieren davon und diese waren nicht wenig erstaunt, als es hinter den Heu- und Reisigbündeln lebendig wurde. Unsere Gäste waren nämlich neugierig geworden und mit in den Keller gegangen. Doch amüsirte der Anblick die Offiziere keineswegs, sie blickten vielmehr mitleidig auf die an's Tageslicht Hervortretenden. »Was doch der Krieg nicht Alles zeitigt!« wandte der Preuße sich an seinen Kameraden und zu mir. »Sie haben gewiß auch viele Leiden durchmachen müssen,

mein Fräulein?« Ich nickte nur, und die Thränen schossen mir in die Augen. Die Kehle war mir wie zugeschnürt. Mit in-niger Theilnahme sahen mich die Herren an. Wir setzten uns an den Tisch. Drau-ßen begann es zu dämmern, und wir hat-ten schon längst Licht angezündet, hier an der Schabbeslampe. Alle acht Flam-men brannten, und außerdem standen drei Lichter auf dem Tisch, sodaß es hell ward, wie an einem Feiertag. Eigentlich war's auch jetzt ein solcher. Mit den bei-den vornehmen Herren war Sicherheit und Frieden bei uns eingekehrt. Wir ath-meten erleichtert auf. Marum wurde er-sucht, einen Boten auf die Chaussee, die nach Sankt Johann führt, zu schicken, von wo ein Detachement Preußen und Oester-reicher unter Führung eines jungen Offi-ziers kommen würde; der letztere sollte sich gleich nach seiner Ankunft hier bei uns melden, wenn wir das erlauben woll-ten. Der Vater versicherte, daß das für un-ser Haus die höchste Ehre sei, die ihm wi-derfahren könne. Unsere Gäste, die, wie sie sagten, seit Tagesanbruch noch nicht aus dem Sattel gekommen waren, aßen mit gutem Appetit. Beim Wein wurde die Unterhaltung recht lebhaft. Mich rede-ten die Beiden immer als »Fräulein« und »Mademoiselle« an, bis ich erklärte, ich sei kein Mädchen mehr, sondern eine ver-heirathete Frau. Die ungläubigen Blicke der Offiziere sind mir bis heute noch in Erinnerung, als mein Bruder ihnen von meiner Hochzeit erzählte wie mir mein Mann drei Stunden nach der Trauung von den unbarmherzigen Franzosen ge-waltsam entrissen wurde. Als ich in mein Taschentuch hineinschluchzte, schienen Beide tief gerührt. Sie sahen mich mit feuchten Augen mitleidig an. Der Oester-reicher stand auf und drückte mir voll in-niger Theilnahme die Hand. Wir schwie-gen Alle, und in der Stube war es so still,

daß man nur das Knistern der Kerzen hörte. Inzwischen kam der junge Offizier, den wir dann mit den beiden hohen Her-ren allein ließen. Im Schloß, in welchem außer dem Castellan und Tanzmeister niemand wohnte, ward Quartier bestellt; der junge Offizier erhielt bei uns Nachtmahl, und wir blieben mit den Gästen bis etwa zehn Uhr beisammen.

Als die beiden Offiziere gingen, ver-sprachen sie, vor ihrem Weitermarsch noch bei uns zu frühstücken, reichten mir freundlich die Hand und erboten sich, Alles aufzubieten, um den Verbleib mei-nes Joseph ausfindig zu machen. Mit tau-send Hoffnungsbildern begab ich mich zur Ruhe und betete, daß Gott die ed-len Männer in den Gefahren des Krieges beschützen, daß es ihnen gelingen möge, ihr Versprechen zu erfüllen. Bei Tagesan-bruch holte Marum die Gäste zum Kaf-fee ab. Wir Frauen hatten tüchtig geba-cken und stellten den lieben Menschen das warme Gebäck vor. Der Abschied war wie von alten, trauten Freunden, und un-sere aufrichtigen Segenswünsche folgten den Scheidenden nach. Wie groß war un-ser Erstaunen, als eine Schildwache vor unserem Hause zurückblieb. Das hatten die Offiziere veranlaßt und soviel Trup-pen auch durchkamen, Russen, Oesterrei-cher und Preußen, wir blieben doch in bisher nie gefühlter Sicherheit.

*»Die von den Kosaken erstochene Kuh  
ließen wir an die Bauern vertheilen;  
war doch schon wochenlang kein ....  
Fleisch mehr aufzutreiben ... «*

Die von den Kosaken erstochene Kuh  
ließen wir an die Bauern vertheilen; war  
doch schon wochenlang kein Loth <sup>183</sup>

<sup>183</sup>Alte Masseneinheit, entsprach in Hessen 14,6 Gramm.

Fleisch mehr aufzutreiben sodaß die Leute selber nichts mehr zu essen hätten. Unser Haus war voll von geflüchteten Mädchen aus der ganzen Umgebung, weil hier bei uns die größte Sicherheit vor den schrecklich rohen Soldaten herrschte. So hatte Gott Seine schützende Hand über uns gehalten, und das Böse, das uns die Russen angethan, war uns zum Guten geworden. Ohne die Szene im Hof hätte ich die Offiziere nicht wahrgenommen, und der Himmel mag wissen, was aus uns und den vielen unschuldigen Menschen ohne diese beiden hohen Herren geworden wäre ... Kinder, Ihr könnt gar nicht nachempfinden, was es heißt, wieder neue Hoffnung zu schöpfen, wieder von Neuem zu glauben. Die Offiziere hatten beide wie aus einem Munde versichert, sie würden, wenn sie heil zurückkehren, wieder bei uns einkehren.

Zahllose Soldaten zogen hier durch, theils über Mainz, theils über Alzey und Worms, um den Franzosen den Weg zu verlegen. Dann ward es stiller. Der Krieg ging zu Ende. Wochen verstrichen, dann Monate, aber die Offiziere kamen nicht. Ich lebte nur noch in Erwartungen, in der festen Ueberzeugung, daß etwas Freudiges für uns sich ereignen müsse. Als aber Monate hingingen, begannen meine Hoffnungen in's Schwanken zu geraten. Der Herbst kam, aber die Offiziere fanden sich nicht ein und keiner von den Dorfbewohnern kehrte wieder, die mit nach Rußland marschirt waren. Dann kamen kurze, neblige Tage, bis es allgemach empfindlich kalt wurde. Wir hatten Abends Feuer gemacht. Marum saß mit seiner Frau auf der Bankkiste, ich spann wie Abends gewöhnlich. Da trat der alte Gillenberger in die Stube, setzte sich an den Ofen, macht mit Feuerstein und Zunder seine Pfeife an und erzählt so ganz nebenbei der Müllers Peter sei heute

Nacht beim Dunkelwerden aus Rußland zurückgekehrt. Mir fuhr es so durch die Glieder, daß ich die Arme wie gelähmt fallen ließ und mich nicht rühren konnte. Alles ging mit mir im Kreise herum, ich wäre vom Stuhl gesunken, wenn nicht Jeanette sogleich an meiner Seite gewesen wäre. Marum aber griff nach seiner Mütze, um sofort zu Müllers zu gehen. Ich mußte mit. Keine Macht der Erde hätte mich daran hindern können, und so schnell hatte ich mich von meiner Schwäche erholt, daß meine Schwägerin keine Zeit und kein Wort finden konnte, mich zurückzuhalten. Ich eilte wie ich ging und stand Marum nach zu Müllers. Wenn der Peter zurückkam, warum sollte nicht auch Joseph zurückkommen? Und wenn Beide Jahre lang in demselben Land zurückgeblieben waren, warum sollten sie nicht etwas voneinander wissen? Bei Müllers ging es so laut her, wie in einem Wirthshaus. Die kleine niedere Stube war voll von Männern und Frauen, welche zahllose Fragen an den Peter stellten, und diejenigen, die nicht fragten, sahen ihn mit starren, staunenden Blicken an. Das war auch ganz erklärlich. Der Peter sah völlig verwildert aus. Haar und Bart waren ihm lang gewachsen, seine schmutzigen Kleider zeigten einen landfremden Schnitt, ein paar gewaltige Stiefel hatte er über die Hosen gezogen. Er verschmähte es, Wein zu trinken, und stürzte ein Glas Schnaps nach dem andern wie Wasser herunter. In seine Reden mischte er viele fremdartige Wörter, sang russische Lieder, schlug mit der Faust öfter auf den Tisch, ließ sich ein Stück Eis von der Dachrinne abbrechen und kaute es vor den Augen der Leute, indem er ihnen erzählte, daß man so in Rußland thue. Er war schon ziemlich betrunken, als ihn Marum bewillkommte und dieser mußte ihm mit zu trinken. Mich

selbst redete er sogleich mit den Worten an: »Aha, Jungfer Braut, willst mich auch bewillkommen? Aber den Joseph thät'st lieber hier sehen, gelt? Glaub's schon, das wär' aber'n Unterschied, dann säß' ich jetzt am Wachtfeuer und guckte bis zum jüngsten Tag hinein. Weiß' schon, willst 'was von Deinem Schatz wissen, hab' ihn vor Moskau noch gesehen; und nachher sind wir wieder 'mal zusammenkommen, wie kein' Ordnung mehr in den Regimentern war. Maria und Joseph, war das 'n Durcheinander von allen Sorten Soldaten! Kanoniere, Chasseur, Gardisten, Reiter, kurz Alles durcheinander. Es wird mir ganz trocken im Hals; gebt' mal Wutki<sup>184</sup> her!« Er trank wiederum, dann fuhr er fort: »Bis Moskau ist's gut gegangen, dann ist's eklig geworden. Erst war's uns zu heiß, dann ist's uns kalt, arg, arg kalt geworden, erst die Füße und die Händ' dann die Knie!

Und geschneit hat's auch, geschneit Morgens, geschneit Mittags, geschneit Nachts. Feuer wollte nit brennen, war auch wen'g Holz da. Hinter uns die verflüchtigen Kosaken; kaum hat man am Feuerchen gesessen, da kamen die Halunken; wer noch konnt' ist auf und davon gesprungen, andere sind beim Feuer gesessen und haben in die Flammen geguckt, haben's Feuer aber nimmer mehr gespürt, die Kält' auch nit, auch die Kosakenlanzen nit: sind halt sitzen geblieben und sitzen meiner Seel' noch dort.«

*»...andere sind beim Feuer gesessen und haben in die Flammen geguckt, haben's Feuer aber nimmer mehr gespürt, die Kält' auch nit, auch die Kosakenlanzen nit: sind halt sitzen geblieben und sitzen meiner Seel' noch dort ...«*

In der engen, dunstigen Stube war es totenstill geworden und entsetzlich heiß. Die Leute starrten erschrocken und erstaunt zugleich auf den Erzähler, dessen Gesicht roth, fast braun geworden war; seine Augen begannen förmlich zu glühen – der Branntwein that seine Wirkung. Dann plötzlich richtete er seine Augen wieder auf mich: der Blick machte mich erschauern. Er sah mich wie eine fremde Person an, denn nachdem er so sekundenlang mein bleiches Gesicht stumm angestarrt, begann er von Neuem, während die Uebrigen bald auf mich, bald auf den unheimlichen Erzähler glotzten: »Treinle, alleweil kenn' ich Dich wieder. Da fällt mir ja ein, daß Du verheiratet und doch ledig bist. Am 24. Juni 1812, das wird' ich nie vergessen, da sind wir mit den Franzosen in's Russische hinein. Wir waren von den Ersten, die Regimenter vom Rheinbund«.

»Uhrer zehn standen wir auf russischen Boden«, fuhr Peter Müller mit lallender Stimme fort, »und die andern sind an uns vorbei. Das ging sechs Stunden, man war schon müde vom Zusehen. Da kam die Garde, die schönsten Leute von den Franzosen, Bayern und Rhein, meist Franzosen. Der größte und stattlichste unter Allen das war der Joseph, Dein Schatz. Dann haben wir uns noch einmal gesehen ... Wart' mal, wann war's doch? Nein, ich weiß's nit mehr. Der Joseph ist dreimännig, der hält's aus. Sagt' ich mir damals, wie ich mir den Mantel von einem toten Soldaten umhängte, weil ich sonst erfroren wär'. Der Joseph sitzt also Nachts mit uns, nein doch nit – es war nit dasselbe Wachtfeuer – also der sitzt auch an so'nem Feuer, als die Russen wieder hinter uns herkommen. Wer konnt', ist ausgerissen. Aber jetzt weiß ich nix mehr nein, ich kann's nit gewiß behaupten, ... Gebt mir was zu trinken! ...« und es war



nichts mehr aus ihm herauszubekommen.

*»In jener Nacht hatte der Peter Müller etwas in meine Seele geschleudert wie eine Brandfackel ...«*

In jener Nacht hatte der Peter Müller etwas in meine Seele geschleudert wie eine Brandfackel. Er war ja allerdings halb oder völlig betrunken. Aber was er da sagte, klang durchaus wie etwas Erlebtes. Zweierlei furchtbare Möglichkeiten rangen in mir: Mein Mann mochte leben; nein, er lebte gewiß und war sicher in russische Gefangenschaft geraten. Dann wieder schrie seine Stimme in mir, daß er am Wachtfeuer erfroren sei. Peter trank von Tag zu Tag mehr Branntwein, schwatzte immer verwirrter, bis er gänzlich blödsinnig ward. Die Wahrheit, das Letzte, was er damals hätte erzählen können, kam nicht mehr heraus, denn gerade da hatte ihn das Gedächtniß verlassen. Jahre gingen hin, ich merkte es kaum. Es gab Revolution<sup>185</sup>, wir achteten dessen nicht. Alle Freitag-Mittag ging ich an die Kreuz-Chaussee.

*»Aus dem achtzehnjährigen ... Mädchen, war ... eine frühzeitige Wittwe geworden, ein armes Geschöpf, auf das alle Bezeichnungen paßten, weil keine so recht paßte ...«*

Aus dem achtzehnjährigen, in Jugend prangenden Mädchen, das einem verschollenen Mann als Ehefrau angetraut war, war eine gesetzte Frau, man könnte sagen ein ›alterndes Mädchen‹ und eine frühzeitige Wittwe geworden, ein armes Geschöpf, auf das alle Bezeichnungen paßten, weil keine so recht paßte.

Bald gab es für mich keinen Unterschied mehr in den Jahreszeiten, in Wochen- und Ruhe-Tagen. Und dennoch, die bittersten Stunden nahten für mich an den Freitag-Abenden. Jeden und jeden Erew schabbes, den Gott werden ließ, pilgerte ich hinaus auf die Kreuz-Chaussee, wie andere Menschen auf den Friedhof gehen. Hoffnungslos lenkte ich meine Schritte dorthin und erwartete dennoch etwas, ihn, meinen Mann. Und wiederum erwartet [...] nicht mehr. War ich einmal zurückgehalten – und das mußte schon etwas sehr Bedeutsames sein, was mich dazu vermochte – dann glaubte ich, gerade diesmal müßte ich ihn verfehlt haben. Wenn ich da draußen saß und hinüberblickte nach Kreuznach abwärts, war es mir, als verjüngte sich meine Seele. Alles, was ich hier erlebt hatte, trat mir lebhaft vor die Erinnerung: Die grünenden Felder, an denen wir vorüberwandeln, die Mädchen und Jünglinge, die jeden Sabbath-Mittag sich hier begegneten, unter ihnen der Joseph, ein wahrer Saul, an Gestalt Alle überragend. Ich sah das schöne Pferd, das so treu hinter uns her trabte, wenn wir an Wochentagen allein hier wandelten; ich sah Alles blühen und im Herbst wieder versinken, und ich blieb jung in diesen stets neu wiederkehrenden Erinnerungen. Da saß ich auf dem Meilenstein, bis die Sonne sich neigte und die Einkehr des Sabbaths verkündete. Dann erhob ich mich zum Heimweg. Das war in allen Jahren, so oft ich auch hinausging und allein wie ich gekommen, zurückkehrte, immer das Wehevollste. Dann umfaßte mich die Trauer wie mit starken Armen, und ich fühlte von Neuem, daß mir die Augen feucht wurden. Oft kamen arme Wanderer des Weges; ich lud sie zu uns ein, wie das Brauch ist, aber wenn ich mich zur Heimkehr wendete, war es stets dasselbe Gefühl der Trauer: mein

<sup>185</sup>Die Deutsche Revolution von 1848/49.

Joseph ist für mich verloren. Wie oft haben unredliche fremde Bettler auf mein Schicksal spekulirt, Märchen ersonnen über meinen Mann, der in Rußland lebe, und dort groß, reich und angesehen geworden sei. Alles war erlogen und nur erfunden, um uns zu betrügen und Geld abzustehlen. Die Bauern nannten mich >Frau Braut<, denn sie wußten nicht, wie sie mich sonst tituliren sollten. Und ich blieb die >Frau Braut<, bis Eure Eltern um mich herum aufwuchsen und ich Tante Treinle genannt wurde. Manche Leute behaupteten, meine Gänge nach der Kreuz-Chaussee seien eine krankhafte Gewohnheit geworden. Nach ihrer Auffassung mögen sie recht gehabt haben. Aber was verstanden denn die Meisten von den Gefühlen eines Weibes, das mit siebzehn Jahren sich aus Neigung mit einem der edelsten und vornehmsten Männer verlobt hatte? Was wissen denn Menschen, die nie das Unglück kennen gelernt haben außer einer Mißernte oder sonstigem Vermögensverlust, was wissen die, welche Schicksalsgröße ich mit mir und in mir herumtrug? Vielleicht war die Gewohnheit bei mir zum Bedürfnis geworden, und zog diese mich wie eine unsichtbare Gewalt jeden Freitag hinaus nach der Chaussee. Warum aber war mir jedesmal, wenn ich diesen Gang unterließ, als hätte ich eine Untreue an dem begangen, der ja doch nicht wiederkehrte? Weil ich zehn, fünfzehn, zwanzig und fünfundzwanzig Jahre so bestimmt an seine Wiederkehr glaubte, wie wir glauben, daß der Messias einst kommen werde. Und länger noch habe ich daran geglaubt. Wer geliebt hat, hofft auch, und die Liebe hat die Auferstehung vom Tode, geschenkt. So hoffnungslos ich jedesmal den Heimweg antrat, ich hoffte auf den nächsten Freitag-Mittag. Der Sabbath, dieses Fürstengut Israels, gab mir neue Kraft; die Verhei-

ßungen im *Lcho dodi*<sup>186</sup>. die *Semiros*<sup>187</sup>, die Weihe welche aus der ungestörtesten Ruhe wie von selbst über uns kommt, der Strahl der Lichter, die friedenerfüllten Züge unserer Lieben sind Balsam für alle Schmerzen unserer armen Gemüther. Glaubt mir, Ihr Kinder, glaubt einer alten in Leid geprüften und gestählten Greisin, der Freitag-Abend ist der größte Friedenstifter und der größte Trostspender; aber es muß ganz so gehalten werden, wie wir ihn von den Eltern übernommen haben: da darf nichts hinein, was ihn mit den Wochen-Abenden gleich machen könnte. So lange wir Juden am althergebrachten Freitag-Abend festhalten, so lange unter seinen Lichtern nur Ruhe wohnt, keine Zerstreungen der Werkzeuge ihn profaniren, so lange wird auch das Leben der Familie ein inniges sein, rein wie Diamant und fest wie Eisenketten. Freitag-Abends haben wir Einer dem Andern gehört, nicht dem Kartenspiel, nicht dem Musikmachen, das wir ja Alles haben konnten, nein: der Bruder gehörte der Schwester, die Schwester dem Bruder, die Kinder den Eltern, Freunden und Verwandten. Da werden alle Banden fest, die Seele an Seele binden, da neigt sich Gemüth zu Gemüth, und Haß, Zorn, Erwerbsucht schwinden von selber. Wenn aber einmal der Freitag-Abend, der >altfränkische<<sup>188</sup>, stille Freitag-Abend aufhört, dann fällt auch das Familienleben zusammen, das des Juden Kraft und Stütze ist, und ohne welches er sich selber verloren geht. Diese so vollkommene Ruhe in äußerer Bethätigung beruhigt auch unser Inneres, und bei innerer

<sup>186</sup> *Lecha Dodi* (hebräisch für »Komm, mein Freund«.) sind der Beginn einer Hymne zur Begrüßung des Sabbath.

<sup>187</sup> *Zemiroth* or hebräisch *Z'miros* sind jüdische Sabbath-Hymnen.

<sup>188</sup> *Altmodisch, altväterisch.*

Ruhe erschließen sich die Herzen wahrer und klarer, als wenn große Erregungen sie aufwühlen. In der Erregung des Gemüths öffnen sich leicht die Thüren des Herzens, ohne daß man erwägt, was man ein- und was man herausläßt. In voller Ruhe aber gewähren wir nur seenverwandten Menschen einen Blick in das Heiligthum unseres Herzens. Wenn dann unter dem freundlichen Schein der Lichter unsere Schmerzen und Leiden sich lindern, wenn unsere Thränen versiegen und die Trauer sich in sachte Wehmuth auflöst, gleichsam wie die herbstlichen Nebel vor dem milden Strahl der Sonne, dann begegnet sich Alles was gut in uns ist. Ich bin überzeugt, daß nicht nur die Religion den Freitag-Abend so verschönt, weit mehr noch ist es unser Gemüth, das ihm diesen Schatz von Weihe giebt. Hier wird ganz sicher die Religion zur Poesie, in die sich Jeder versenken soll, auch wenn er nur poetisch und nicht auch religiös veranlagt ist. Das ist es auch, was uns so wunderbar stärkt nach allen Mühen des Lebens, wenn wir im Ruhetag unseren Körper für die Kämpfe der kommenden Woche gekräftigt haben. Mich hat es stark erhalten in den unsäglichen Kämpfen, die ich da drinnen, tief in meiner Brust für mich allein auskämpfen mußte. Jetzt sind es bald dreiundfünfzig Jahre, seit ich meinen Joseph zum letzten Male durch das Dorf begleitete; seit zweiundfünfzig Jahren bin ich fast jeden Freitag auf die Kreuz-Chaussee hinausgegangen, ihn zu erwarten. Glaubt Ihr wohl, Eure Großtante war solch' eine Thörin, daß sie selbst noch hoffte, derjenige werde wiederkehren, der vor einem Menschenalter in den Krieg zog, aus dem nur ganz Wenige heimkehrten? Zweiundfünfzig Jahre auf denselben Menschen hoffen, dazu gehört der Glaubensmuth von tausend starken Menschen.

Ich armes, schwaches Weib stand aber allein, allein mit meinen Hoffnungen, allein mit meinen wenigen Wünschen und vielen Befürchtungen. Die Brüder und Verwandten suchten mich durch ihre Liebe, durch ihr Mitleid zu trösten; aber Männer verstehen die Frauen nicht, sie sind gar zu verschiedene Geschöpfe. Wenn ich mich Freitag-Mittags noch so verstohlen zur Kreuz-Chaussee begab und mir ein Mann begegnete, der mich von der Aussichtslosigkeit meiner Gänge zu überzeugen suchte, so geschah dies so ungeschickt, daß ich mich eher gekränkt als getröstet fühlte. Anfänglich wollten mich meine Freundinnen, die Mamel oder die Brendel, begleiten, doch ich lehnte es stets ab, weil ich immer glaubte, gerade an diesem Freitag müßte mein Joseph kommen, den ich, nur von Gottes Augen allein gesehen, bewillkommen wollte. Aber sie waren doch auch Frauen und verstanden mein großes Weh. Dann starben die Beiden, sie mögen in Frieden ruhen. Ich litt lange Jahre schwer unter ihrem Heimgang. Achtzehnhundertvierundfünfzig starb meine Schwägerin Jeanette, Eure Großmutter, die vertrauteste, süßeste Freundin meines Daseins. Was der Tod dieser edlen Frau für mich bedeutete, das kann nur ein Weib nachfühlen, und nur ein solches Weib, das den Schmerz des Lebens kennen gelernt hatte gleich mir.

Warum aber gehe ich denn jeden Freitag-Mittag, im Staub des Sommers, im Frost des Winters nach der Kreuz-Chaussee? Warum? Nun, ich gehe da hinaus, wie andere Leute auf den guten Ort zu ihren lieben Toten gehen. Kann ich denn sein Grab aufsuchen? Weiß ich, wo sein Gebein versenkt ist? Vielleicht in Rußland; aber Rußland ist weit und groß; vielleicht fiel er bei Moskau, vielleicht ertrank er in der Beresina, vielleicht starb er bei armen russischen Juden. Am ehe-

sten glaube ich, daß er am Wachtfeuer erfroren ist, und diesen Gedanken werde ich oft Monate lang nicht los. Und daran ist der Peter Müller schuld. Seine Worte: »Dann säß ich am Wachtfeuer und guckte hinein bis zum jüngsten Tag.« lassen mich nicht los, verfolgen mich, so daß ich immer Wachtfeuer im Schnee vor mir sehe, um welches tote Soldaten herumsitzen mit ihren starren Toten Augen hineinblickend. Dann denke ich wieder an Bären und Wölfe – hu, ein gräßliches Bild! Im Winter wenn der Schnee fällt, ist es mir oft, als sei ich selber in Rußland. Und das geht jetzt schon so zwei- und fünfzig Jahre! Zweiundfünfzig Jahre im angstvollen Zweifel sind ebensoviele Ewigkeiten, Ewigkeiten der Hölle. Aber auf die Kreuz-Chaussee wird' ich auch noch ferner gehen.

Dort am Meilenstein, wo wir beisammen saßen, dort denk' ich mir schon seit Jahren, der Meilenstein sei sein Grabstein. So habe ich mich daran gewöhnt, dahin zu gehen, weil ich ja auch dort meine glücklichsten Zeiten verlebt habe. Hat mir Gott die Kraft gegeben, seine schweren Prüfungen zu ertragen, wird Er mir auch die Kraft geben, dorthin zu gehen, wo wir einander zugeschworen haben uns wiederzusehen.«

*»Dort am Meilenstein, wo wir beisammen saßen, dort denk' ich mir schon seit Jahren, der Meilenstein sei sein Grabstein.«*

»Alles, was Gott mir zugeschickt«, so schloß die Tante, »habe ich mit Ergebung in Seinen Willen getragen. Nicht eine Stunde ließ Er mich schwach werden in meiner Liebe zu dem Manne, den Er mir gegeben und dem ich dennoch nie angehört habe. Es war so Sein heiliger Wille, der gepriesen sei. Habe ich doch

auch nicht die Chalizah<sup>189</sup> vollziehen lassen! Nein, ich wollte nicht. Angetraut war ich ihm, aber angehört als Weib, wie ein Weib seinem Manne nach Gottes Naturgebot angehört, habe ich ihm nicht. Ich wünsche herzlich, daß man das einst auf meine Mazewoh<sup>190</sup> schreiben mag. Und so, Ihr Kinder, wird Eure alte Großtante, wenn dereinst der liebe Gott sie zu sich ruft, als jungfräuliche Braut und Frau zu Grabe gebracht werden. Alles, wie Gott bestimmen wird, auf den ich baue und vertraue.« ...

Die Geschichte der Großtante war zu Ende. Sie schwieg, und wir verharreten gleichfalls in schweigendem Nachdenken. Vieles, was die alte Frau uns aus ihrem Gefühlsleben erzählte, war unserer kindlichen Auffassung unverständlich, und selbst in reiferer Jugend hätten wir nicht Alles begriffen. Aber daß hier eine fromme Dulderin saß, die Vieles erlitten und durchgekämpft hatte, fühlten wir klar.

*»Unser Empfinden war dem Verstehen vorausgeeilt ... Ein hohes Alter ist selten ein Gewinn, ein früher Tod selten ein Verlust.«*

Unser Empfinden war dem Verstehen vorausgeeilt. Die Greisin mochte das selber fühlen, denn sie fuhr nach einer Weile, während wir wie abwartend sitzen blieben, fort »Siebenzig Jahre habe ich überschritten; das ist nach des Psalmisten Wort das Ziel unseres Lebens, wenn's hoch kommt achtzig. Doch was liegt da noch an ein paar Jahren? Ein hohes Alter ist selten ein Gewinn, ein früher Tod sel-

<sup>189</sup> Sitte, nach welcher die Witwe ihrem Schwager, wenn er sie nach dem Tode seines Bruders nicht heiraten wollte, einen Schuh auszog, und ihm, vor Zeugen, durch Ausspucken ihre Verachtung zeigte. Danach konnte die Witwe beliebig heiraten.

<sup>190</sup> Ein Mazewa, hebräisch Matzewah ist einjüdischer Grabstein.

ten ein Verlust. Das zeigt mein Alter und Bepp's früher Tod. Was hätte ich verloren, wenn ich frühzeitig meinem Joseph nachgefolgt wäre? Was würde Bepp gewonnen haben, wenn sie mit ihrem Bösewicht von Mann noch viele Jahre gelebt hätte? Wir beide haben aber Alles, was wir vielleicht gesündigt hatten, schon auf dieser Welt gebüßt und abgetragen. Also hoffe ich einst so sündenrein, wie es uns fehlervollen Menschen möglich ist, vor Gottes Thron zu gelangen. Wenn Ihr Kinder hört, daß Eure Tante Treinle gestorben ist, dann weinet nicht! Denket, daß sie endlich im Gan Eden mit den Theuren wieder vereint ist, nach denen sich ihr Herz so lange gesehnt hat ... Auf Träume soll man nichts geben; aber Träume sind doch auch eine Art Erlebnisse, ich möchte sagen abgeschwächte Erlebnisse. Ich habe jedes Jahr, jetzt vielleicht schon sechsmal geträumt, daß ich auf Sukkos durch einen dunklen Wald ging, bis es zu dämmern anfang. Je dunkler es wurde, desto heftiger lief ich, um aus dem endlosen, stillen Wald zu kommen, und eine große Angst befahl mich, die meine Schritte beflügelte. Plötzlich sah ich hellen Lichterglanz vor mir. den ich mit Aufbietung meiner letzten Kräfte zu erreichen suchte. Da stand ich vor einer Sukkoh<sup>191</sup>, deren Thüre sich von selbst öffnete. Von der Decke herab hing unsere Schabbeslampe, an welcher zahllose Lichter brannten: die Sukkoh war voller schöner goldener Zierrathen und nie gesehener herrlicher Früchte. Die Wände waren mit schneeig weißen Tüchern behängen und mit zahllosen blitzenden Sternen besetzt. Auf einem wundervoll verzierten Sessel saß unser Vater; die Mutter hob mit verklärtem Gesicht gerade die Hände zur Lampe empor, und ihre frommen Augen waren nach der De-

<sup>191</sup>Hütte

cke gerichtet; neben ihr stand Bepp in ihrer überirdischen Schönheit, wie ich sie in ihrem Brautkleid einst gesehen. Voller Entzücken eilte ich auf die Sukkoh zu, da ich im Hintergrund auch Joseph hinter Vaters Sessel stehen sah. Ich trat über die Schwelle und wollte die theuren Wesen umarmen. Sie richteten ihre Blicke auf mich und als ich jubelnd die mir zunächst stehende Mutter in meine Arme schließen wollte, da wachte ich auf.«

Wir Kinder horchten der Traum-Erzählung mit angehaltenem Athem, und mein Bäschen rückte ängstlich noch näher zur Tante. Diese mochte jetzt auch fühlen, daß ihre Erzählung geeignet war, uns Kinder zu ängstigen. Sie lenkte daher ein und sagte, das sei allerdings nur ein Traum, und wir sollten nicht weiter darüber nachdenken. »Jedenfalls«, begann sie nach einer Weile wieder, »habt Ihr jetzt gehört, was Eure Tante Alles hat wirklich erleben müssen, und dieses Leben war an sich schon ein schwerer, böser Traum. Nun wißt Ihr auch, warum Eure Tante »Frau Braut« genannt wird und was die Sachen droben auf dem Speicher einst bedeutet haben. Sie bilden ein Stück Familiengeschichte Eures Urahnen Löw Partenheim, des Hoffaktors und seiner Familie. Was ich Euch aus dieser Geschichte erzählt habe, war ein trauriges Kapitel. Möge Gott Euch, das jüngere Geschlecht nur ein sonniges Leben zu Theil werden lassen. Euch und die nach Euch kommen! Amen.«

Still begann der Tag zu verglühn. Ein warmer Luftzug drang durch das offene Fenster. Schwalben flogen dicht daran vorüber mit lautem, fröhlichen Gezwitser, in das sich das Schreien der Sperlinge mischte. In den Scheiben über dem Kelterhaus glomm der röthliche Schein der Abendsonne, welche die Wolken mit Purpur bemalt hatte.

*»... wie schön die Abendwolken sich in den Scheiben da drüben spiegeln. Sie kennen einander, die Abendsonne und die Fenster, schon seit mehr wie vielleicht sechzig Jahren, und sie bleiben immer ein Weilchen beisammen, ehe sie von einander Abschied nehmen... So ist das Leben: ein mit Räthseln umgebenes Räthsel.«*

»Seht nur, Kinder«, sagte die Tante, mit dem Finger nach dem Fenster deutend, »wie schön die Abendwolken sich in den Scheiben da drüben spiegeln. Sie kennen einander, die Abendsonne und die Fenster, schon seit mehr wie vielleicht sechzig Jahren, und sie bleiben immer ein Weilchen beisammen, ehe sie von einander Abschied nehmen. Hinter diesen Scheiben haben schon der Vater, die Mutter, die Bepp und Jeannette auf den Hof gesehen. Ich meine, ich sehe jetzt noch Bepp's weiße Stirn mit den schönen, hohen Haaren, herausleuchten? Schaut nur, wie die Schwälbchen drüben ihr Nest gebaut haben: auch sie haben seit Menschengedenken da gewohnt, erst die alten, die das Nest gebaut haben, dann ihre Jungen, die dort geboren wurden, und dann ihre Urenkel. So ist das Leben: ein mit Räthseln umgebenes Räthsel.«

Die Greisin erhob sich. Wir traten in den Hof, und blickten noch lange still hinauf zu den halberblindeten Scheiben, die in ihrer Bleiumfassung jetzt im Dämmerchein tiefschwarz erschienen. Auf der Dorfstraße ward es wieder lebhafter. Singende Burschen und Mädchen zogen vorbei. Aus den Ställen tönte das Blöken der Ziegen und das Brüllen der Rinder, die nach Futter verlangten. Dann versank das Dorf in das tiefe Dunkel nächtlicher Stille ...

Wenngleich die Tante versicherte, sie

glaube schon lange selber nicht mehr an die Möglichkeit der Rückkehr ihres längst verschollenen und von aller Welt vergessenen Mannes, so mußte sie doch noch nicht ganz die Hoffnung aufgegeben haben. Als wir wieder einmal am Freitag den Weg zur Kreuz-Chaussee antreten wollten, blieb mein Vetter plötzlich stehen und meinte: »Wozu gehen wir denn eigentlich, Tante? Du glaubst doch selber nicht mehr, daß der Onkel wiederkommt.« Die alte Frau sah erschrocken auf den Knaben herab, sekundenlang wortlos. Dann bat sie einschmeichelnd: »Komm' nur, mein Herzchen! Ich habe das garnicht so gemeint. Sind wir bisher vergebens hinausgegangen und würden wir heute fern bleiben, dann könnt' es ja möglich sein, daß er gerade heute käme. Denke Dir, wie leid uns das dann thäte! Komm', mein Söhnchen, vielleicht grad' heute.« Sie faßte den noch immer ungeschlüssigen Knaben an der Hand und so gingen wir den gewohnten Weg ...

Zwei Jahre verstrichen, und die Tante stellte immer noch nicht ihre Gänge zur Kreuz-Chaussee ein. Ich hatte sie aber seitdem nicht wieder gesehen.

Der alte Pfarrer des Dorfes war gestorben, ein anderer hatte seine Stelle eingenommen. Ein Mann in den besten Jahren, mit liberalen Anschauungen in das weltstille Dorf versetzt, erweiterte er seinen Verkehr über den üblichen mit dem Lehrer und Bürgermeister hinaus auch auf die intelligenteren Juden. Allmählig kam er mit unserem Großvater, mehr noch mit dessen Sohn, unserem Onkel, sowie dessen Schwester, der Mutter meines Bäschens und Vetters, öfter zusammen. Die ungewöhnliche Belesenheit der Beiden und ihre Manieren, die so vortheilhaft von den Gepflogenheiten der übrigen Dorfbewohner abstachen, förderten in kurzer Zeit einen freundschaftlichen Ver-

kehr zwischem dem Geistlichen und meinen Verwandten. Ein Mann wie Onkel Juda<sup>192</sup>, der ein für die damalige Zeit sehr großes Stück Welt gesehen hatte, dann, in das heimatliche Dorf zurückgekehrt, an Ruhe- und Feiertagen, wie in der arbeitstillen Winterszeit mit schöngeistiger Literatur und philosophischen Büchern sich beschäftigte, in der übrigen Zeit gemeinsam mit seinen Tagelöhnern selber Aecker und Weinberge bestellte, ohne sich um Handel oder sonstigen Erwerb zu bemühen, der dabei ein strenggläubiger Jude mit unbeugsamen Grundsätze war – ein solcher Mann mochte dem geistlichen Herrn zuvor noch nie begegnet sein. In seine Anschauungsweise und Erfahrung über die Dorfjuden, die er nur als Handelsleute, Hausirer und Makler kannte, paßte die achtungsgebietende Erscheinung dieses »Dorfparneß« ebensowenig wie die vornehme Gestalt seiner Schwester zur Dorfjüdin.

*»Eine stolze Tradition fesselte sie an die Scholle, die sie, als die ersten und einzigen Stammesgenossen, als gesichertes Eigenthum erwerben konnten, bevor im ganzen Lande ringsum Juden überhaupt nur wohnen durften.«*

Daß wohlhabende Juden vom Dorf in die Stadt zu ziehen pflegen, war dem Geistlichen bekannt und verständlich; wie aber derart geistvolle, ungewöhnlich gebildete Menschen auf einem abgelegenen Dorf verbleiben und sich da augenscheinlich ganz wohl fühlen konnten, das war ihm unerklärlich. Mit der klaren Denkweise, die man nicht selten bei Landgeistlichen trifft, richtete der Pfarrer seinen Blick, indem er die ihm so interessanten Menschen beobachtete, auf de-

ren Elternhaus, auf den Großvater und Tante Treinle, und er begriff: die Pietät der Kinder band hier die Geschwister an den hochbetagten Vater und dessen Schwester, dann aber auch ein gewisser Familienstolz. Hier war, seitdem Juden sich daselbst niedergelassen hatten, der Sitz der Familie, hier waren sie die ersten, die angesehensten und einflußreichsten des Landes gewesen. Eine stolze Tradition fesselte sie an die Scholle, die sie, als die ersten und einzigen Stammesgenossen, als gesichertes Eigenthum erwerben konnten, bevor im ganzen Lande ringsum Juden überhaupt nur wohnen durften.

Je länger der geistliche Herr in Partenheim weilte, je häufiger er mit Onkel Juda, den er einen »Philosophen hinter dem Pfluge« nannte, verkehrte, desto größer ward sein Interesse für Tante Treinle, in der er, mehr noch wie im Großvater, den geistigen Mittelpunkt der Familie erkannte. Sie las Klassiker in zwei Sprachen, war bibelkundig, weltklug und hatte sich in der bäuerischen Umgebung die guten Manieren bewahrt, welche sie aus dem Schlosse empfangen hatte. Der Pfarrer schätzte die geistesfrische Greisin ungemain; ihr herbes Schicksal erweckte seine innigste Theilnahme, die Seelengröße und das Gottvertrauen, mit der sie daselbe trug, erfüllten ihn mit Bewunderung. Alt und Jung im Dorfe nannte sie nur Tante Treinle. Diese unter den sonst wenig zärtlichen Bauern ungewöhnliche Erscheinung mußte ihren Grund haben, und der Pfarrer fand ihn bald heraus: Die thörichten Dorfbewohner dehnten nicht nur nicht das ihnen sonst gegen Juden innewohnende Vorurtheil auf Tante Treinle aus, sondern sie waren geradezu zu- traulich zu ihr. Die kluge Frau gab ihnen öfter guten Rath, aber häufig genug, was noch werthvoller ist, wie der beste Rath: sie half ihnen mit Geld aus. In Krank-

<sup>192</sup>Juda oder Jakob Hirsch, geboren 1813, wurde in Bingen begraben.

heitsfällen holten sich die Bauern einen Löffel Suppe bei Tante Treinle, die keiner so gut kochen konnte, ein andermal erfrischenden Himbeersaft <sup>193</sup> und was der alte Doktor Turell sonst noch aus ihrer reichen Vorrathskammer kannte.

Der Pfarrer nannte sie aber nicht wie Jedermann im Dorfe >Tante Treinle<, oder wie die noch wenigen ganz alten Leute >Frau Braut<, er fand den besten Namen für sie: >die Dorfseele<.

*»Der Pfarrer nannte sie aber nicht wie Jedermann im Dorfe >Tante Treinle< ... er fand den besten Namen für sie: >die Dorfseele<.«*

Das war auch tatsächlich der zutreffendste Name, den man für Tante Treinle finden konnte. Alles in Allem nur eine alte, jüdische Frau, die fest am Hergebrachten hing, war sie eben eine Dorfbewohnerin und dennoch so wie sie war, Jedem etwas, und das fühlten fast Alle übereinstimmend. Ob die Schulkinder, ob die jungen Burschen und Mädchen oder die alten Leute beim Vorübergehen »Gut Zeit, Tante Treinle wünschten, es klang doch ganz anders, als wenn sich die übrigen Dorfleute grüßten. Sie war eben die »Dorfseele«. Sie blieb es noch eine Weile und ging nach wie vor jeden Freitag, freilich jetzt nur wenn das Wetter günstig war, an die Kreuz-Chaussee. Da begegnete ihr einmal hinter dem Pfarrer, der sie ehrerbietig grüßte, ihr Jugendfreund Simon Pappenheimer<sup>194</sup>. Wenige Schritte vor ihr blieb er stehen.

»Sag' mir doch mal Treinle, ich muß oft darüber nachdenken, wenn's umgekehrt gewesen wäre; ich meine, wenn Du nach

Rußland gezogen und Dein Joseph hiergeblieben wäre. Glaubst Du, er würde ledig geblieben und über die fünfzig Jahre jeden Erew Schabbes nach der Chaussee gegangen sein, auf Dich zu warten?«

Ohne sich einen Augenblick zu besinnen, antwortete sie: »Ja, das glaub' ich ganz fest, Simon. Mein Joseph hat mich so grenzenlos geliebt, wie ich ihn geliebt habe, ihn bis zu dieser Stunde noch liebe. Und so lange mir Gott Leben giebt wird' ich ihm entgegengehen, auch da ich weiß, daß er nicht mehr zu mir kommen wird, so lange, bis ich zu ihm komme. Du weißt doch wie es in der Haftora <sup>195</sup> vom zweiten Tag Rosch Haschono <sup>196</sup> heißt: >Ahawas aulom ahawtich al ken moschachtich chosed, mit ewiger Liebe habe ich Dich geliebt, darum zog ich Dir nach mit Huld,< und Du weißt auch, Simon, wie es ferner im Hohen Lied heißt: >Ki aso mimowes ahawo, stärker wie der Tod ist die Liebe.< Warum willst Du mich jetzt, nach einem Menschenalter, in Vertrauen und Liebe mißtrauisch machen?«

Sie ging hoch aufgerichtet weiter, während Simon Pappenheimer, auf seinen Stock gestützt, ihr noch lange verwundert nachsah. Kopfschüttelnd wandte er sich weiter. »Ki aso mimowes ahawo,« murmelte er, »die Liebe ist stärker wie der Tod; es ist doch etwas daran.« ...

Der Kanonendonner von Königgrätz weckte die Völker Europas aus langer Ruhe im still hinfließenden Leben <sup>197</sup>.

»Es werden gewaltige Zeiten kom-

<sup>193</sup>Himbeeren enthalten eine relativ hohe Menge an Salicylsäure, die eine schmerzstillende und fiebersenkende Wirkung hat.

<sup>194</sup>Simon Pappenheimer, 9.1.1805 - 19.3.1888.

<sup>195</sup>Die Haftara (hebräisch für Abschluss) ist eine öffentliche Lesung aus den Prophetenbüchern an Feiertagen und am Sabbat.

<sup>196</sup>Am zweiten Tag des dreitägigen jüdischen Neujahrsfestes Rosch ha-Schana wird eine andere Haftara gelesen, eine neue Frucht auf den Tisch gebracht oder ein neues Kleidungsstück getragen.

<sup>197</sup>Bei der Schlacht beim böhmischen Königgrätz (heute Hradec Králové) am 3. Juli 1866 besiegte die Preussische Armee die von Österreich und Sachsen.



men«, prophezeite Tante Treinle, »die Menschen werden es besser bekommen, aber sie werden nicht glücklicher werden, dazu gehört etwas Innerliches, worauf der meiste Werth gelegt werden muß, mehr als die Leute jetzt thun.«

Dann kam das Sukkothfest. Der Großvater und Taute Treinle saßen in der Sukkoh beisammen. Da begann die Tante:

»Marum, wenn ich einmal nicht mehr bei Dir sein sollte, dann geh' nicht aus unseres Vaters Haus! Wie Du jetzt in Deiner Sukkoh sitztest als eig'ner Balbos<sup>198</sup> so bleib' in Deinem Hause und gehe zu keinem Kind, zu keiner Schwiegertochter und keinem Schwiegersohn! Ehe Du das thust, Marumchen, vermach' lieber Einem, der Dich in Deinem Haus verpflegt, das Haus, oder ein paar Wingert<sup>199</sup>.

Der Großvater blickte seine Schwester befremdet an und sagte lange Zeit nichts, dann fragte er: »Warum kommst Du grad' heut darauf?«

»Warum? Darum«, replizierte Tante Treinle. Nach einer Weile fuhr sie fort: »Man soll an Alles denken, was einmal kommen muß. Und ich muß doch auch für Dich denken. Du warst mein Bruder und mein Vater zugleich; Du hast mich lieb gehabt, und nur Eins hab' ich an Dir gefürchtet: Du bist zu hitzig, kommst so leicht in Zorn. Kannst Du Dir denn das gar nicht abgewöhnen?«

»Schwer, arg schwer, Treinlechen, weil ich mir das Zornigwerden schon sechsundachtzig Jahr angewöhnt habe. Ich will's aber versuchen«, versprach der Greis freundlich, indem er dicke Tabakwolken aus seiner Pfeife blies.

Am *Hoschano rabooh*<sup>200</sup> legte sich die Tante um die neunte Vormittagsstunde

<sup>198</sup>KAHN: Herr

<sup>199</sup>KAHN: Weinberge

<sup>200</sup>*Hoschana Rabba, der siebte Tag des jüdischen Pilgerfestes.*

zu Bett. »Es ist nichts, nur ein bischen schwach fühl' ich mich«, beschwichtigte sie ihren Bruder.

Um die Mittagsstunde saß er in ihrer Stube am offenen Fenster und rauchte wie sonst. Da richtete sich die Tante im Bette auf und sagte:

»Höre, Marum! Mein Cholom<sup>201</sup> geht in Erfüllung. Ich bin im dunklen Wald. Er lichtet sich vor meinen Blicken, und die schöne, hell erleuchtete Sukkoh öffnet sich. Unser Harrle und Fraale, unsere Eltern, die Bepp und der Joseph blicken durch die offene Thüre und erwarten mich. Komm' her, Bruderherz! Hier an meiner Bettstatt<sup>202</sup> bei Lebzeiten und nicht in meinem Oron<sup>203</sup> wollen wir einander mechiele praien<sup>204</sup>. Die ich Dir, so sei mir alles moochel<sup>205</sup>, wenn wir uns gekränkt haben sollten. Gieb mir noch einen Kuß und dann laß die Weiber holen.«

Dem alten Marum fiel vor Schreck die Pfeife aus der Hand, sodaß sie am Boden zerschellte. An allen Gliedern zitternd, mit aufgestäubtem Haar schlurfte er laut weinend ans Bett der sterbenden Schwester und bedeckte ihr erkaltendes Antlitz mir Küssen und Thränen. Bärbel aber rannte laut heulend durch's Dorf, Freunde und Verwandte rufend. Rasch hatten sich die Frauen um das Sterbelager gesammelt. Gietelchen Pappenheimer führte den gänzlich zusammengebrochenen Greis in die angrenzende Stube, wo einige Männer ihn auf einen Sessel setzten. So oft im Sterbezimmer die Frauen das »Sch'ma Jisroel«<sup>206</sup> sagten

<sup>201</sup>KAHN: Traum

<sup>202</sup>KAHN: Herrlein und Fräulein, Großeltern.

<sup>203</sup>KAHN: Sarg

<sup>204</sup>KAHN: Einander abbitten.

<sup>205</sup>KAHN: verzeihen

<sup>206</sup>*Das Schma Jisroel, der älteste Ausdruck jüdischen Selbstverständnisses, wird manchmal als »jüdische Glaubensbekenntnis« bezeichnet.*

---

und es leise durch die angelehnte Thüre herüberscholl, bewegten sich die Lippen der Männer im andachtvollen Mitbeten.

Nach minutenlanger Totenstille kam es lauter herübergeklungen: »Gelobt sei der Richter der Wahrheit«, und die Frauen kamen heraus. Gietelchen Pappenheimer schritt auf den Großvater zu, legte ihre Hand auf dessen Schulter und sagte in gütigem Tone: »Marum, Deine Schwester, die Treinle ist jetzt im lichten Gan Eden; ihr großer Jomtow <sup>207</sup> hat begonnen, und sie ist mit ihrem Joseph zusammen, Gott wird Dich trösten.«

Sonntag-Nachmittags um ein Uhr wurde die Tante begraben. Zuvor hatte der Pfarrer in der Kirche seiner Gemeinde gepredigt, daß heute eine Frau aus Israel bestattet werde, die allen Menschen gut gewesen sei, die das Wort des Stifters der christlichen Religion, »Liebet einander!«, werthätig erfüllt habe. Ob nur ein Einziger in der Kirche sei, der anderes von ihr je gesehen habe?

Hundertens von Juden aus der ganzen Gegend schlossen sich die Bauern, Männer und Frauen in Schaaren an, um Tante Treinle, der »Dorfseele«, die letzte Ehre zu erweisen ...

Von dem einstmaligen Schloß Walbrunn existiert heute nichts mehr, was an ein altes, vornehmes Geschlecht, das einst hier residirt hatte, erinnert. Bauernhäuser und weite Hofräume, in denen sich Geflügel mit Schweinen und Hunden um die Wette tummelten, haben die Stelle ehemaliger großer Gärten mit ihren Boskets <sup>208</sup>, Teichen und Springbrunnen eingenommen. Selbst die großen Freitreppen sind längst verschwunden, wie die weit-schweifigen Bauten, zu deren Räumen sie führten. Die Freiherren und Freifrauen

schlafen meist in der Gruft der Kirche zu Partenheim; ihrer selbst gedenkt nur noch dann und wann ein alter Bauer, der sich dunkel erinnert, daß einmal seine Eltern oder Großeltern von den Schloßbewohnern erzählten. Wenn diese Alten den gleichen Weg gegangen sein werden, wird kein Dorfbewohner mehr derer von Walbrunn erwähnen, ein Bild menschlicher Größe, irdischer Ohnmacht ...

Ein Leichenstein auf dem jüdischen Friedhof zu Jugenheim kündigt in hebräischen Lettern, dass dort die Ehefrau des Joseph Nachmann ruht, die treu dem Gatten, der von der Chuppe aus in den großen Krieg gegen Rußland gezogen sei, als »*Naaroh besuloh*« als reine Jungfrau, in's ewige Leben eingegangen sei. »Weinet, weinet, denn sie kehret nicht wieder.«

Zwei Reihen hinter diesem Grabstein erhebt sich ein säulenartiges, rundes Grab-Denkmal mit folgender Inschrift in hebräischen Versen: »Fromm und glaubensstark, zärtlich liebend als Tocher, treu ihren Geschwistern und Verwandten, herrlich von Antlitz und lieblich von Gestalt, eine Fürstin unter den Töchtern der Gegend, mildthätig ohne Grenzen gegen die Armen, liebevoll gegen die Hilflosen, ruht hier eine Jungfrau Israel's, die im zwanzigsten Jahre ihres Lebens einging in's ewige Leben am ersten Rosch Hascho-nohtage des Jahres: »Unser Herz ist gebrochen« <sup>209</sup>. Unter diesem Grabhügel schläft mein Bäschen den Todesschlaf.

---

<sup>207</sup> Feiertag oder guter Tag.

<sup>208</sup> Von französischen *le bosquet*, ein Wäldchen oder Gehölz.

<sup>209</sup> KAHN: Ein nicht seltener Brauch, in sinnreichen Sprüchen die Jahreszahl auszudrücken.

# 10 Lebenserinnerungen eines Juden

*Hoheit, der Soldat ist Jude!*

– Ach soooo ...

Arthur Kahn schilderte seine Herkunft und Kindheit in seiner handschriftlichen Autobiographie, die er um 1926 im Alter von 76 Jahren, zwei Jahre vor seinem Tod, verfasste. Diese Autobiographie enthält auch Notizen zur literarischen Ausarbeitung seiner Erinnerungen. Ihm blieb Zeit, den Abschnitt über seine Kindheit in Groß-Gerau und Fulda zu bearbeiten und anschließend anonym als »Lebenserinnerung eines Juden« in Maschinenschrift für eine Veröffentlichung vorzubereiten. Dazu kam es allerdings nicht. Deshalb habe ich das Manuskript in dieses Buch mit aufgenommen,<sup>1</sup> obwohl die »Lebenserinnerungen« eine die deutlich spätere Zeit zwischen 1850 und 1860 abdecken. Das Leben der Juden »auf dem Judenberg«<sup>2</sup> in Fulda hatte sich allerdings kaum gegenüber der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts verändert. Die »Lebenserinnerungen« beleuchten ganz andere Aspekte des alltäglichen jüdischen Lebens als die des

<sup>1</sup>Einige handschriftliche Bemerkungen von Arthur Kahn zum Manuskript wurden nicht in die Transkription eingearbeitet; Fußnoten wurden als Erläuterung eingeführt und die Rechtschreibung wurde zum Teil an heutige Orthografie angepasst.

<sup>2</sup>Der Judenberg schloss sich an die Obere Judengasse an.

eher privilegierte Leben der wohlhabenden »Partenheimer« in »der Dorfsee«.

Kahns Zeit in Bingen, die er besonders positiv in Erinnerung hat, wird in den »Lebenserinnerungen« nicht erwähnt, aber in seiner handschriftlichen Autobiographie lebhaft beschrieben. Daher habe ich den Abschnitt, der von der Abreise in Fulda bis zu den ersten Eindrücken in Bingen handelt, ebenfalls in das Buch aufgenommen. Mit den Augen eines aufgeregten und aufgeschlossenen Kindes schildert Kahn darin seine Eindrücke von der heranrückenden Moderne: *Eisenbahn, Dampfer und endlich! helleres Licht!*

Lebte man als Jude in der nachnapoleonischen Zeit in einer Stadt, ließ man die Söhne studieren; ansonsten erlernten diese ein Handwerk. Auch Aron Kahns<sup>3</sup> Söhne lernten ein Handwerk, zunächst zum Entsetzen vieler Juden in der Gegend, die dies nicht gewohnt waren. Auf diese Weise erlernte Arthurs Vater, Nathan, als 14-Jähriger das Handwerk der Seifensiederei<sup>4</sup> in Wetzlar. Seife wurde aus Schlachtabfällen und Tierknochen gesiedet; der Gestank war entsprechend. In Groß-Gerau versuchte Nathan anschließend sein Geld mit einer kleinen eigenen Seifensiederei zu verdienen. Allerdings mit magerem Erfolg: er musste die Fabrikation einstellen und verließ 1852

<sup>3</sup>Arthur Kahns Großvater.

<sup>4</sup>Die Zünfte erlaubten Juden nicht ein Handwerk zu erlernen, es sei denn dieses war »zunfftfrei«. Dies war für die Seifensiederei früh der Fall.

Groß-Gerau mit seiner Familie. In Fulda übernahm Nathan, der sehr gut singen konnte und überhaupt sehr musikalisch war, eine Stelle als Kantor<sup>5</sup> in der dortigen jüdischen Gemeinde.



Abbildung 10.1: Synagoge in Fulda um 1866. Quelle: Stadtarchiv Fulda, <https://tinyurl.com/mve9ea75>,

**Fulda:** Zur Fuldaer Zeit der Kahns lebten dort rund 300 Juden, entsprechend ungefähr 3% der Bevölkerung. Die meisten Juden wohnten wahrscheinlich rund um das Gebiet der ›Judengasse‹, die heute ›Am Stockhaus‹ heißt. Um 1850, Arthur Kahns Geburtsjahr, reichte der Platz in der alten Synagoge nicht mehr aus und eine neue Synagoge wurde geplant. Diese konnte dann Anfang 1858 feierlich eröffnet werden. Ein Jahr zuvor war Kahns Familie allerdings bereits nach Bingen umgezogen.

Das Elternhaus in Fulda, sowie später das in Bingen, war ein Ort der Gastfreundschaft und ein beliebter Treffpunkt. Mitte des 19. Jahrhunderts war es noch ungewöhnlich, aber die Kahns besaßen ein Klavier. Der Vater sang, während die Töchter Hausmusik mit Gitarre, Zither und Klavier machten. Insgesamt herrschte eine sehr bürgerliche Atmosphäre. Obwohl es in den Städten Musikvereine und andere bürgerliche Gesellschaften gab, waren diese oft nur den

wohlhabendsten Mitgliedern der Gemeinde zugänglich. Kahn schreibt,

»... nicht aus Abneigung gegen Juden, sondern weil der Spießbürgergeist ... den minderbegüterten Mittel- und Handwerkerstand ausschloss. Unter diesen Umständen ist es leicht verständlich daß mein Elternhaus, in dem überaus gute Musik gepflegt wurde, gewissermaßen als Miniaturkonzertstätte betrachtet wurde.«

#### Der Kantor

Im Judentum gibt es keinen Mittler zwischen Gott und den einzelnen Menschen. Anders als ein Priester, ist der Rabbiner in erster Linie ein Gelehrter, der religionsrechtliche Entscheidungen trifft und seelsorgerisch arbeitet. Er hat beim Gebet keine besonderen Aufgaben. Eine Predigt ist für den Gottesdienst nicht erforderlich, aber möglich.

Stattdessen spricht oder singt ein Mitglied der Beter-Gemeinschaft bestimmte Gebete laut vor. Häufig wird dafür ein ausgebildeter Kantor von der Gemeinde angestellt, da die jüdische Liturgie kompliziert ist und eine schöne Stimme für den anspruchsvollen Gesang gewünscht wird. Der Kantor betet mit der Gemeinde, aber nicht für sie. Heutzutage durchlaufen sowohl zukünftige Rabbiner und Kantoren ein fünfjähriges Bachelor- und Masterstudium der jüdischen Theologie.

Kantoren und Kantorinnen gibt es auch im Christentum, mit einer Entwicklung hin zum hauptberuflichen Kirchenmusiker. Besonders wichtig ist der Gesang in den orthodoxen Kirchen, die die menschliche Stimme als einzig zulässiges Instrument betrachtet, um Gott zu preisen. Ähnlich wie im orthodoxen Judentum ist z.B. eine Orgel nicht erlaubt. Im Islam spielt der Imam als Vorbeter eine vergleichbare Rolle.

**Von Fulda nach Bingen:** Nachdem die Kahns eine Strecke mit einer ›Chaise‹ zurückgelegt hatten, wechselten sie in Hanau auf die Eisenbahn. Die Main-Weser-Bahn, die seit 1852 Kassel mit Frankfurt verband, endete im Main-Weser-Bahnhof, der 1850 eröffnet worden war. Der Anschluss von Fulda an diese Bahnstrecke scheiterte damals noch

<sup>5</sup>Vorbeter

an der steilen Steigung bei der Wasserscheide zwischen Fulda und Kinzig. Diese Schwierigkeit wurde erst 1868 mit dem Bau einer Spitzkehre überwunden. Abbildung 10.2 zeigt eine Szene mit der Main-Weser-Bahn in den 1850'ger Jahren [22]. Arthurs erste Fahrt mit der Eisenbahn und der Anblick des frühen Raddampfers Merkens auf dem Rhein gehörten zu seinen besonders aufregenden Erlebnissen auf dieser Reise.

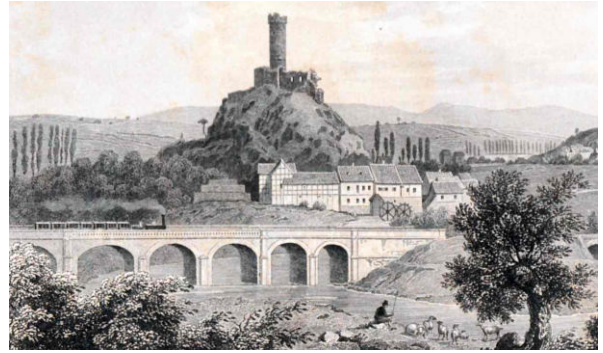


Abbildung 10.2: Main-Weser-Bahn um 1852 (Schwalmbrücke vor der Altenburg). Ausschnitt aus einem Stahlstich von J. Umbach nach Zeichnung von L. Rohbock. Quelle: Das Kurfürstentum Hessen in Malerischen Original-Ansichten. Darmstadt: Lange, 1852, Digitales Archiv Fulda <https://tinyurl.com/n5v66j35>.

**Bingen:** Nathan Kahn hatte ein lukratives Angebot aus Frankfurt erhalten um dort eine Kantorstelle anzunehmen. In der dortigen Synagoge war allerdings zuvor eine Orgel <sup>6</sup> installiert worden. Aus Überzeugungstreue nahm er diese Stelle nicht an, mit der Begründung:

*»Ich kann nicht in einer Schul' singen, in der eine Orgel gespielt wird.«*

Auch Stolz war dabei, wie Kahn schreibt:

*»Man muß nämlich wissen, dass die damaliger jüdischen Pfaffen ohne Unterschied der Confession sich unendlich hoch erhaben ... dunkten.«*

Nachher bedauerte er oft, aus Stolz die bereits zugesagte Stelle abgelehnt zu haben; auch seine Frau tat es später leid, dass sie ihn in seiner Ablehnung bestärkt hatte. Stattdessen nahm er eine Stelle in Bingen an, wo er das anderthalbfache Gehalt im Vergleich zu Fulda erhielt. Bis seine Amtswohnung frei wurde, lebten die Kahns in einer großen Wohnung in der jetzigen Rathausstraße, die früher Judengasse hieß.

<sup>6</sup>Zu Beginn des 19. Jahrhunderts hielt die >Synagogenorgel< Einzug in jüdische Reformgemeinden; die orthodoxen Gemeinden lehnten die Orgel ab. Übrigens gilt dies auch für die orthodoxe Christenheit, die die menschliche Stimme als einzig zulässiges Instrument in der Kirche betrachtet.



Abbildung 10.3: Modell des Raddampfschiffes »Merkens«, Siebengebirgsmuseum der Stadt Königswinter, Fotograf: Wolfgang Schmitz.

Im Jahr 1958 zogen<sup>7</sup> sie in die Rheinstraße 2 um, wo direkt in Anschluss an die alte Synagoge auch der Rabbiner Dr. Sobernheim wohnte. Die Neue Synagoge in Bingen mit liberaler Ausrichtung wurde zwischen 1903 und 1905 >romanischen Kirchenstil< erbaut, was dem Trend der Zeit entsprach <sup>8</sup>. Der

<sup>7</sup>Hans-Josef von Eyzß. Geschichte der Juden in Bingen von den Anfängen bis 1914. 3. Aufl. Arbeitskreis Jüdisches Bingen, Band 3, 2021. ISBN: 978-3-935516-89-1.

<sup>8</sup>Siehe z.B. <https://tinyurl.com/4bbynwve> und >Arbeitskreis jüdisches Bingen<: <https://tinyurl.com/mu37f5rr>. Festschrift zur Einweihung: <https://tinyurl.com/2r8ffmxd>. Die Synagoge wurde in der Reichsprogromnacht am 10.11.1938 in Brand gesteckt; heute ist nur noch die Fassade eines Seitentrakts erhalten.

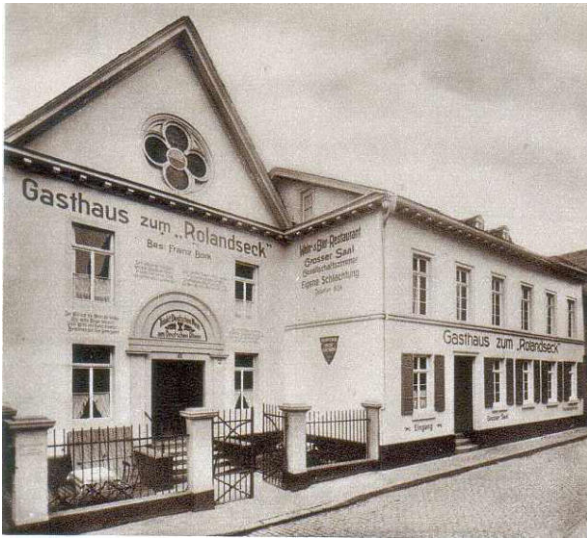


Abbildung 10.4: Alte Synagoge in Bingen, nach deren Verkauf und Umwandlung in das >Gasthaus zum Rolandseck<. Die Kahns wohnten im rechten Nebengebäude. Ausschnitt aus einer Postkarte, siehe <https://tinyurl.com/2957nbjc>.

Gebäudekomplex wurde 1906 verkauft <sup>9</sup>. Im Jahr 1975 brannte das Gebäude ab und wurde durch einen Neubau ersetzt. Dieser beherbergt nun das Jugendhaus Bingen.

Nachdem Arthur eine Weile zu Hause von seinen Eltern unterrichtet worden war, musste Arthur die Volksschule besuchen, die sogenannte >Knabenschule< in

<sup>9</sup>>Der Israelit< vom 11. Mai 1911 schreibt kritisch über den Verkauf: »Wie aber dieser Geist der Pietät in der heutigen Generation lebt, das kann nicht besser illustriert werden, als durch die Tatsache, dass die frühere Synagoge in der Rheingasse, die über 70 Jahre gottesdienstlichen Zwecken diente, samt den nicht unbedeutlichen Nebenbauten, als Mikwe, Beamtenwohnungen und Schullokal für 30 oder 35 Mark an einen christlichen Unternehmer verkauft wurde, der alsbald ein Vergnügungsetablissemment daraus machte. Und gerade die alte Synagoge ist es, wo heute ein Tanzlokal, ein Konzertsaal, eine Bierhalle, ein Kinematographentheater, nicht weniger als wie Tingeltangel und Kabarett den Zusammenkunftsort für Publikum zweiten, dritten und weiteren Ranges bildet.« Siehe auch <https://tinyurl.com/bd8pce9b>.

Bingen <sup>10,11</sup>. Für ihn als zugezogenen Juden begann eine schwierige Zeit, auch mit körperlichen Auseinandersetzungen. Anders als seine jüdischen Kameraden setzte er sich häufig gegen Schüler und Lehrer zur Wehr, was ihm letztlich den Respekt seiner Mitschüler einbrachte.

Über Arthurs spätere Jahre in Bingen ist wenig bekannt. Einige – oft lustige – Erinnerungen an seine Schulzeit finden sich in seinem Nachlass. Viele seiner späteren Erzählungen und Romane spielen allerdings in Bingen und Umgebung (siehe Kapitel A.3). Der Ort und seine Umgebung lagen ihm sehr am Herzen, auch weil seine Eltern und einige Schwestern dort weiterhin lebten. Schwärmerisch – und rheinromantisch schwülstig – schreibt Kahn 1886 über Bingen, >dem Eden am Rhein<.

In den Jahren 1870-71 diente Arthur im Deutsch-Französischen Krieg und arbeitete danach unter anderem in Frankfurt im Weinhandelshaus >Bernhard Wiesengrund <sup>12</sup><. Erst mit 28 Jahren begann er sein ausgedehntes Medizinstudium an sieben verschiedenen Universitäten (siehe Kapitel A.4).

<sup>10</sup>Nachdem die alte Knabenschule in Bingen zu klein geworden war, nutzte die Knabenschule zur Zeit Arthur Kahns das sogenannte >Amtshaus<. Dieses Gebäude diente zu anderen Zeiten auch als Kaserne, Realschule und Friedensgericht.

<sup>11</sup>Dietrich Eberling. Bingen in der Geschichte des 19. Jahrhunderts. Matthias Ess, 2017. ISBN: 978-3-945676-37-0.

<sup>12</sup>Aus dessen Familie ging der Philosoph und Soziologe Theodor Wiesengrund-Adorno, 1903-1969, hervor.

Anonymus (A. Kahn), transkribiert aus Leo Baeck  
Archiv, Arthur and Fritz Kahn Collection,  
AR 7144II<sup>13</sup>

## 10.1 Lebenserinnerungen eines Juden

*»Man kann sehr geteilter Meinung darüber sein, ob es ein Vorzug oder schon die erste Unzulänglichkeit ... unseres Lebens ist, dass wir von dem wichtigsten Moment unseres Daseins, unserer Geburt keine persönliche Erinnerung haben ...«*

Man kann sehr geteilter Meinung darüber sein, ob es ein Vorzug oder schon die erste Unzulänglichkeit oder das erste Schicksal unseres Lebens ist, dass wir von dem wichtigsten Moment unseres Daseins, unserer Geburt keine persönliche Erinnerung haben. Ich vermute, dass diese Erinnerungslosigkeit an einen so wichtigen Vorgang alle Menschen gleichmäßig trifft und tröstlich für uns, über deren Geburtsstätte keine Königskrone am Himmelbett prangte bleibt die Gewissheit, dass selbst eines Kaisers Kind von seinem ersten und wirklichen Geburtstag keinen Vorgang berichten kann.

Ich wurde an einem der ersten Septembertage, just in der Mitte des 19. Jahrhunderts in einem kleinen Hause auf dem Marktplatz eines kleinen Städtchens<sup>14</sup> geboren, nicht in einem Ghetto, in keiner Judengasse, denn beide existierten in meiner Geburtsstadt nicht. Ich darf auch nicht behaupten, dass ich bei meiner Geburt das Licht der Welt erblickte, denn, wie meine Mutter oft erzählte, trat ich in dieses Erdenleben unter dem

Scheine eines Öllichtes in diese Welt und selbst dieses Öllicht habe ich bei meiner Geburt nicht erblickt, Ich kann bis zur Evidenz erweisen, dass ich auch nach meiner Geburt weder sofort das natürliche Tageslicht noch jenes späte Licht einer Öllampe wahrgenommen habe. Meine Eltern sowohl als meine Großeltern erzählten nämlich häufig, dass ich erst volle 9 Tage nach meiner Geburt die Augen geöffnet habe, so dass meine Mutter in der größten Besorgnis lebte, den ersten Knaben nach 6 vorausgegangenen Schwestern als blindgeboren anzusehen. Meine schon kurz vor meiner Ankunft eingetroffene Großmutter soll meine Mutter schon damals getröstet haben mit den Worten: »Lass nur gut sein, liebe Tochter, dem Jungen werden noch früh genug die Augen aufgehen.« Diese allerersten Prophezeiungen an meiner Wiege sind auch richtig in Erfüllung gegangen, wie ich noch später zu erzählen habe. Während ich geboren wurde, befand sich mein Vater, der ein überaus religiöser und noch viel frommerer Mann war (beides ist nicht immer vereint im Menschen) in der Synagoge und war natürlich außerordentlich erfreut, dass nun endlich der langersehnte Stammhalter angekommen war.

Eine meiner Schwestern, sie hieß Babette, damals 4 Jahre alt, lief in ihrer Erregung, als ihr das kleine Brüderchen gezeigt wurde, und sie eben erst einen Schuh und einen Strumpf am Bein hatte, voller Freude den zweiten Strumpf in der Hand haltend, barfuß über die Straße und erzählte allen Leuten froh, »Etsch, ich habe doch ein Brüderchen bekommen!«

Was in der nächsten Zeit mit mir vorging, ist mir leider auch nicht mehr in der Erinnerung. Nur so viel weiß ich, dass nach einer Woche zu Ehren meiner Geburt ein großes Festessen statt-

<sup>13</sup>Lebenserinnerungen. URL: <https://tinyurl.com/3uh2kcb6>.

<sup>14</sup>Groß-Gerau

---

fand, zu dem meine freundlichen Eltern sämtliche Mitglieder der auf den umliegenden Dörfern befindlichen Gemeinden einluden und jeder Raum im Hause, sogar die Scheune, von geladenen Gästen besetzt war. Und sämtliche Stühle und Tische bei Freunden, Bekannten und Nachbarn, ja sogar in Wirtshäusern kaum ausreichten, um die Teilnehmer an diesem Familienfeste zu einem Platze zu verhelten.

Was im ersten Jahre weiter mit mir geschah, ebenso im zweiten, ist mir ebenso dunkel geblieben als der erste Augenblick meines Daseins. Jedenfalls lebte ich diesen Dämmerzustand in dem Grade, [für den] die Menschen im Gegensatz zu den weniger intelligenten Tieren noch keine Eindrücke besitzen. Nur ganz dunkel, und das mögen die ersten Zeichen des erwachenden geistigen Lebens sein, erinnere ich mich eines großen freien, mit Bäumen bewachsenen Platzes, eines bärtigen Männergesichtes mit freundlichen gütigen Augen und einer wunderbar schönen Frauenhand, die meiner Mutter, die diese schöne Hand bis in ihr hohes Alter noch hatte, gehörte.

Hier muss ich nun allerdings etwas einfügen, was vielleicht metaphysisch klingt, und mich heute noch sehr häufig beschäftigt und zum Grübeln zwingt. Ich möchte dies hier gleich einfügen. Ich habe Erinnerung an einen Vorgang, der unmöglich in den Rahmen meiner Lebenszeit hineinpasst. Auch sooft ich ihn meiner Mutter oder meiner Schwester erzählte, als etwas ganz Unmögliches oder gewiss nicht vorhanden Gewesenes bezeichnet wurde. Ich kann es auch nicht geträumt haben, denn die absolute Klarheit dieses Erinnerungsbildes fällt gänzlich bei einem Traume aus. Mir schwebt nämlich vor, dass ich einmal gegen Abend mich auf einer ungeheueren

Ebene befand, vielleicht einer Art Heide, die Sonne stand bereits tief im Westen, nur ein großes, schlossartiges Gebäude hob sich aus der unmessbaren Fläche wunderbar groß heraus und in den vielen Fenstern, es mögen wohl zwanzig in der Front gewesen sein, sah ich das Sonnenlicht sich widerstrahlen. Ich befand mich bei einer Gruppe Männer, die auf der Erde hingelagert ausruhten, während ihre Pferde auf dem dürftigen Boden mit gesenktem Kopf Futter suchten. Zu einer Lösung dieses Rätsels bin ich nie gekommen. Als erwachsener Mann habe ich es öfter einem Psychologen von Rufe, dessen Schüler ich war, erzählt. Dieser meinte nun, es könnte, falls ich in meiner Kindheit nicht einen überaus lebhaften Traum gehabt hätte, der dieses Bild in meiner Seele festhielt, auf anderem, als metaphysischen Wege nicht erklärt werden. Er dachte aber doch häufig über diese Sache nach und frug mich zu verschiedenen Zeiten darüber, weil ihn diese Darstellung lebhaft interessierte und er bei Wiederholung ermitteln wollte, ob ich auch dasselbe klare Bild in derselben klaren Weise, wie ich es erlebt zu haben wähnte, wiederzugeben vermöchte. Doch dies nur nebenbei, ohne bei dem Leser die Vermutung erwecken zu wollen, als sei ich schon einmal vor meiner Geburt im Jahre 1850 auf dieser vollkommenen Erde erschienen und vielleicht frühzeitig wieder entronnen, bevor ich ihre Mängel zu erkennen genug Unterscheidungsvermögen besessen habe. Übrigens behauptet ja auch Voltaire, es sei kein größeres Wunder, zum zweiten Male geboren zu werden, als die erste Geburt schon sei.

*»Übrigens behauptet ja auch Voltaire, es sei kein größeres Wunder, zum zweiten Male geboren zu werden, als die erste Geburt schon sei ...«*



So wenig ich nun von meinen drei oder vier ersten Lebensjahren zu erzählen wüsste, so klar sind die Erinnerungsbilder von dieser Zeit an. Meine Eltern waren von meinem Geburtsort fortgezogen nach einer größeren Stadt<sup>15</sup>. Dort lebten wir in einem Hause mit einem Stockwerk allein für uns. Doch nein, als meine Eltern ihr Wohnhaus bezogen, hauste in einer Hinterstube auf ebener Erde ein altes Weib, von der ich nur weiß, dass sie entsetzlich hässlich war und schmutzig. In einer dunkeln Ecke stand ein Bett, das man nur erste erkennen konnte, nachdem sich das Auge an die halbe Dämmerung gewöhnt hatte. Dieses Weib hieß Cheile, lag ständig zu Bette und wurde von mildtätigen Nachbarn soweit gepflegt, als ihre Unnahbarkeit dies zuließ.

*»Die Cheile galt hier so etwas als eine Hexe, an deren Existenz man in meiner Kindheit noch fest glaubte ...«*

Die Cheile galt hier so etwas als eine Hexe, an deren Existenz man in meiner Kindheit noch fest glaubte. Alles fürchtete sich vor der Cheile, die, wie man erzählte, sich am wohlsten unter ihren von ihr gezähmten Mäusen, die ständig über ihre Bettdecke huschten, wohlfühlte. Man kann sich denken, wieviel Selbstentsagung und Mut einiger Frauen dazu gehörte, eine so entsetzlich verwehrte Person zu pflegen. Ich sah die Cheile nur, wenn meine Mutter, begleitet von zwei anderen Frauen, zu ihr hinging, um sie wenigstens notdürftig zu reinigen und zu pflegen. Sie bekam jeden Abend als Schlaftrank ein kleines Fläschchen Schnaps, den sie, wie ich mich erinnere, direkt aus der Flasche bis auf den letzten Tropfen in einem Zuge leerte.

<sup>15</sup>Fulda

Die Räume meines Elternhauses waren, wie zu jener Zeit in allen Bürgerhäusern, recht klein. Den größten Raum im Hause nahm die sogenannte »gute Stube« ein, die die ganze Woche über nicht betreten wurde und erst am Sabbatbeginn uns allen offenstand.

Der ruheloseste Tag in meinem Elternhause war der Vorabend des Sabbats oder eines Festtages. Da wurde gescheuert, mindestens zwei meiner Schwestern mussten Fenster putzen, Gardinen aufhängen, den Fußboden mit Sand und Seife scheuern und so lange in der Wohnung herumtüfteln, bis alles wahrhaft festtäglich aussah. Ebenso unruhig ging es in der Küche zu, denn nicht nur für den Freitagabend wurde eine größere Mahlzeit zubereitet, sondern auch für den nächsten Sabbath Mittag, weil in den jüdischen Häusern an diesem Tage weder gekocht noch frische Speisen zubereitet werden durften. Selbst der Kaffee wurde kurz vor Sabbathbeginn gekocht in großen Krügen, so etwa wie die Mineralwasserkrüge, eingegossen, und mit Papier und Wollzeug fest eingewickelt und in eine dünne Federdecke gehüllt, und merkwürdigerweise war am nächsten Morgen der Kaffee noch so warm, wie er eingegossen wurde.

Hieraus ist ersichtlich, dass es mit der Entdeckung der Kochkiste gar nicht so weit her ist, denn im Sommer, wo überhaupt in keinem jüdischen Hause Feuer angezündet werden durfte, verfuhr man auch mit den Speisen in gleicher Weise, nur mit dem Unterschied, dass diese noch in einer mit Spreu ausgefüllten Kiste besonders verwahrt wurden. Eine geradezu stereotype Klage der jüdischen Hausfrauen war im Sommer wie Winter, dass ein Freitag ein äußerst kurzer Tag sei. Immer wurde von neuem die Befürchtung ausgesprochen, dass man

---

nicht fertig würde mit dem Schabbesmachen<sup>16</sup>.

Nun zurück zu meinem Elternhaus. Unser Haus stand in einem geräumigen Hof, in den man von zwei Seiten des Hauses hineinblicken konnte. Eine steinerne Treppe von 6 Stufen führte ins Erdgeschoss. Dieses bestand aus einer größeren und kleineren Stube, einer Küche und einem ganz kleinen Kämmerchen, welches letzteres eine Aufbewahrungsstelle für Geschirr und Speisen war. Die Stuben der Bürgerhäuser waren ziemlich gleich in ihrer Ausstattung. In unserer Stube, in der wir 6 Kinder, meine Eltern tagsüber lebten, aßen und tranken und obendrein noch häufig zahlreiche Besuche empfingen, stand zur rechten Seite an der Tür ein sogenannter Kaunitz<sup>17</sup>. Das ist, was man heute einen Sekretär nennen würde. Das war eines der wichtigsten Möbel des Hauses, denn darin waren in den verschiedenen großen und kleinen Schubfächern verborgen, Geld, Silber- oder Goldwaren, Briefe, Dokumente oder sonstige wichtige Papiere. Die untere Schublade war wieder Domäne der Hausfrau, Aufbewahrungsstelle und dergleichen empfindlicher Gegenstände. Dann stand in demselben Zimmer eine große Kommode mit 4 oder 5 Schubladen, ein mächtiger Armsessel. Ferner ein dünnbeiniges Klavier, dessen Obertasten weiß und Untertasten schmal und schwarz waren<sup>18</sup>.

Ein ganz besonderes Mobiliar war die sogenannte Bankkiste, ein Wort, das heu-

te vielleicht kein Mensch mehr kennt. Die Bankkiste nämlich war tatsächlich eine Art Sofa und zugleich Schlafstelle von merkwürdiger Konstruktion. Von außen hatte sie auch die Gestalt einer Bank, mit Rück- und Seitenlehne, und der Sitz war mit Rosshaar oder Seegraspolster belegt. Hier saß man warm wie heute auf einem Sofa. Vor der Bankkiste stand unser Esstisch und selbstverständlich eine Anzahl Stühle. Nachts vor Schlafengehen vollzog sich an der Bankkiste eine merkwürdige Metamorphose. Nämlich die Polster wurden entfernt, der Sitzdeckel in die Höhe geklappt, das Schubfach, welches den unteren Teil bildete, herausgezogen und nun war die Bankkiste zu einem Bett umgewandelt. Das war meine Schlafstätte von meinem zweiten oder dritten Lebensjahr an und neben mir schlief meine jüngste Schwester, In diesem eigentümlichen Bett; der Hohlraum der Bankkiste diente tagsüber zur Aufbewahrung alles üblichen Bettzeugs. So etwas ist heute vielleicht das Schlafsofa, nur weniger primitiv. In keinem jüdischen Hause fehlte zu damaliger Zeit die sogenannte Sabbathlampe, wenigstens nicht in Mittel- und Süddeutschland. Jene eigentümlich geformten Lampen, die heute als Antiquität sehr gesucht, der Stolz der Hausfrau waren. Sie war auch ständig ein Teil der Morgengabe<sup>19</sup>. der Braut, denn die Eltern dachten zuerst bei solchen Brautausstattungen an solche Dinge, die ein Symbol des jüdisch-religiösen Glaubens darstellten. Diese 6, 7 oder 8 zinkige Lampe war mit der Decke der Wand durch eine eigenartige Stange aus Messing verbunden. Eine solche platte Stange hatte sägenartige Einschnitte, die dazu dienten, die Lampe höher oder tiefer hängen zu können. Man nannte sie Za-

<sup>16</sup>Vorbereitung für den Sabbat, vom Sonnenuntergang am Freitag bis zum Eintritt der Dunkelheit am folgenden Samstag.

<sup>17</sup>Der >Kaunitzsekretär< wurde angeblich von Wenzel Anton von Kaunitz in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts eingeführt und begeistert aufgenommen.

<sup>18</sup>Im 18. Jahrhundert waren die Farben der Klaviertasten vertauscht: die Obertasten waren weiß, die Untertasten schwarz.

<sup>19</sup>Die Morgengabe ist eine Zwendung von Geld oder Gütern des Bräutigams an die Braut.



Abbildung 10.5: Höhenverstellbare Sabbatlampe an Kesselhaken Vöhler Synagoge, Foto: Karl-Heinz Stadler, <https://tinyurl.com/4ndnndsv>.

cken oder Hohl; woher letzteres Wort stammt, konnte ich nie feststellen.

An den Wänden unserer Wohnstube zeichnet sich besonders vor den anderen verschiedenartigsten Bildern eines dadurch aus, dass es stets an der Ostseite des Zimmers aufgehängt wurde. Dies war das sogenannte Misrach<sup>20</sup>. Gegenwärtig sind sie fast aus allen Häusern verschwunden. Auch dort, wo man sich nicht aus eigenem Wissen in seiner Behausung über die östliche Lage orientieren kann. Noch muss ich erwähnen, dass ein ziemlich geräumiger viereckiger Korridor vor den vorgenannten Räumen gelagert war. Darin stand ein riesiger Klei-

<sup>20</sup>Misrach: hebräisch für Osten, die Richtung in die sich der fromme Jude zum Gebet wendet. Gemeint ist eigentlich das Gebiet in Richtung Jerusalem. Um den Schein einer Sonnenverehrung zum Tagesbeginn zu vermeiden, sollte man einige Grad von der östlichen Richtung abweichen.

derschrank mit merkwürdig geschnitzten Säulen und Ornamenten, die unzählige Male meine Aufmerksamkeit auf sich lenkten. Auf der anderen Seite war eine Art Wandschrank, in dem notwendige, aber nicht in Gebrauch genommene, Gegenstände aufbewahrt wurden.

Eine besondere Zierde unserer Wohnstube war ein Geschirrschrank; im unteren Teile wurde Geschirr aufbewahrt, das niemals in Gebrauch genommen wurde, denn man aß in meiner Kindheit ausschließlich in allen Häusern – mit Ausnahme der ganz armen Klassen – aus Zinngeschirr. Hierin gab es prachtvolle Gegenstände, Kannen, Schüsseln, Platten, Waschgefäße, vieles auf das künstlerischste graviert und in der Form außerordentlich mannigfaltig. Nur an den Osterfeiertagen aßen wir aus farbigen Porzellantellern, auf deren Boden entzückende Blumen, Tiergestalten und ähnliche Dinge eingemalt waren. Tage lang vor diesem Osterfeste<sup>21</sup> wurden wir Kinder schon gemahnt, nur sehr vorsichtig bei Tische zu speisen, damit, was der Himmel verhüte, nicht etwa durch unsere Unachtsamkeit ein Teller oder eine Tasse Schaden leide. Das einzige Porzellan, aus dem man damals etwas genoss, waren Kaffeetassen. Es soll nicht unerwähnt bleiben, dass man in meiner Kinderzeit nicht den Kaffee aus der Obertasse trinken durfte, wenn man sich nicht der Gefahr aussetzen wollte, als unerzogen zu gelten, vielmehr muss man das Getränk in die Untertasse, Kaffeeschale genannt, tun. Heute sollte einmal jemand wagen in die Untertasse zu gießen und sie dann an

<sup>21</sup>Gemeint ist wohl Pessach, wo gefeiert wird, dass Gott sein Volk aus ägyptischer Sklaverei geführt hat. Das christliche Ostern (französisch Pâques), das zu einer ähnlichen Zeit stattfindet, hat im Christentum das Pessachfest ersetzt und mit einer anderen Bedeutung versehen.

den Mund zu führen<sup>22</sup>. Käme ein solcher Mensch nicht in die Gefahr als Barbar oder Kuriosum in den Mund der Leute zu kommen! Die Obertasse hatte häufig nicht einmal einen Henkel.

*»Für Frauen und Mädchen bildete das Eingießen von der Obertasse in die Schale eine Art technische Fertigkeit, bei der das Graziöse zu einer Kunst herausgebildet wurde ...«*

Für Frauen und Mädchen bildete das Eingießen von der Obertasse in die Schale eine Art technische Fertigkeit, bei der das Graziöse zu einer Kunst herausgebildet wurde. Ich erinnere mich, wie oft von einem weiblichen Gast gesagt wurde, wenn sie verstand mit Anmut und Grazie den Kaffee in die Untertasse zu gießen »Haben Sie gesehen, mit welcher Grazie die Dame den Kaffee ausgegossen hat, die muss von sehr guter Herkunft sein«.

Zu unseren oberen Räumen führte eine schmale, steile Treppe; von selben ist nicht viel zu berichten, außer, dass hierfür die Gastfreundlichkeit der größeren Teile vorgesehen war. Wenn zu damaliger Zeit in den 50'ger Jahren von irgendwoher ein Fremder in die Stadt kam, selbst wenn man ihn nur wenig oder gar nicht kannte, so galt es doch als eine Pflicht, ihn zum Übernachten einzuladen. Dies ist umso erklärlicher, als dass das Hotelwesen in jener Zeit in den kleineren oder Provinzstädten noch recht dürftig war. Ein jüdischer Gast, zumal sich streng

an den Speisegesetzen haltend, hätte bei dem Hotelier keine freundliche Aufnahme gefunden, wenn er nicht dort zugleich seine Mahlzeiten nehmen konnte. So erinnere ich mich, dass durchreisende Kaufleute auf dem Wege zur Messe nach Leipzig oder Frankfurt, wohlhabende Personen, häufig bei uns einkehrten und auf das reichlichste bewirtet wurden und als Entgelt weiter nichts zu entrichten hatten, als ihren herzlichen Dank oder das Anerbieten, wenn mal je einer von uns an seine Wohnlichkeit kommen sollte, bei ihm einzukehren. Eine zweite Art von Gästen, die heute eine Landplage geworden, bildeten arme Leute, die periodisch alljährlich ein oder auch mehrere Male wiederkehrten. Sie wurden ganz besonders freundlich behandelt und oben in der Stube, in der ich mich vielfach umsaß, war alles für einen solchen Cast hergerichtet, was zu einem guten Nachtquartier gehört.

Und dennoch war ein Unterschied in der Ausstattung dieser beiden Zimmer, die mir nicht recht gefallen wollte. Die ganz gute Stube war für die vornehmeren Gäste und häufig abgeschlossen. Besonders wenn ärmere Leute Unterkunft finden sollten. Das fiel mir schon als kleines Kind auf und umso mehr, als doch meine Eltern gerade die ärmeren Gäste viel häufiger beherbergten und ich frug eines Tages meinen Vater in einer Form, die mir auch sofort eine Tracht Prügel einbrachte. Ich erinnere mich dessen noch sehr gut, denn ich bekam sehr wenig Schläge, meines Dafürhaltens viel zu wenig. Als ich nämlich mein Befremden über diese Unterscheidung der Gastfreunde meinem Vater vorhielt, sagte ich: »Du bist doch kein guter Mann, sonst tätest Du die Stube nicht abschließen, wenn arme Leute kommen, pfui, das ist nicht schön«.

<sup>22</sup>Seinen Kaffee von der Untertasse zu trinken war im 18. Jahrhundert in den feinsten Kreisen üblich. Zwar wurde die Sitte im 1780 am französischen Hof aufgegeben, sie hielt sich aber länger in der Provinz. Eine Hand hält mit leicht gekrümmten Finger die kleine Untertasse an die Lippen, dann wird der heiße Kaffee durch ein Stück Zucker, das von Lippen, Zähnen und Zunge gehalten wird, geschlürft.

*»Kaum war das Wort dem Gehege meiner Zähne entflohen, als auch schon eine derbe Tracht Prügel auf mich herabregnete ...«*

Kaum war das Wort dem Gehege meiner Zähne entflohen, als auch schon eine derbe Tracht Prügel auf mich herabregnete. Das war die Antwort. Meine Mutter, die mich dann sofort auf den Schoß nahm und offenbar sehr befriedigt war von meiner Ungezogenheit, gab mir dann die Erklärung hierfür. »Weißt Du mein Sohn«, so ungefähr sagte sie zu mir, »es kommen doch fast wöchentlich arme Leute hierher und wenn wir da unsere gute Stube und unsere Betten und Möbel diesen überließen, würden sie bald sehr schlecht werden. Diese armen Menschen«, meinte meine Mutter weiter, »können nicht so achtgeben auf alles und weil sie von vielen Leuten nur in ein ganz schlechtes Bett und eine schlechte Stube gelegt werden, sind sie nicht so achtsam, wodurch vieles vorzeitig unbrauchbar wird«. Diese Erklärung gefiel mir besser als die meines Vaters, wenn sie auch nicht so eindringlich war, wie jene.

Im Dachgiebel gab es noch ein Stübchen, von dem ich etwas Besonderes zu berichten habe. Hier wohnte ein altes Mädchen »die Madel«. Sie war zeitlebens die Mitbewohnerin dieses Hauses ohne jemals Miete bezahlen zu müssen. Die Madel wohnte nämlich schon in demselben Hause, als noch die Cheile lebte, die ihre Totfeindin war. Wäre die Cheile nicht jahrelang bettlägerig gewesen und die Madel hätte nicht in der Dachstube gewohnt, so hätten diese beiden Frauen sicherlich einander das Lebenslicht ausgeblasen.

*»Wäre die Cheile nicht jahrelang bettlägerig gewesen und die Madel hätte nicht in der Dachstube gewohnt, so hätten diese beiden Frauen sicherlich einander das Lebenslicht ausgeblasen.«*

Die Madel war der Gegensatz zur Cheile. Immer froh, immer vergnügt, sang sie von morgens bis in die Nacht und sah dabei immer zu ihrem Dachfenster heraus, dass sie mit ihrer ganzen Gestalt einnahm. Im Gegensatz zur Cheile, welche sich Mäuse gezähmt hatte, liebte Madel mit der ganzen Zärtlichkeit ihres altjüngferlichen Herzens eine große graue Katze mit weißer Brust und weißem Bauch, die erste und innigste Tierfreundschaft meines Lebens. Die Madel gehörte der ganzen Gemeinde an: d.h. sie wurde jede Woche von einer anderen Familie mit Speise und Trank versehen und die kleinen Bedürfnisse, die sie hatte, etwas Öl für ihr Blechlicht, und sonstige Kleinigkeiten, die sie aber ruhig aus unserem Haushalt entnahm, ohne dass darüber gesprochen wurde. Während sie sang, pflegte sie zu stricken und sie strickte und sang den ganzen Tag. Manchmal ist mir als wenn ich jetzt noch Madels Stimme singen hörte, hebräische und deutsche Lieder »Wenn die Schwalben heimwärts ziehen«, da sie den Text nicht kannte, sang sie alles mit lalala. Es ist vielleicht nicht übertrieben, wenn ich annehme, dass Madel tagsüber mindestens 50-60 verschiedene Melodien sang.

Die Cheile starb kurze Zeit nach unserem Einzug in F[ulda], einer Provinzialstadt von damals mit etwa 12000 Einwohnern, was nach heutigem Maßstabe gemessen, einer Stadt von 50 oder 60000 Einwohnern gleichkam. Die größte Freude bereitete es mir, wenn ich auf unserem Boden, in Süddeutschland nennt

---

man ihn Speicher, klettern durfte, wo die unglaublichsten Dinge von wer weiß wie viel vorangegangenen Geschlechtern aufgehäuft waren. Den Boden bedeckten buchstäblich stosshoch Bücher und Schriften aller Art, wie viele kostbare Dokumente mögen darunter gewesen sein, außer Gebrauch gesetzte kleinere und größere Haushaltsgegenstände, ja sogar Waffen, einen Quersäbel erinnere ich mich noch dort gesehen zu haben. Aus einer kleinen Luke konnte ich ohne Anstrengung auf die Dächer sehen, die hier mit den Nachbarhäusern zusammenliegen. Es war der für mich entzückendste Anblick meiner Kindheit. Dort sah ich bei sonnigem Wetter auf die verschiedenen wunderlichen Gewächse, die im Laufe von vielleicht 100 oder mehr Jahren entstanden waren, Moose, Mauerpfeffer, einzelne vom Wind hierher gestreute Blumen, ... Spatzen trieben hier mit Tauben in Konkurrenz ein glückliches ungestörtes Dasein. Die einzige Furcht dieser Tiere war die eben erwähnte Katze, die den Namen Ziss führte.

*»Spatzen trieben hier mit Tauben in Konkurrenz ein glückliches ungestörtes Dasein.«*

So wie mein Elternhaus waren auch die meisten Nachbarhäuser beschaffen. Auf dem Judenberg, wie die Gasse hieß, in der meine Eltern wohnten, obwohl sie nur mäßig steil aufwärts ging, wohnten Juden. Jede Familie für sich, nirgend wo Mieter, gleichviel wie klein oder groß die Gebäude waren. Selten, dass einmal ein Haus mehr als ein Stockwerk hatte. Das größte, ein Eckhaus, gehörte dem Gemeindevorsteher und war ein richtiges Patrizierhaus, wie es deren in den seitlichen Straßen des Judenberges schon recht viele gab. Alle Häuser hatten damals – manche

haben es heute noch – einen Treppenaufgang von 2 Seiten, so dass man von rechts oder von links aus die Haustür erreichen konnte. Für uns Kinder waren sie ideale Spielplätze geworden. Die Breite der Judengassen durfte mit 4 Meter richtig bemessen worden sein.

So klein und eng und unscheinbar diese Häuschen, vielleicht auf jeder Seite 6 - 8, auch waren, so menschlich großes, so viel Tragisches und Trauriges wie Erhebendes, Erfreuliches und Frohes spielte sich in diesen Räumen ab. Jedes der kleinen Häuser hatte durchwegs nur eine einzige Familie zu Insassen, manches war nur von einer einzigen Person bewohnt. Vis à vis meines kleinen Elternhauses befand sich auch ein Laden, dessen Besitzer viel Ärger mit uns Kindern hatte. Die Ladentür stand nämlich tagsüber offen und obgleich sie schon schmal an sich war, wurde der Eingang doch durch eine Anzahl Tuchstücke, die dort aufgeschichtet lagen, noch weiter verengt. Der Besitzer dieses Hauses und Ladens trug den Spitznamen Pechel, weil er pechschwarzes Haar hatte, einen dunklen Teint und auch eine gallige Natur war. Oft trat er aus der Ladentür, wenn wir allzu laut in der Gasse spielten und lärmten und drohte uns mit der Elle <sup>23</sup>. Ungezogen wie wir Kinder waren, streckten wir die Zunge heraus und ganz besonders unartige Kinder erlaubten sich den gemeinen Scherz auf das Tuch zu speien. Nun ließ er den ersten besten, wenn auch unschuldigen, der ihm beim Nachlaufen in die Hände fiel, die ganze Schwere seiner fleischigen Hände fühlen. Die Eltern fanden nichts dabei, wenn einmal irgendein Nachbar oder Freund, an ihrer statt, die Kinder züchtigte, im Gegenteil, man erblickte darin sogar ein Zeichen nachbarli-

<sup>23</sup>Die Schneiderelle diente als Holzmaßstab zum Abmessen eines Stoffs.

cher Freundschaft oder Verwandtschaft.

*»Die Eltern fanden nichts dabei, wenn einmal irgendein Nachbar oder Freund, an ihrer statt, die Kinder züchtigte, im Gegenteil, man erblickte darin sogar ein Zeichen nachbarlicher Freundschaft oder Verwandtschaft.«*

Oberhalb des Hauses des Ellenwarenhändlers<sup>24</sup> war ein kleines Häuschen, das von einem ältlichen Mädchen bewohnt wurde. Sie hieß die Kuchenmariann, weil sie vom Kuchenbacken ihren Lebensunterhalt bestritt, die sogenannten Schnecken waren eine Spezialität der Kuchenmariann. Viel begehrt und besonders vor den Festtagen auch viel gekauft. Außerdem hatte Marianne einen hübschen Hühnerhof, der mich ganz besonders anzog. Man konnte von der Gasse aus durch den Flur in den Hof hineinblicken und ich saß oft auf der Steintreppe vielleicht eine Stunde lang und bewunderte den wunderschönen Hahn, dessen häufiges mächtiges Krähen mir ganz besondere Freude machte. Wie die Kuchenmariann ganz allein ihr Häuschen bewohnte, so bewohnte auch ein beträchtlich älterer Junggeselle unterhalb des Ellenwarenhändlers sein kleines Häuschen für sich allein und um diese beiden Menschen: die Kuchenmariann und den Junggesellen Schlüssel wob die Tragik eines Judenschicksals ihre dunklen Schleier.

Der Schlüssel war, in des Wortes vollster Bedeutung, ein Hüne von Gestalt und erschien noch viel größer in dem gewalti-

<sup>24</sup>Ellenwaren waren Schnittwaren aus Stoffen, welche ursprünglich nach dem Ellenmaß, später dem Metermaß, abgemessen, abgeschnitten und verkauft wurden.

gen Doppelmantel, die man heute Kaisermantel nennt. Dieser Mantel war rechts und links mit mächtigen runden Messingschnallen besetzt, wie dies damals häufig Mode war. Auch die große breite Mütze mit dem weit hervorspringenden Schirm, damals ausschließlich die Kopfbedeckung der Männer, außer an Sonn- und Festtagen, gab dieser Riesengestalt etwas Überraschendes. Unter den vielen oft über das Mittelmaß hinausgehenden Männergestalten, ragte Schlüssel, wenn er in der Synagoge hinter seinem Ständer dastand, etwas gerade zu Statuenhaften. Schlüssel war 15 Jahre Soldat gewesen. Ein Ausnahmefall in damaliger Zeit, wo man sich allgemein noch durch einige hundert Gulden Abstandsgeld vom Militärdienst befreien konnte. Juden und Christen aus den wohlhabenderen Kreisen machten von diesem Gesetze vielfach Gebrauch, so dass für den Soldatenstand nur die allerärmsten Volksklassen übrig blieben und diese Soldaten gehörten zumeist auch nur dem Bauernstand an, oder rekrutierten sich aus Menschen, die sich nicht recht in einem bürgerlichen Berufe oder in einem Handwerk einfügen konnten. Schlüssel gehörte zu diesen völlig Besitzlosen, die einen siebenjährigen ununterbrochenen Militärdienst versehen mussten. Wegen seiner großen Körpergestalt und weil er ein ausgezeichneter Soldat gewesen sein muss, überredeten ihn seine Vorgesetzten zu kapitulieren<sup>25</sup>, ohne dass er dabei im militärischen Rang avancieren<sup>26</sup> konnte, weil in dem Kurfürstentum keine Juden mehr als gemeiner Soldat werden

<sup>25</sup>Die Bedeutung des Begriffes >Kapitulation< (lateinisch capitulare, >in Kapitel einteilen<.) hat sich über die Zeit geändert. Im militärischen Sinn war sie im 19. Jahrhundert die Verpflichtung von Soldaten für eine freiwillig verlängerte Dienstzeit.

<sup>26</sup>In einen höheren Dienststrang aufrücken.

konnten. Um ihn zum weiteren Verbleiben beim Militär zu bestimmen, wurde ihm versprochen, dass er das Bürger- und Heiratsrecht erhalten sollte, was beides damals in dem Kurfürstentum ungefähr 100 Gulden kostete.

In der Residenz des Kurfürstentums stand Schlüssel beim Militär und zwar bei der Garde. Der damalige Kurfürst von [Hessen], der nicht nur ein wenig stammelte, hatte dieselbe Vorliebe für große Soldaten wie einst der Preußenkönig Friedrich. Man erzählt nun hiervon eine merkwürdige Geschichte, die ein charakteristisches Bild auf die Denkweise der damaligen Zeit wirft. Der Kurfürst inspizierte eines Tages seine Gardisten und gab seinem Befremden darüber Ausdruck, dass dieser größte und schönste Soldat im Regiment, immer noch Gemeiner war und nicht einmal Flügelmann <sup>27</sup>, und frug missbilligend das Haupt schüttelnd, den bei ihm stehenden Regimentskommandeur, warum dem so sei, worauf der Offizier antwortete »Hoheit der Soldat ist ein Jude«, worauf der Fürst gesagt haben sollte »aaach soooo«.

*»Der Kurfürst inspizierte eines Tages seine Gardisten und gab seinem Befremden darüber Ausdruck, dass dieser größte und schönste Soldat im Regiment, immer noch Gemeiner war ... der Offizier antwortete »Hoheit der Soldat ist ein Jude!«, worauf der Fürst gesagt haben sollte »aaach soooo«.«*

Und trotzdem blieb Schlüssel noch volle 8 Jahre, so lange dauerte die erste Kapitulation beim Militär. Er, der sonst

<sup>27</sup> Ganz rechts am Flügel stehender zuverlässiger Soldat, der im Kampf Richtung und Geschwindigkeit des Vorrückens für seine Einheit vorgab.

ein fleißiger sparsamer und anspruchsloser Mensch war, und seine Mutter bis an ihr Lebensende redlich ernährt hatte. An dieser Kapitulation war nun die Kuchenmariann oder Kuchenmyrrhiam schuld, was sehr begreiflich war, denn die Kuchenmyrrhiam war tatsächlich, wie ich sie noch lebhaft im Gedächtnis habe, als altes Mädchen noch eine große Schönheit und der Schlüssel liebte diese Myrrhiam mit der ganzen Kraft seines frommen unverdorbenen Gemütes, dass er sich bis zu seinem Todestage in silbergrauem Haar noch bewahrt hatte. Als die 8 Jahre Kapitulation vorüber waren, und Schlüssel sich nach jüdischem Brauche mit der Myrrhiam verloben wollte, gab er sich zuvor auf die Bürgermeisterei, um sich das Heirats- und Niederlassungsrecht zu erwerben. Dort wurden ihm nun eine Schwierigkeit nach der anderen in den Weg gelegt, und schließlich mit dünnen Worten erklärt, dass ein Mann, der keinerlei Bürgerschaft biete, auch einmal seine Kinder ernähren und erziehen zu können, nicht heiraten dürfe. Umsonst erboten sich einige wohlhabende Juden für Schlüssel das geforderte Geld zu hinterlegen.

*»Der Bürgermeister, ein großer Judenfeind, beharrte auf seiner gegebenen Antwort und kein Gnadengesuch an den Landesfürsten ... änderte etwas an diesem Beschluss.«*

Der Bürgermeister, ein großer Judenfeind, beharrte auf seiner gegebenen Antwort und kein Gnadengesuch an den Landesfürsten, keine Bitte an diese übrigen Behörden änderte etwas an diesem Beschluss. So lebten denn diese beiden Menschenkinder, nur durch ein Haus voneinander getrennt, jedes für sich sein stilles



Liebesleben, bis sie beide alt und grau geworden waren.

Jeden Morgen mit der Pünktlichkeit der Rathausuhr verließ Schlüssel Sommer oder Winter sein kleines Häuschen, einen dicken Knotenstock in der Hand und verließ die Judengasse, um draußen in der Welt sein kärgliches Brod zu erwerben. Immer kurze Zeit vorher brachte meine älteste Schwester, damals ein Mädchen von etwa 17 Jahren, dem Schlüssel in einer großen irdenen Kanne seinen Kaffee. Das war ein kleiner Nachbar- und Freundschaftsdienst, über den nicht weiter gesprochen wurde. Ebenso brachte meine Schwester des Nachmittags, wenn er nachhause kam, wiederum den dampfenden Topf in Schlüssels Stube. Er hielt seinen kleinen Hausstand selber in Ordnung, nur donnerstags, erinnere ich mich, am Vorabend des Sabbath, ging meine Schwester mit der Kuchenmyrriam in seine Wohnung, um sein Häuschen bis in den letzten Winkel zu scheuern, obgleich die Woche über sehr wenig Leute zu Schlüssel kamen, die irgendwelche Unordnung hätten machen können.

Nach der strengen Sittenanschauung meiner Kindheitstage durfte weder Schlüssel Myrriam noch diese den ihr nicht anverlobten Geliebten allein sprechen. In einem hingegen erinnere ich mich, dass bei dem Lehrer, der in einem Haus unterhalb Schlüssels Wohnung mit 6 oder 7 Kindern hauste, auch Myrriam Freitag abends Gast war. Nur wenn man gemeinsam in einer Familie sich traf, konnten die Liebesleute, die ja schon über die aufbrausenden Tage der Jugend längst hinaus waren, sich sprechen oder treffen. Und so starben diese beiden Menschen, die miteinander hätten glücklich werden können, vereinsamt.

*»So zertrümmerte man in den 50'ger Jahren noch das Glück zweier Menschen, weil sie Juden waren.«*

So zertrümmerte man in den 50'ger Jahren noch das Glück zweier Menschen, weil sie Juden waren. Und so betrug und belog eine kurfürstliche Behörde im deutschen Lande einen Mann, der 15 Jahre den Waffenrock seines Fürsten in Ehren getragen hatte.

So verhasst bei uns Kindern der Mischel war, weil er für uns immer nur unfreundliche Worte, Drohungen oder Schläge bei der Hand hatte, so lieb hatten wir den Schlüssel und die Myrriam. Allerdings waren bei uns Kindern auch egoistische Triebe dabei im Spiel. Die Myrriam gab uns von dem unverkauften Gebäck immer beträchtliche Stücke zu essen, was für uns eine Feststunde bedeutete. In meinen Kinderjahren war Kuchen ein seltener Leckerbissen und nur auf Festtagen zu erwarten. Jeder Festtag hatte seine ganz besondere Kuchenspezialität. Auf dem jüdischen Pfingstfest Schewuau<sup>28</sup>, wenn wir Kinder gewissenhaft allabendlich geomert<sup>29</sup> hatten, gab es in jeder Familie Käsekuchen; zum Laubhüttenfest Apfel- und Pflaumenkuchen, auf welche Kuchensorten wir uns wochenlang vorher schon freuten, wie schwerlich heute die Kinder selten noch solche Wonne und Freude empfinden mögen. Wir wissen daher, wie gerade seltene Genüsse auch die höchsten Wonnen auszulösen vermögen. Der Schlüssel hatte stets für uns Kinder etwas in der Tasche. Einmal eine getrocknete Pflaume, ein andermal einen Bonbon, für uns Kinder ein stiller Traum, der

<sup>28</sup>Schewuau = Schawuot, das jüdische Erntedankfest.

<sup>29</sup>Die Omerzeit sind Trauertage, die an den Kampf zwischen Juden und Römern erinnern. Sie finden für 49 Tage zwischen Pessach und Schawuot statt.

---

sich allerdings auch häufig verwirklichte, und zur Herbst- und Winterzeit einige Nüsse. Es lag etwas Gutes, Herzliches in Schlüssels großer mächtiger Hand. Ich hatte immer und wohl auch die übrigen Kinder das Gefühl, als ob da ein gleichaltiger guter Freund uns berührte.

Am einem trüben Herbsttage, als Schlüssel früher als sonst nachhause kehrte, brachte meine Schwester den Kaffeetopf hinüber, kam aber sofort laut weinend ins Haus zurück. Sie fand Schlüssel auf einem Stuhle sitzend, den Kopf auf den Arm gelegt tief auf den Tisch hinabgebückt. Er rührte sich nicht, als meine Schwester eintrat, er antwortete nicht auf ihre Worte, Schlüssel war tot. Ich erinnere mich noch sehr genau, wie alle Frauen und Männer, die zufällig zuhause waren, mit verstörten Mienen in das kleine Häuschen eilten, denn niemand mochte glauben, dass Schlüssel, der am Morgen noch so rüstig durch die Gassen der Stadt gegangen, tot sei. Wir Kinder standen verschüchtert in der Judengasse und sahen mit erschrockenen Blicken zu dem offenen Fenster, aus dem singende Töne der dort betenden Männer und Jünglinge hinausschallten auf die Gasse. In der Nebenstube, in der Schlüssels Leiche lag, waren die Fenster erhellt, denn auch nachts über beteten die wachhaltenden Männer bis zum frühen Morgen und die Morgengebetszeit angebrochen war. Ich erinnere mich auch noch während des Begräbnisses eines Vorfalles, der einen tiefen Eindruck auf mich machte. Dicht hinter dem Sarge gingen, wie gewöhnlich bei diesen Fällen, zuerst die Schulkinder paarweise, dann folgten die Männer und zuletzt die Frauen in schwarzen Kleidern. Kein Wort wurde gesprochen, kein Laut ertönte, stumm ging man hinter der Leiche her, als könnte jedes Wort vom Toten gehört und als Kränkung empfunden

werden. Gleich hinter der Männerleiche führten zwei Frauen die Kuchenmyrriam, die fortwährend die Hände zusammenschlug und mit dem gegen den Himmel gewandten Gesicht hinabstarrte. Ich empfand etwas wie ein Grauen; vielleicht das erste Mal in meinem Kindesdasein, empfand ich die Furchtbarkeit des Todes. Ich schlief in derselben Nacht nicht, und meine Mutter erzählte mir vergebens kleine Geschichtchen, um mich abzulenken, immer sah ich Schlüssel vor mir, wie ich ihn das letzte Mal lebend gesehen hatte, außerdem lag er in meiner Fantasie in seinen weißen Sterbekleidern im Sarge, jenem einfachen Leinengewand, das von den Frauen ehrfürchtig und mit frommen Gedanken gewebt wurde. Nach dem Begräbnis saß Marianne in unserer Wohnung auf der Bankkiste rechts und links wiederum die beiden Frauen, die mit ihren Händen die Hand Myrriams festhielten.

Dann nahm mich mein Vater mit in die Stube, in der Schlüssel den letzten Atemzug getan. Es machte einen mächtigen Eindruck auf mich Fünfjährigen, als ich Schlüssels Bett von allen Bettstücken entblößt und zu Häupten desselben ein kleines Öllicht brennen sah. Als dann das Kaddisch Gebet <sup>30</sup> gesagt wurde, beugte sich mein Vater zu mir hinab und sagte mir langsam und laut das *Omen jehescheme Rabbo* vor. Zum ersten Male in meinem Leben sprach ich diese Worte mit einer Inbrunst nach, die ich zuvor nie empfunden hatte. Ich mied auch an diesem Spätnachmittag meine Spielgenossen, setzte mich auf einen Schemel in die Ecke und hielt meine Freundin, Ziss, die Katze, fest in meinen Händen. Ich hatte das Gefühl mich an etwas Lebendiges

<sup>30</sup>Das Kaddisch Gebet ist im Wesentlichen eine Lobpreisung Gottes, viele Elemente finden sich im >Vaterunser< wieder.

klammern zu müssen, empfand aber die Scheu, mich meinem Vater oder meiner Mutter zu nähern, zumal die Stube mit Menschen gefüllt war.

Es gab noch mehr solcher stillen Tragödien in der Judengasse, über die ich noch später berichten will. Kurze Zeit darauf trug man aus meinem Elternhaus zur gleichen Stunde zwei kleine Särge. Ich habe es aber nicht selbst gesehen, denn ich war schon tags zuvor in einem anderen Hause untergebracht worden. Meine jüngeren Zwillingbrüder waren zu gleicher Zeit an der Halsbräune<sup>31</sup> erkrankt und starben wenige Stunden voneinander, 2 Jahre alt.

*»Meine jüngeren Zwillingbrüder waren zu gleicher Zeit an der Halsbräune erkrankt und starben wenige Stunden voneinander, 2 Jahre alt.«*

Als ich wieder ins Elternhaus zurückgebracht worden war, war die Stube wieder mit Menschen gefüllt. Wieder wurde gebetet und meine Eltern saßen auf kleinen Schemeln. Und wieder kurze Zeit darauf ward meine Mutter bettlägerig. Das Klima in der Stadt war ein ziemlich Rauhes und meiner Mutter ungewohnt. Und auch der Kummer um die beiden kleinen Knaben muss ihr sehr stark zugesetzt haben.

*»Die Cheile, dieses unbeliebteste Stück Hausrat der ganzen Gemeinde war auch in jener Zeit gestorben ... «*

Die Cheile, dieses unbeliebteste Stück Hausrat der ganzen Gemeinde war auch in jener Zeit gestorben und an dem Tag, da sie noch in dieser dunklen Kammer

<sup>31</sup>Diphtherie

als Leiche lag, hörte man Madels Stimme nicht und einige Tage darauf auch nicht.

Die leer gewordene Stube wurde aber, nachdem sie gründlich gereinigt wurde, nicht weiterhin benützt und ich hatte; wie auch meine Geschwister; eine ängstliche Scheu diesen dämmerigen Raum zu betreten. Man war trotz der ausgezeichneten Erziehung, welche die Kinder besonders in den Judenhäusern genossen, immer noch nicht frei vom Gespenster- und Kinderglauben und oft war die Rede in der Stube bei uns davon, dass Cheiles böser Geist im Hause umherginge. Für mich war diese Erwähnung eine Art Erziehungsmittel, denn wenn ich mich, was sehr häufig vorkam, unartig gebärdete, oder abends durchaus nicht ins Bett zu bringen war, so mahnte man mich, dass die Cheile hereinkommen könnte, worauf ich sofort mein Betragen änderte.

Von dieser Zeit an herrschte in unserem Hause häufig eine beklemmende Ruhe. Vielleicht weil hinzukam, dass die Vermögensverhältnisse meiner Eltern immer mehr ins Schwanken kamen. Jede Woche kam 2-3 mal der Arzt in unser Haus. Er war ein sympathischer, stattlicher Mann, trug eine goldene Brille, hieß Dr. Lieblein. Er ging stets schwarz gekleidet und trug einen Zylinder. Er war in jener Zeit die einzige Persönlichkeit, vor der ich einen großen Respekt hatte. Er verschrieb meiner Mutter häufig ein ziegelrotes Pulver, dass ich in unbewachten Augenblicken von dem Tische meiner Mutter hinweg stahl und mit meiner Altersgenossin Dora im Hofe als Leckerbissen naschte. Wie harmlos dieses Pulver gewesen sein musste, geht zur Genüge hervor, dass ich, nachdem ich eine ganze frische Schachtel mit Dora gemeinsam aufgegessen hatte, nicht das geringste Unbehagen verspürte. Ich glaube im Gegenteil, dass gerade darin ihre heilwirkende Kraft be-

stand, dass ich mich danach immer sehr behaglich fühlte.

In jener Zeit, wo meine Auffassungskraft sich sehr rasch entwickelte, hatte ich viele wunderbare Eindrücke. Die meisten dieser Eindrücke empfing ich in der Synagoge, wenn ich still in einer Ecke sitzend und beobachten konnte, wie sich die Menschen beim Gebete benahmen. Eines Tages war die Stadt – oder richtiger gesagt die jüdische Gemeinde – in großer freudiger Erregung. Der neue Rabbiner wurde erwartet und ihm zu Ehren in allen Häusern gescheuert und geschmückt, als erwarte man den Landesfürsten. Es war in der Omerzeit <sup>32</sup>, als er abends zum ersten Male die Synagoge betrat. Diese war gedrängt voll Menschen wie am Versöhnungstage <sup>33</sup>. Nach dem *Schema Jisroel* <sup>34</sup> surrte es immer durch die Synagoge von den Stimmen der vielen Betenden, doch hörte man nicht, wie das später und besonders auf dem Lande so häufig geworden, überlaut oder gar schreiende Stimmen einander übertönend. Plötzlich wurde es in der Synagoge totenstill, etwa so, als seien diese vielen Menschen in einen Schlaf versunken und da hörte ich die Stimme des Rabbiners, wie er den 3. Abschnitt mit lauter Stimme in singendem Ton zu beten begann: insbesondere waren es die Worte *weloh sosuru*. Die Stimme klang ungemein eindringlich und doch zugleich auch sanft und mahnend, so dass ich sie heute noch zu hören glaube.

Am nächsten Tage kamen zwei Mädchen zu meinen Schwestern. Sie waren bildschön. Beide mit hohen weißen Stirnen und tiefschwarz gekräuselten

Haaren und ebenso schwarzen Augen, feine zarte Gesichtchen, die ich ununterbrochen anstarren musste. Am Nachmittage wurde von meiner Mutter eine Torte gebacken, die am Freitagnachmittag dem Rabbiner ins Haus geschickt wurde. Von der Synagoge aus begleiteten die Vorsteher und sonst angesehene Leute den Rabbiner in seine Wohnung. Es war kalt, das Zimmer fast überheizt. Als beim Nachtessen die Frau des Rabbiners die Torte vom Ofen holen wollte, stellte sich heraus, dass die Zinnplatte inzwischen hinweggeschmolzen war, was meinen Eltern sehr kränkte, denn diese Platte war das schönste Stück von unserem Speisegeschirr und obendrein als ein altes Erbstück mit vielen Figuren und jüdischen Inschriften.

Ich hatte viel Schützlinge auf dem Judenberge und den Nachbarstraßen. An einem Sommernachmittage forderte mich der am Eckhaus wohnende Vorsteher Weilenberg auf, mit ihm spazieren zu gehen. Er nahm mich an die Hand und führte mich an den Domplatz, der zugleich Exerzierplatz war. Beim Nachhausegehen begegneten uns eine kleine Zahl Buben, richtige Gassenjungen, wie sie in jeder Stadt leben. Da sagte einer der Buben, als er unserer ansichtig wurde zu meinem Begleiter, einem großen stattlichen Manne: »Jud, mach Mores« <sup>35</sup> worauf dieser große ältliche Mann die Mütze abzog und einige Sekunden stehen blieb und dann wieder beinahe ehrerbietig sein Haupt wieder bedeckte. Ich begriff den ganzen Zusammenhang nicht, nahm auch mein Mützchen nicht ab. Da näherte sich

<sup>32</sup>Die 49 Tage zwischen Pessach und Schawuot. Omer bezeichnet eigentlich die erste Garbe der Ernte.

<sup>33</sup>Jom Kippur

<sup>34</sup>Höre Israel: Der Herr ist unser Gott, der Herr allein ...

<sup>35</sup>Mores lehren = Anstand, Benehmen beibringen oder jemanden energisch zurechtweisen. Auf die Aufforderung hin, »Jud mach mores« mussten Juden ihren Hut rücken, falls sie sich nicht Beleidigungen oder Misshandlungen, bis zu Steinwürfen, aussetzen wollten.

mir ein kleiner Bube und wollte mir die Mütze vom Kopfe reißen. Ich hielt diese aber anfänglich mit beiden Händen fest und als der Knabe auf mich eindrang, setzte ich mich zur Wehr und schlug ihm mehrmals ins Gesicht. Offenbar tödlich erschrocken riss mich Herr Weidenberg aus dem eindringenden Knabenschwarm und enteilte mit beschleunigten Schritten den nachziehenden Gassenjungen. Auch dieses Bild hat mich bis in mein Alter hinein verfolgt. Und es war doch nicht einmal selten, dass man den Judenknaben und Männern zurief »Jud, mach Mores« und sich immer wieder dieselbe Szene abspielte, nämlich dass der so Angesprochene die Mütze abzog und stehen blieb. Desgleichen widerfuhr auch oft jüdischen Frauen und Mädchen. Dieses, was ich hier erzähle, spielte sich in der Zeit von 1855 an ab.

*»Von Anfang meiner Schulzeit an war ich ein Schulschwänzer und die Schulklasse war in meinen Empfindungen etwa so etwas wie ein Jugendmassengefängnis ...«*

Das Wort »Jud, mach Mores« das ich bisher nicht verstanden hatte, tönte später häufig an mein Ohr [und] hatte für mich mancherlei böse Folgen. [Ich hatte] <sup>36</sup>

Von Anfang meiner Schulzeit an war ich ein Schulschwänzer und die Schulklasse war in meinen Empfindungen etwa so etwas wie ein Jugendmassengefängnis. Mit den Jahren nahm diese Abneigung immer mehr zu und wenn ich aufrichtig gestehen soll, war meine Schulzeit die trübste meiner ganzen Jugendjahre. Ich werde das später noch erklären.

<sup>36</sup>Der Satz bricht unvermittelt ab; möglicherweise fehlen hier Seiten im Manuskript.

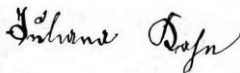
Unvergesslich ist meiner Kindheitserinnerung ein schöner sonniger und warmer Vorfrühlingstag. Ich saß mit meiner treuesten Gespielin, einem gleichaltrigen Mädchen mit feuerroten Lockenhaaren, und schwarzen kleinen Katzenaugen und zwei anderen Knaben auf einer Holzschicht. In jener Gegend nämlich, wie überhaupt in Mitteldeutschland, spielte das Brennholz eine überaus wichtige Rolle für jeden Haushalt. Steinkohlenbrand kannte man fast gar nicht, dafür musste das Holz Ersatz bieten. In etwa meterlangen Ästen vom dünnsten Reisig bis zu Stämmen von etwa 20 cm Umfang ward das Holz mit einem Holzgurt umschnürt aus dem Wald gebracht. Man nannte ein solches Bündel, das kaum mit einem Arm umfasst werden konnte, eine Holzwelle, ein Ausdruck der auch heute noch gebräuchlich ist. Auf einer solchen Schicht saß ich an jenem Vormittage, als ich die Fenster öffnete und meine Mutter sich herauslehnte. Ich hatte mehr als ein Jahr lang meine Mutter nur zu Bette liegend gesehen, und war nun grenzenlos erstaunt, als sie sich jetzt zum Fenster herauslehnte, um die frische Frühlingsluft einzuatmen. Wir Kinder auf der hohen Holzschicht sahen erstaunt hinüber und meine Mutter lächelte wunderbar. Sie sah mich mit einem unsäglich zärtlichen Ausdruck an und immer heller wurde dieses Lächeln und es prägte sich mir so tief in die Seele und in mein Bewusstsein ein, dass dieses Mutterlächeln unauslöschlich in meiner Erinnerung fortlebt und nichts und in nichts in meinem Gedächtnis verblasste. Wie häufig in meinen späteren Lebensjahren hat die Erinnerung an dieses Lächeln in trüben Tagen, in harten Lebensstürmen mich aufgerichtet, mich vor mancher Verzweilungstat beschützt; es wurde mir ein Führer durchs Leben, zuweilen ein Warner, ein Mahner, ein Auf-

munternder.

Eines Tages ging eine große Umwälzung bei uns vor. Auf dringenden Wunsch unseres Hausarztes sollten wir unsere bisherige Wohnung aufgeben und in eine sonnenreichere einziehen. Es war damals kein selbstverständliches Bild zur Zugzeit <sup>37</sup>, beladene Wagen durch die Straßen ziehen zu sehen. Weil ein Umzug etwas unerhört Seltenes war, ein Ereignis nicht nur für den Ziehenden, sondern auch für die ganze Straße.

Ich erinnere mich aber auch noch, dass dieser Wohnungswechsel mancherlei Sorgen und Bedenken auslöste. Bisher hatten wir unser einstöckiges Haus von oben bis unten allein bewohnt, mit Ausnahme der von Madel bewohnten Dachstuben. Nun sollten wir in eine Mietwohnung ziehen, und meine Eltern hatten vielerlei Bedenken, die von einem Teil unserer Freunde noch ganz besonders vermehrt wurden, während wieder andere uns die Sache sogar als vorteilhaft und schön schilderten.

Unterschrift Arthurs  
Mutter, Juliane Kahn  
(geb. Hirsch), um 1890



### Aus der handschriftlichen Autobiographie von Arthur Kahn: Umzug nach Bingen

Pauline und ich waren aber keineswegs in einer elegischen Stimmung, sondern voll froher Erwartung des Reisewagens, mit dem der Wunsch aller Kinder der damaligen Zeit, das Chaisefahren, erfüllt wurde. Inzwischen hatte sich die Straße mit Menschen gefüllt, wie man es vielleicht noch nicht erlebt hatte. Gruppen von Männern und meine Eltern, Mädchen und meine Schwestern. Ein großer stattlicher Mann hatte meinen Vater, den er um Kopflänge überragte, an seine Brust gedrückt, seinen Arm um dessen Hals gelegt; beide küssten sich und weinten und fast im selben Augenblick begannen die übrigen Leute zu schluchzen, die Frauen und Mädchen. Eine laute Stimme rief: »Bleiben Sie bei uns, Herr Kahn, ich nehme alle Unkosten auf mich«. Es war Daniel Eppstein, der derzeitige Präses <sup>38</sup> der Gemeinde. Der ganze Platz, hell von den überall her leuchtenden Fenstern und dem klaren Mondlicht, bot ein Bild, das ich nie vergessen werde. Das alles dauerte eine geraume Zeit. Pauline und ich, die unzählige Male geküsst [ ] <sup>39</sup> worden waren, bestiegen zuerst den großen Reisewagen, der sich endlich langsam in der Richtung nach der Kirche zu in Bewegung setzte. Meine Eltern und Schwestern sah ich nicht mehr unter den vielen Menschen, die uns das Geleite gaben. Auch viele Christen hatten sich zugesellt, die uns ein letztes Lebewohl unter Händedrücker zuriefen. Am Stadttor hielt der Wagen, Eltern und Geschwister stiegen ein, von vielfältigem Lebewohl, viel Glück und sehr warmen Wünschen

<sup>38</sup>Vorsteher

<sup>37</sup>Periode, in der die Zugvögel wegfliegen oder zurückkehren.

<sup>39</sup>Nicht lesbare Textpassagen wurden ausgelassen und durch ein [ ] Symbol gekennzeichnet.

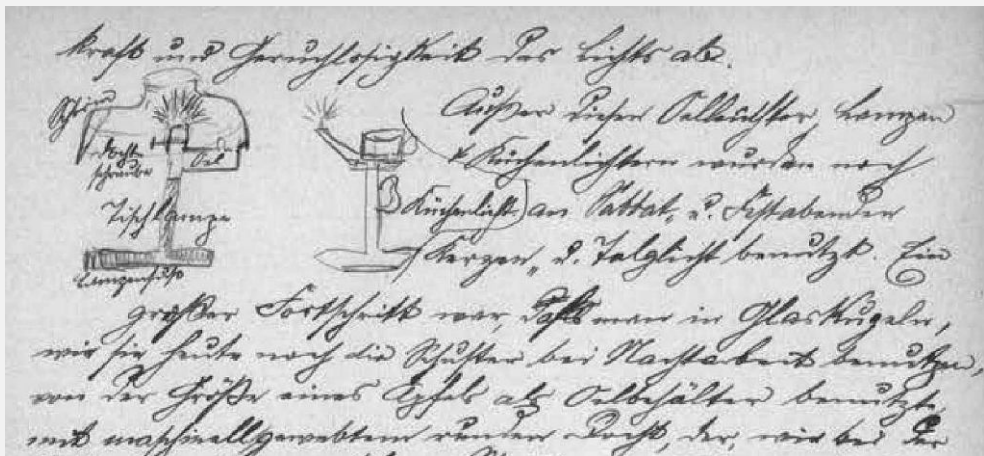


Abbildung 10.6: Ausschnitt aus der handschriftlichen Autobiographie Arthur Kahns

begleitet. Das Eindrucksvollste meiner Kindheit, das mich bis auf den heutigen Tag durchs Leben begleitet hat, war mir zu Teil geworden. Ich vergaß darüber, dass ich wahrhaftig und wirklich in einer gepolsterten Kutsche fuhr; ich saß neben der Mutter, Pauline neben dem Vater auf dem Rücksitz und blickte den uns scheinbar entgegen eilenden Pappeln nach, bis ich endlich, zumal niemand sprach und nur der Takt der Pferde in gleichmäßigem Tempo die Stille unterbrach, einschlief. Ich hatte dann einen Traum, dass ich zuhause in unserer Schlafstube läge und die Wipfel der Pappel streichen rauschend an unserer Zimmerdecke vorüber. Darüber wurde ich wieder ganz wach. Alle um mich schliefen, selbst, glaubte ich, der Kutscher, wenn die Pferde in langsamen Schritt gingen, ohne angetrieben zu werden.

So schlief ich zum zweiten Mal ein und erwachte erst wieder, als es schon Tag werden wollte. Ich sah unter uns die Fulda, an deren Ufer eine Stadt. Ich vermutete Schlüchtern<sup>40</sup>, weil ich gehörte hat-

<sup>40</sup>Luftkurort im Main-Kinzig-Kreis im Südosten Hessens.

te, dass wir da vorüberkommen würden, wenn's tagen würde. Meine Eltern, die erwacht waren, bestätigten dies. Sie sprachen nur leise, um die noch schlafenden Schwestern nicht zu wecken. Ich konnte Rosa und Rosalin, die uns gegenüber saßen, betrachten. Ihre Gesichter waren blass und ich konnte die tränenverwaschenen Mienen gut betrachten. Also auch sie hatten geweint, wie alle Übrigen, außer mir und Pauline.

Hinter Schlüchtern hatten wir ein Erlebnis, das mich lebhaft in Anspruch nahm. Die Pferde waren von der Straße abgewichen und hatten den Kurs nach einer absteigenden, und allmählich aufsteigenden Fahrstraße eingeschlagen. Glücklicherweise wachte der wiederum eingeschlafene Kutscher hier rechtzeitig auf. Außer meiner Mutter und mir stiegen alle aus; der Wagen musste gewendet werden und so nahm mein Vater die Pferde beim Zügel, bis wieder der richtige Weg erreicht war.

Da war denn alles wieder ermuntert. Der Ort, wo das passiert war, hieß, soweit ich mich erinnere, Steinau. Dann fuhren wir noch eine Weile bis wir zu einem Ort kamen, wo Halt gemacht wur-

de. Wir hielten an einem netten Haus, wo meine Schwestern in einer großen Stube, den Tisch [ ] deckten, während Eltern, nachdem wir uns alle gewaschen hatten, ihre Morgenandacht verrichteten. Wir hatten eigenes Geschirr, Tischzeug und natürlich auch Mundvorrat. Nach etwa einstündigem Aufenthalt ging es weiter; anfänglich ziemlich rasch, bald aber immer langsamer, da meine Eltern eine Überanstrengung der Pferde verhüten wissen wollten. Ging es dann gar noch bergauf, dann stiegen wir alle aus und gingen zu Fuß. Man kann auch vom Sitzen müde werden. Das Landschaftsbild war sehr wechselreich und hielt uns stets munter, besondere Babette ging [ ] immer voraus. So verging der Tag in Kurzweil, im Anschauen und Bewundern und wir erreichten bis zur einbrechenden Nacht Hanau <sup>41</sup>, wo wir unser Gefährt verließen.

Hier erlebten wir ein nie zuvor gesehenes Wunder, das nur mein Vater schon kannte.

*»Wir bestiegen, vielmehr erkletterten, ein kleines Häuschen, von denen eine lange Reihe dicht beisammenstanden ... Diese Dinger nannte man Eisenbahnwagons ...«*

Wir bestiegen, vielmehr erkletterten, ein kleines Häuschen, von denen eine lange Reihe dicht beisammenstanden, sämtlich gleichmäßig erbaut und gleich notdürftig von Laternen, in denen Öllichter brannten, beleuchtet waren. Nur Bänke, aber keine Tische, waren vorhanden. Diese Dinger nannte man Eisenbahnwagons. Grenzenlos war mein, wie auch meiner Schwestern Erstaunen.

<sup>41</sup>Hessische Stadt, ungefähr 50 km von Steinau entfernt.

Während wir aus dem Türfenster hinausblickten, bewegte sich auf einem andern Schienenpaar ein gleicher Zug, Pauline und ich riefen wir aus einem Munde: »Vater, Mutter, die Häuschen laufen fort, die ganze Gasse läuft fort!« Auch unser Zug hatte sich in Bewegung gesetzt, wobei ein lang anhaltendes Pfeifen ertönte und weißer Dampf mit einem ständigen tsch, tsch, tsch an dem Fenster vorbeiflog. Das alles ging so ungeheuer schnell, dass unser Reisewagen nur ein Schneckenhaus dagegen war. Pauline und ich waren sprachlos; wir hatten nur Augen und staunten über alles, was da uns vorüberflog; Häuser, Bäume und was sonst da am Wege stand oder fuhr. Dann waren wir beide nicht mehr aufnahmefähig und schliefen, Pauline neben Mutter, ich neben dem Vater, tief und fest ein. Nur eines weiß ich noch: Ich träumte, ich läge in unserer Stube in Fulda und die großen Pappeln berührten sich mit ihren an der Zimmerdecke sich biegender Wipfeln, ständig rauschend und zogen so feierlich langsam vorbei, dass ich mir bald nicht mehr währte, ob unsere Stube sich bewegte oder die Pappeln. Das war vielleicht das stärkste Traumbild meiner Kindheit, das bis heute noch wach in mir blieb. So oft ich später bis heute an einer Pappelallee vorüberkam, fiel mir jenes Traumbild ein und ich habe das Gefühl, als hörte ich sie wie damals so merkwürdig rauschen.

Vor unserer Ankunft am Main-Weserbahnhof <sup>42</sup> und bevor wir in Frankfurt am Main ankamen, ist nichts in meiner Erinnerung haften geblieben; nur dass wir in Mainz in verschiedenen Straßen in stattlichen Häusern einkehrten, dass viel Sonnenschein auf allem lag und

<sup>42</sup>Der Main-Weser-Bahnhof war bis 1888 der Beginn- und Endpunkt der Main-Weser-Bahn, die Frankfurt am Main seit 1852 mit Kassel verband.



alle Leute sehr freundlich zu uns waren. Die Stuben, richtige Zimmer, waren sehr groß und viel schöner als zu Fulda. Auch die Leute waren viel besser angezogen, was mir derart auffiel, dass ich öfter fragte, ob denn schon wieder Schabbes oder Sonntag sei? Dass die Besuchten in den schönen Häusern und Wohnungen unsere Onkel und Tanten, die schön gekleideten Mädchen und Knaben unsere Verwandten seien, machte auf mich keinerlei Eindruck. Mit meinen Gedanken war ich noch immer in Eisenbahnzug, der schneller lief wie ein Pferd und das Ding, das dieses Wunder [vorantrieb], pfiß und Dampf ausstieß, nur wenig größer war, als zwei Postwagen zusammen. Des Nachmittags verließen wir Mainz, das mir schön vorkam, besonders die große Bleiche und der Marktplatz und Dom, was aber sofort in den Hintergrund trat, als wir an der Rhein kamen. So großes Wasser hatte ich nie zuvor gesehen. Und auf diesem breiten Strom schwammen allerhand merkwürdige Dinge, die den Namen Dampfschiff, Segelschiff, Nachen trugen. Als wir an der Landebrücke ankamen, lag da wiederum etwas Wundervolles: ein Personendampfer, der wiederum aus einem nie zuvor gesehenen breiten Rohr, dem Schornstein, mit noch viel größerem Lärm als die Lokomotive, Rauch und Dampf ausstieß, so dass man kaum hörte, was gesprochen ward. Alles, was ich bisher gesehen, war mit diesem merkwürdigen Bau nicht zu vergleichen, weder ein Haus, noch eine Sukka<sup>43</sup>, oder Chaise, kurz mit nichts, was ich mir hätte vorstellen können. Ich war noch mehr hingerissen als Tage zuvor.

Meine Schwestern waren von dem gewaltigen Strom, neben dem die Fulda nur eine Straßenrinne war, furchtsam gewor-

<sup>43</sup>Hütte



Abbildung 10.7: Bootname; Ausschnitt aus der Autobiographie von Arthur Kahn.

den, besonders Berte und Rosa. Die anderen waren schon beherzter. Babet, die mutigste, machte mich auch aufmerksam, dass da ein Name mit so großen Buchstaben, wie ich sie auch nie zuvor gesehen, stand: »MERKENS«<sup>44</sup>.

Ich könnte Seiten vollschreiben, wenn ich alles, was mich in Staunen und Bewunderung versetzte, hier aufführen wollte. Die Fahrt dauerte etwa 2 Stunden.

War bis dahin eitel Sonnenschein, so änderte sich, je näher wir Bingen kamen, das Wetter. Erst wurde es wolkig, dann ließ sich allmählig ein weißlicher Schleier über das Wasser nieder, der immer höher hinaufzog und schließlich die Ufer verhüllte. Als wir in Bingen ankamen, neigte sich der Tag zu Ende. Am Land standen einige Männer, die meinen Vater mit Händeschütteln empfingen. Ich schenkte allen kommenden Vorgängen keine Aufmerksamkeit mehr bis wir in die Judengasse einbogen; ich an der Hand meiner Mutter, mein Vater mit den Herren. Soeben trat eine Frau, etwa im Alter meiner Mutter, als wir das Haus betraten mit einer Tischlampe, deren halbes Licht

<sup>44</sup>Der Kölner Geschäftsmann Peter Heinrich Merkens (1778–1854) war auch ein rheinisch-liberaler Politiker, der den »Vormärz« mitprägte und z.B. den ersten Antrag »Zur Gleichstellung der Juden mit den übrigen Staatsbürgern« einbrachte. Zunächst als Feuerversicherer tätig – das Explosionsrisiko von Dampfschiffen war beträchtlich – war er u.a. Vorsitzender des Verwaltungsrats der Vorläufergesellschaft der Köln-Düsseldorfer Rheinschiffahrt. Zur Zeit der Reise der Kahns besaß die Gesellschaft nahezu 30 Schiffe und beförderte knapp eine Million Personen pro Jahr.

uns auffiel, im Flur entgegen und rief: »Herzlich willkommen« und öffnete eine Zimmertür, aus der eine wohlige Wärme zu uns strömte. Wir waren bei unseren provisorischen Quartiergebern, genannt »Restauration Geisenheimer<sup>45</sup>«, früher Garküchler jetzt Restaurateur, was damals noch ein wenig gebrauchtes Wort war. Die Frau und ihre beiden Töchter, etwa im Alter meiner älteren Schwestern, bemühten sich auch sehr um diese, während der Sohn des Wirtes, der schon barmizwo <sup>46</sup> war, mir freundlich die Hand reichte und mich frug wie ich heiße und zugleich zusetzte: »ich heiße Bernhard Geisenheimer«. Wir hatten kaum Kaffee getrunken, als auch schon eine zwanglose Unterhaltung zwischen den Frauen, wie auch zwischen meinem Vater, dem Restaurateur Jekefchen Geisenheimer, der meiner Vater noch beträchtlich überragte, und Jekefchens Bruder, einem alten Junggesellen genannt Onkel Leseme (statt Lazarus), im Fluss war. Ich glaube, wir waren gegenseitig voneinander befriedigt. Bernhard, welcher wahrnahm, dass mich das besonders helle Lampenlicht interessierte, frug mich, ob ich wüsste, was das sei. Ich verneinte. »Das ist eine Kamphinlampe <sup>47</sup>«. Auch meinem Vater, der doch für alles [war], was mit Beleuchtung zusammenhing, war das schöne helle Licht aufgefallen. Kamphin, auch Lamphin geschrieben, war der Vorläufer des Steinöls <sup>48</sup>, oder Erdöls, mit einem Wort, nicht geläutertes Petroleum. Wieder et-

was, wovon man in Fulda noch nichts wusste. Inzwischen war es draußen ganz Nacht geworden. Da frug mich Bernhard wieder, ob ich schon einmal Gas gesehen hatte? Ich korrigierte ihn und sagte: »Ob ich schon eine Geis zu Gesicht bekommen? Des Fulda gibt's auch Geisen!«. Es lachten alle, ohne dass ich das verstand. Mein allerneuester Freund führte mich ans Fenster und forderte mich auf, hier stehen zu bleiben und auf eine eiserne Stange zu sehen. Gleich darauf kam auch ein Mann, der an einem Besenstiel ein ganz kleines Laternchen trug, in dem ein winziges, vom Winde beunruhigtes, Spirituslichtchen flackerte. Nach einer kurzen Manipulation – Aufdrehen eines kaum sichtbaren Hahnes –, schlug plötzlich eine weiße, wie ein kleiner Miniaturhalbmond aussehende Flamme auf. »Das ist Gaslicht«, erklärte Bernhard <sup>49</sup> Nun wußte ich, dass eine Geis kein Gaslicht und Gaslicht keine Ziege sei. Ich wollte dieses eben erlebte Wunder noch einmal genießen, griff nach meiner Mütze, um dem Mann mit der Stange nachzueilen. Bernhard ging mit und ich sah das Wunder noch 2 oder 3 mal und wäre dem Wundermann sicherlich bis zum Schlusse seiner Tätigkeit gefolgt, hätte nicht Bernhard und ein eben einsetzender Regen zur Rückkehr gemahnt. Als wir, Bernhard und ich, zurückkehrten, war der Tisch gedeckt und wir aßen gemeinsam mit den Wirtsleuten zu Nacht. Wir waren den Leuten sicherlich sympathisch und meinen Leuten gefiel wieder offenbar die zwanglose und leichte Art, die den Leuten am Rhein besonders eigen ist. Jekefchen, als richtiger Gastwirt, jovial, weinselig zu jeder Zeit, erzählte allerhand Schnurren <sup>50</sup>, die mein Vater fröhlich la-

<sup>45</sup>Ein jüdisches Restaurant mit Zimmern in der Hasengasse in Bingen. R. Rothschild übernahm später die Gaststätte von Jakob Geisenheimer und bot koscheres Essen und koschere Weine an.

<sup>46</sup>Religionsmündigkeit im Alter von 13 Jahren.

<sup>47</sup>Die Kamphinlampe mit Rundbrenner wurde 1844 erfunden und war die erste Lampe für Mineralöle mit äußerem und innerem Luftzutritt zur Flamme.

<sup>48</sup>Der Name Petroleum kommt vom lateinischen *petra* mit der Bedeutung »Fels« bzw. »großer Stein«.

<sup>49</sup>Die Gasbeleuchtung wurde in Bingen kurz vor der Ankunft der Kahns eingeführt.

<sup>50</sup>Schnurren oder »Maserchen erzählen« ist »unterhalt-

chend zuhörte, die beiden Frauen und die jungen Mädchen unterhielten sich ebenso, als seien sie schon so viele Wochen miteinander bekannt, wie eben jetzt Stunden. Wir wollten gleich nach dem Abendessen zur Ruhe gehen, aber das schien vergessen worden zu sein. Da tönnten entlang der Straße zehnte langsame und abgemessene Pfeifentöne. Der Nachtwächter hatte die zehnte Stunde verkündet. Wir mussten eine Treppe höhersteigen, um unsere erste Nachtruhe in Bingen zu genießen; am letzten Oktobertag 1856 (Meine Mutter schrieb – ob irrtümlich? – in ihr Tagebuch 1857. Vielleicht aber hat meine Mutter, die ein noch viel besseres Gedächtnis hatte als ich, recht; ich gebe ihrer Aufzeichnung als den richtigeren den Vorrang. Und was würde es zerschlagen, die Erlebnisse, die hinter mir liegen, auf eine frühere Zeit zurückzuschicken? In Bingen begann, so wie so der erste Abschnitt meiner Kindheit abzuschließen.)

Ja, es war Abschluss und Beginn einer neuen Kindheit [ ]; und, was an neuen Eindrücken in solcher Fülle und Manigfaltigkeiten, von der Stunde an, in der der schöne Chaisewagen bestiegen bis zur Ankunft in Bingen, als wir den Rheindampfer Merckens verließen, war ein Höhepunkt des Erlebens, das nicht mehr vergessen und verblasen konnte.

*»Einschließlich der Unterbrechungen hatten wir fast drei Tage zur Reise von Fulda nach Bingen gebraucht.«*

Einschließlich der Unterbrechungen hatten wir fast drei Tage zur Reise von Fulda nach Bingen gebraucht. Nachdem wir etwa drei bis vier Tage bei Geisenheimers gewohnt hatten, bezogen wir, als endlich der riesige Möbelwagen angekommen und ausgeladen war, unsere

*sames Gerede, das auch unsinnig sein kann.*

provisorische Wohnung in der Judengasse, heute Rathausstraße, die die ganze 5- oder 6 Zimmerfront, resp. Fensterfront, einnahm. Alle Zimmer waren geräumig und mindestens so groß wie die Fuldaner Zimmer [ ] in der Nussgasse, weshalb hier die »gute Stube« eingerichtet ward. Unsere Möbel, die ja erst einige Jahre alt waren, wurden viel angestaunt. Solche Möbel hatte Rebbe Boruch, der Vorgänger meines Vaters, nicht besessen. [ ] gestickte hohe Stühle, ein geschmackvolles Sofa mit handgeschnitzten Einfassungen, zwei ganz aparte Lehn- und Ruhesessel und alles übrige Mobiliar gelb poliert, [ ], erschien offenbar hier als luxuriös, und wurde offenbar viel und verschiedenartig besprochen, umso mehr als der Rabbiner und Lehrer nur sehr notdürftiges Mobiliar und kein einziges Luxusstück besaßen. Obendrein das überreichlich viele und kostbare Porzellan — damals ein Luxus nur wirklich wohlhabender Bürger, dazu zinnerne Essgeschirr – und etwas sehr seltenes bei einem Kantor, silberne Luxusgegenstände, wie zwei dreiarmlige Schabbesleuchter, zwei schwere, sehr alte, reichlich ciselirte Kidduschbecher<sup>51</sup>, eine sehr umfangreiche Sederschüssel<sup>52</sup>, auf deren Rand ein brunftender Hirsch mit hebräischer Umschrift, das Familienwappen der Familie Hirsch, und noch vieles andere, alles das und nicht zuletzt, verschiedene Ölgemälde und ein stark versilberter Chanukka-Leuchter.

<sup>51</sup>Kiddusch ist der Freitägliche Segensspruch über einen Becher Wein.

<sup>52</sup>In der Sederschüssel zu Pessach werden traditionsgemäß sieben Speisen mit einer religiös/geschichtlichen Bedeutung angerichtet: Mazzen (Ungesäuertes Brot), Maror (meist Meerrettich), Beitsah (gesottenes Ei), Charosset (z.B. Mischung aus Apfelstücken und Datteln), Seroa (Lammkeule mit wenig Fleisch), Karpas (z.B. Sellerie) und Chasaret (zweites Bitterkraut).

### Der große Sanhedrin

Napoleon rief 1806 und 1807 nach antikem Vorbild Rabbiner und wertgeschätzte jüdische Laien aus den seiner Herrschaft unterstehenden Territorien nach Paris ein. Sein Ziel war herauszufinden, inwiefern Juden dem neuen Ideal des französischen Staatsbürgers entsprachen oder sich daran anzupassen bereit waren. Der Mainzer Großrabbiner Dr. Sigmund Salfeld, schrieb dazu 1903: »Auf die zwölf der Versammlung vorgelegten Fragen erklärten die Notabeln, dass es den Juden nicht erlaubt sei, mehr als eine Frau zu heiraten, dass die Ehescheidung nach dem Gesetze Moses erlaubt, aber nicht gültig sei ohne Ausspruch des Staatsgesetzes, dass eine Zivilehe als bürgerliche, aber nicht als religiöse Ehe anerkannt würde, dass die Israeliten ihre nichtjüdischen Mitbürger als Brüder betrachteten und liebten und zu ihnen in demselben Verhältnis ständen wie Juden gegen Juden. Frankreich sei ihr Vaterland, dessen Gesetze sie beobachten, dass sie .. wie sie bewiesen hätten – schützen und verteidigen müssten. Den Juden sei keine bürgerliche Arbeit, wohl aber jede Übervorteilung und jeder Wucher verboten. Das kaiserliche Dekret vom 17. Mai 1808 gab den Juden eine Konsistorialverfassung, ordnete die Pflichten und Rechte der Departements-Konsistorien, der Rabbiner und sonstigen Beamten und bestimmte u. a. provisorisch auf zehn Jahre, dass ferner kein Jude mit irgend einem Handelsverkehr sich abgeben dürfe, wenn er nicht zu diesem Behuf von dem Präfekten des Departements ein Patent erhalten habe, welches nur nach genauen Erkundigungen und Zeugnissen: 1) des Municipalrats, dass der Betreffende sich weder des Wuchers noch des unerlaubten Verkehrs schuldig gemacht und 2) vom Konsistorium der Synagoge seines Wohnbezirkes, dass er sich gut und rechtschaffen geführt habe, [jährlich] erteilt werden soll (Moralpatent). Das waren die Wermutstropfen, die in den Freudenbecher fielen!«

Jedenfalls machte das alles einen besonderen Eindruck und trug sicher viel dazu bei, die Stellung meines Vaters in den Bürgerkreisen bedeutend zu heben. Dazu kam noch, dass meine Mutter aus ihrem Elternhause noch kostbare Damastkleider, viele Spitzen[ ], 2 große [ ], die in Mode geblieben und Stickereien herrlicher

Art hatte, so daß sie in ihrem Schabbbes, und Festtagsstaat genauso nobel kam wie die reichsten Frauen der reichen Gemeinde.

Noch ein anderer Umstand trug dazu bei, meines Vater Stand wesentlich zu haben. Die Familie Friedberg, früher tonangebend in den rheinischen Gemeinden Mainz, Bingen etc., waren eng verwandt mit uns mütterlicherseits und rangierten in Reichtum mit den Gebrüdern [Meier], die eine sehr angesehenen Weinfirma [führten]; ferner mit der Familie Reinach. Meine Urgroßmutter, Gattin von Löw Partenheim, der im Napoleonischen Synhedrin<sup>53</sup> Sitz und Stimme hatte, war ausgangs des 18. Jahrhunderts und anfangs der 19ten eine bedeutende Persönlichkeit. Der [ ] Cousin meiner Mutter, Rafael Friedberg<sup>54</sup>, war zur Zeit unsrer Niederlassung in Bingen Gemeindevorsteher und hielt warme Freundschaft mit meinen Eltern. Väterlicherseits war auch mein Großvater eine im allerbesten Sinne wohlbekannte Persönlichkeit.

Aron Udenheim war nicht nur ein Zeitgenosse und »Lernbruder« der rühmlich bekannten Gelehrten Scheuer, Schmul [Leondi] und Nachmann, sondern auch ein reicher Weingutsbesitzer, der schon 1700, oder noch etwas früher, von seinem Vater das Privileg geerbt hatte, Grund und Boden jeglicher Art zu erwerben und besitzen. Er besaß neunzig hessische Morgen Land, worunter die Hälfte Wingert, von denen ein Teil verpachtet war. Aron Udenheim (Aron Kahn) hatte den Ruf, der wohlthätigste Jude im Kreise Alzey und Oppenheim zu sein und mehr als sein halbes Einkommen für Wohlthätigkeitszwecke verschenkt zu haben. Am meisten bedachte er arme Bräute

<sup>53</sup> Siehe Erläuterung im farblich unterlegtem Textblock zum Großen Sanhedrin.

<sup>54</sup> Rafael Friedberg, 12.3.1805 - 13.12.1887

und alte Leute. Meine Großmutter, in der ganzen Gegend als Aron's Hanna bekannt, galt geradezu als Verschwenderin im Wohltun, wovon die Bauersleute keineswegs ausgeschlossen waren. Noch 1904, als ich in Udenheim war, erzählten mir die alten Bauersleute wahre Legenden von ihr. Sie starb 1868. An ihrer Beerdigung beteiligten sich etwa 300 Bauersleute, was noch niemals in der Gegend vorgekommen ist.

Unter den Juden auf den Dörfern im weiteren Umkreis von Bingen gab es viele, die noch Zeitgenossen meines Vaters waren und nun die alte Freund- und Bekanntschaft erneuerten. Sie nannten ihn anfänglich unter sich Nathe Birg Udenheim, später über mehr und mehr Nathe Bing'. Die Binger Juden hatten sich im Laufe der Jahre und zur Unterscheidung von anderen, den Namen Kahn tragenden Mitbürgern, daran gewöhnt von ihm, als »unser Kahn« zu sprechen, als wäre er so eine Art Gemeindeeigentum oder auch ein Stückchen Privateigentum. Unzählige Male hörte ich, wenn von einem der fünf Gemeindeglieder [ ] die Rede war, die Frage: [ ] welcher Kahn? Antwort: »unser Kahn«. Unser Kahn, das blieb er auch allen Gemeindegliedern, selbst vielen christlichen Bewohnern, unter denen er kaum einen einzigen Feind hatte.

Eigentlich hätten meine Eltern die amtliche Wohnung in der Rheingasse, in dem Haus in dem bereits auch der Rabbiner wohnte und die sein Vorgänger bis zu seinem Tode bewohnt hatte, beziehen sollen. Rebbe Boruch, richtiger Bernhard Sängen, hatte drei Söhne und eine Tochter hinterlassen. Der zweite Sohn, Theodor [ ] war Kantor der Hauptgemeinde in Mainz, der zweite anfänglich Buchbinder und Leihbibliotheksbesitzer, später Weinhändler August Sängen, der jüngst, [ ], ein vorzüglicher [ ] geworden. Die



Abbildung 10.8: Alte Synagoge in der Binger Rheingasse, Die Wohnungen der Kahns und des Rabbiners befanden sich auf der rechten Seite. Bild um 1905, Quelle: <https://tinyurl.com/3xztzbs6>.

Tochter Malchen wohnte nun, nach des Chasans<sup>55</sup> Tode mit ihrer Mutter ist der uns zustehenden Wohnung und war tief unglücklich, die Wohnung zu verlassen, in der sie Jahrzehnte hindurch mit ihrem Boruch gelebt hatte. Sie weinte Tag und Nacht, konnte nicht mehr essen, kurz es war eine Tragödie im ehemaligen Chasanhaus. Als meine Eltern davon hörten, erboten sie sich, so lange auf die Wohnung zu verzichten, als die Chasanswitwe, [Leicher] genannt, lebte. Meine Mutter ging noch einen Schritt weiter und veranlasste meinen Vater fürs erste Jahr die Miete für die vorzeitige Wohnung selber zu bezahlen. Dagegen hatte niemand was einzuwenden zumal mein Vater die Miete für 13 Jahre schon bezahlt hatte. Was die beiden Söhne nicht fertig bekamen, hat-

<sup>55</sup>Kantor

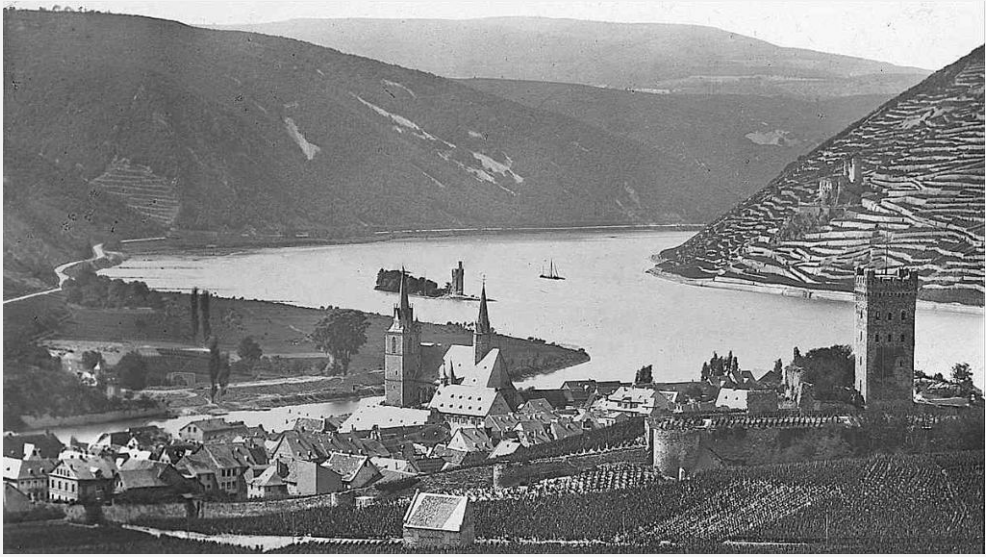


Abbildung 10.9: Fotografie von Bingen um 1858, als die Familie in den Ort zog. Die Eisenbahnlinie, die erst 1859 den Betrieb aufnahm, ist noch nicht zu sehen. Quelle: Stadtarchiv Bingen, <https://tinyurl.com/4sw4vaps>.

ten meine Eltern bereits erledigt. Leicher blieb uns den Dank nicht schuldig und als sie sich endlich entschloss, doch zu ihrem Oheim nach Mainz zu ziehen, fiel sie beim Abschied von meinen Eltern in eine tiefe Ohnmacht. Die Söhne schworen meinen Eltern ewige Dankbarkeit, die ungefähr ein halbes Jahr anhielt.

Meine erste Freundschaft war Leise Erlänger, ein gleichaltriges unansehnliches Mädchen, das von früh morgens bis zur sinkenden Nacht bei uns weilte oder sich mit mir am Rhein herumtrieb. Dann gestellten sich noch gleichaltrige Kinder dazu: Sigmund Seeligmann<sup>56</sup>, Albert Dinkelspiel, Karl Kallmann, Simon Gottschmidt u.a. Da es grade Herbstferien waren, konnte ich ungehindert von der Schule meine Kindheit genießen. Nur einen Unterricht genoss ich da, und ich konnte von genießen sprechen, und dieser Unterricht begann des Nachts vor dem Einschlafen. Meine Eltern nahmen

mich und Pauline mit sich ins Bett. Pauline bei Mutter, ich beim Vater. Mein Vater, dem die neue Umgebung noch weniger gefiel als meiner Mutter, war sehr entrüstet darüber, dass der hebräische Unterricht der Knaben ohne Kopfbedeckung erteilt ward, wollte wahrscheinlich weiteren unjüdisch wirkenden Einflüssen dadurch begegnen, dass er uns Jüngste selber unterrichtete. So begann er damit, dass er uns jeden Abend ein Hauptvorkommnis aus dem [Wochen]abschnitt<sup>57</sup> erzählte, aber alles ausließ, was wir nicht verstehen konnten. Nur Freitag abends war Pause. Er verstand es so wunderbar zu erzählen, dass wir darüber einschließen und wir uns immer darauf freuten, wenn die Bettzeit kam. So lernten wir auch die nachbiblische Geschichte kennen. Kam etwas sehr Spannendes, wie von Saul und David, Gideon und seiner Tochter Salome und [über] die Pracht des Tempels, von Ruth und Naomi so war

<sup>57</sup> Leseabschnitt in der Tora.

<sup>56</sup> Später Sekretär der jüdischen Gemeinde in Bingen

Pauline voller Spannung und frug alles Mögliche, was mich dann recht ärgerte. Ich wollte von Simson, sie Näheres über Delila <sup>58</sup> hören, oder warum Ruth aufs Feld und nicht auf den Markt ging Ähren respektive Mehl zu kaufen. So viel weiß ich aber heute noch, dass ich in der Schule, die im November begann nicht halb so aufmerksam [war] als nachts um 10, wenn andre Menschen und ganz sicher meine Schulkameraden, samt und sonders schon schliefen. Mit meinem Schulbesuch begann für mich ein Martyrium. Das Schulgebäude, in seinem hundertjährigen Bau, ebenso oft ein Kloster als Kaserne und mannigfachem Schicksal unterworfen gewesen, ist auch heute noch äußerlich unverändert. Nur befand sich in dem Raum, in dem ich als Schüler der Volksschule ›lesen, rechnen, schreiben‹ [lernte], später der Gerichtssaal des Friedensgerichts und später das Amtsgericht Bingen [ ]. Der Raum war hoch, hell und groß, umfasste rechts und links je 7 Bänke für je 7- 8 Sitze, sodass zumindest 80 Schüler – das war jahraus, jahrein die Durchschnittszahl – in diesen einen Raum von einem und demselben Lehrer (mit Ausnahme des katholischen Religionsunterrichts) unterrichtet wurden. Ich ging anfangs mit Beklemmung und Unbehagen dahin.

Verhältnismäßig und in Anbetracht der vielen Menschen in diesem Raum, wovon sicherlich ein Viertel Ungeziefer und die Krätze hatten und fast ein Drittel ungewaschen, die Hälfte ungekämmt kamen, war die Luft anfangs des Unterrichts noch ganz erträglich. Um diese Luft durch unvermeidliche Zufälle nicht noch mehr zu

<sup>58</sup>Delila war eine Geliebte des israelitischen Helden Simson. Sie wurde bestochen, dem als unbezwingbar geltenden Simson das Geheimnis seiner Stärke zu entlocken. Nachdem dies gelang, lieferte sie Simson seinen Feinden aus.

verderben, war eine Art Prügelstrafe eingeführt. Entfuhr einem der Buben, was man nicht mit Händen [ ] festhalten kann, dann hoben [ ] mehrere nächstsitzende Buben die Hand und meldeten: der [ ] hat sich unrecht aufgeführt! Dann rief der Lehrer: ›haut ihn‹, worauf die umsitzen den Knaben auf ihren Kameraden fest einschlugen. War der Fall zweifelhaft, dann befahl Lehrer Weber: ›Riecht mal was war!‹ Dann gab's wiederum Prügel. Zuweilen ward dann die Schultür für einige Minuten geöffnet. In der nächst höheren Volksschulklasse wurde das [ ] Vergehen schon nicht mehr bestraft.

Meine Anwesenheit erweckte alsbald diejenige Aufmerksamkeit, die den Judenkindern in deutschen Schulen selten erspart bleibt.

*»Zu zweit, zu dritt, oft im Bündel, fielen sie über mich her und schlugen auf mich ein ... «*

Zu zweit, zu dritt, oft im Bündel, fielen sie über mich her und schlugen auf mich ein. Doch ich hatte in Fulda etwas gelernt, und als ich einmal einem der Buben mit der Kante meiner blechbeschlagenen Schiefertafel in die Magengrube stieß, was zur Folge hatte, dass er halb ohnmächtig vor Schmerz hinfiel, im selben Augenblick ein Bürger vorüberkam, die Knaben auseinandertrieb und mich mit den Worten ermutigte: ›Nur drauf, lass dir nichts gefallen, Kleiner‹, da wichen die andern von mir ab. Meine Eltern, so oft sie von diesen Verfolgungen hörten, ermutigten mich mit den Worten: ›Wehr dich!‹ Ich merkte mir das. Als ich bald inne ward, dass diese selben Knaben, wenn sie in der Minderzahl waren, sich als Feiglinge zeigten und sich dann darauf beschränkten ›Judd geh kaput‹, zu

rufen, meine Schwester Babette mir auch zuweilen zur Hilfe kam und die Angreifer buchstäblich in die Flucht schlug, da vermochte ich schon öfter zum Angriff überzugehen.

*»Begegnete ich einem der Buben allein, dann wurde ich zum Angreifer. Von den fünf andern Judenkindern kam mir anfänglich keiner zu Hilfe. Sie waren gewohnt auf Beschimpfungen jeder Art zu schweigen und davonzulaufen.«*

Begegnete ich einem der Buben allein, dann wurde ich zum Angreifer. Von der fünf andern Judenkindern kam mir anfänglich keiner zu Hilfe. Sie waren gewohnt auf Beschimpfungen jeder Art zu schweigen und davonzulaufen. Am Ende des Schuljahres änderte sich die Sache wesentlich zum Besseren. Aus der besseren Bürgerklasse wurden einige meiner christlichen Kameraden meine Freunde und blieben es bis zu ihrem Tode. Und darunter waren manche ausgezeichnet brave Menschen, die nützliche und angesehene Stellungen errangen, auch im späteren Leben von jeglichem Antisemitismus freibleiben.

Vor und nach dem Unterricht wurde von sämtlichen Schülern stehend das Vaterunser gemeinsam gebetet und das Zeichen des Kreuzes gemacht. An dieser Gebetsübung nahmen auch die jüdischen Schüler, 5 an der Zahl, teil. Da ich aber ganz allein sitzen blieb, und mich umsah, ob die hinter mir sitzenden Judenknaben auch sitzen bleiben und das Kreuzeszeichen ebenfalls mitmachen würden – was in der Tat der Fall war, – da unterbrach der Lehrer, der mich feindselig angesehen hatte, die Bet-Übung und schrie wütend: »Kahn, willst du dich noch ein-

mal umschauen?« Da verhielt ich mich still, blieb aber doch sitzen. Nun erwartete ich, als die Knaben sich entfernt hatten, eine exemplarische Strafe. Doch der Lehrer nahm keine Notiz von mir und ich konnte ungestraft das Schulzimmer verlassen.

Dieses unscheinbare Ereignis hatte aber doch eine bedeutsame Folge. Die jüdischen Schüler erzählten dieses Vorkommnis, es wurde herumgesprochen und von da an folgten die Knaben meinem Beispiel und beteten nicht mehr mit. Der jüdische Lehrer wurde – nicht offiziell – aber bitter dafür getadelt, dass er nicht aufklärend und vorbeugend, den christlichen Lehrer verständigt hatte. Der jüdische Lehrer, dessen Frau eine Tochter des Rabbiners [ ] in München war, ignorierte das Vorkommen. Persönliche Meinung, alles außerhalb des Cheders<sup>59</sup> liegende und ausgesprochener Charakter waren nicht sein [Goût]. Dafür war er in Hinterhältigkeit und [als Kalfaktor] entschieden begabter als im Unterrichten und Lehren.

Unser erster Winter am Rhein, 1857, war sehr streng, viel Schnee und tagsüber Sonne. Da sah der Rhein denn doch ganz anders aus als bei stetem trüben, oft undurchdringlichen, Nebel. Noch war der Rhein eisfrei, da gingen wir am Schabbes am Ufer spazieren.

Auf dem jenseitigen (nassauischen) Ufer wurden die oft bis zu 20 Meter langen Lastschiffe von 20 bis 40 Pferden, ja nach der Beladung der Schiffe – meist Kohlen oder Frucht – stromaufwärts gezogen. Die Pferde gingen einzeln hintereinander und wurden ständig durch ein ständiges überlautes [ ] Geschrei der Trei-

<sup>59</sup>Cheder ist hebräisch für Zimmer und bezeichnet eine traditionelle, religiös geprägte Schule. Der Unterricht fand im Lehrerhaus des Lehrers statt, der durch die Eltern oder die jüdische Gemeinde bezahlt wurde.



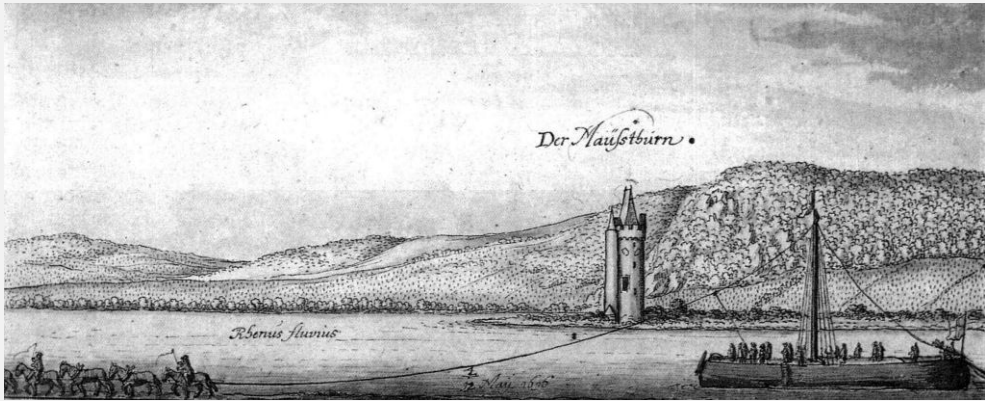


Abbildung 10.10: Die zeit- und geldaufwändige Treidelschiffahrt dominierte den Transport auf dem Rhein für viele Jahrhunderte. Ausschnitt aus einer Zeichnung mit einem Treidelschiff vor dem Binger Mäuseturm von Wenzel Hollar, 1636, gemeinfrei.

ber ganz entsetzlich angetrieben. Solche Pferde gingen auch viel früher zugrunde als ihre übrigen Zeitgenossen. Aber schon zwei oder drei Jahre später fand diese grässliche Aufwärtsfahrt ein Ende. Breitgebaute, massive Schlepsschiffe, die den Namen ihres Eigentümers Franz Haniel <sup>60</sup> I, II, III u.s.w. trugen, schufen das 3 und 4 fache, was früher 40 Pferde erforderte. So erlebte ich den Untergang eines Stückes Mittelalters und den Beginn der neuen Ära des Dampfes auf demselben Strom, auf dem sicher schon ein paar tausend Jahre früher die Uferbewohner auf Baumstämmen Fahrten unternahmen. Man benannte diese neue Art Dampfboote zum Unterschied von den Personen- oder Passagierdampfern, Schlepsschiffe oder Schlepper die keine Passagiere beförderten.

Dies war auch die Zeit, wo man zum

<sup>60</sup>Franz Haniel, 20.11.1779 - 24.4.1868, gründete die Franz Haniel & Cie. GmbH. Er betrieb Hütten und Zechen, eine Spedition, eine Kohlenhandlung und eine Reederei, der mehrere Schiffe gehörten. In der Zeit der Kontinentalsperre verdiente er viel Geld mit Getreideschmuggel nach England. Unter seiner Leitung gelang es 1834 erstmals das Deckgebirge der Steinkohle zu durchstoßen und Fettkohle zu fördern.

ersten Male wagte, das viel gefürchtete Bingerloch bei Assmannshausen, wo der Rhein eine rechtwinkelige Biegung macht, der Strom ohnehin durch Felsen eingengt war, den Schlepsschiffen ein, zwei, ja, später sogar drei bis vier Lastschiffe anzuhängen. Das erforderte aber auch sehr erfahrene und besonnene Steuerleute, die jede Tiefe und Untiefe, ja, jeden Riff sogar, genau kennen mussten. Das machte die Steuerleute dieser Gegend von Bingen bis Kaub bekannt und sogar berühmt.

Was heute, 1926, von dem ehemals so viel bekannt gewesenen Bingerloch, gegen 1858 bis 1860 noch bemerkbar ist, kann gar nicht mehr miteinander verglichen werden. Eine Kahnfahrt von Bingen nach Assmannshausen bleibt trotzdem auch jetzt noch eine der allerschönsten Fahrten, die der Rhein aufzuweisen hat.

Im Frühjahr stand mir eine große Freude bevor. Meine Mutter machte ihren ersten Besuch zum Großvater und Geschwistern nach Partenheim.

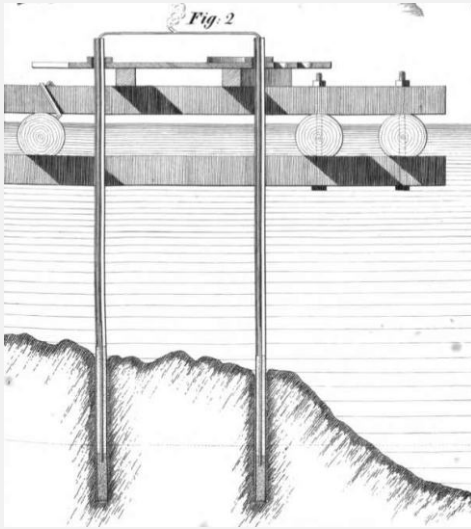


Abbildung 10.11: Floß zum Bohren von Sprenglöchern in den Quarzit des Binger Lochs und zum Einbringen der >Pulverbüchsen<. Quelle: von Bergh, *Felsensprengungen im Rhein bei Bingen*, 1834.

An dieser Stelle bricht die  
Autobiographie abrupt ab

---

### Das Binger Loch

Das Binger Loch war ein natürliches Wehr, das den Rhein oberhalb von Bingen, also in Richtung Mainz, aufstaute. Während der Rhein bis Rüdesheim nur etwa 10 Zentimeter pro Kilometer abfällt, beträgt das Gefälle stromabwärts bis zu 65 Zentimeter pro Kilometer, mit Folgen für die Breite des Flusses und die Strömungsgeschwindigkeit. Das >Binger Riff< stellte eine erhebliche Hürde für die Schifffahrt dar. Nach ersten Versuchen der Römer gelang es erst im 17. Jahrhundert, eine Durchfahrt von 4 Metern Breite zu schaffen. In Folge verlandeten die Wasserburgen im Rheingau, und von ursprünglich 32 Inseln blieben nur noch sechs übrig. Durch das Absinken des Grundwasserspiegels musste das Fundament des Mainzer Doms, der auf 20.000 Eichenpfählen ruhte, Anfang des 20. Jahrhunderts durch ein massives Steinfundament ersetzt werden. Von 1830 bis 1841 wurde die Durchfahrt durch Sprengungen auf 14 Meter verbreitert, und 1860 wurde ein zweites Fahrwasser in das Quarzitriff gesprengt. Erst seit 1990 stellt das Binger Loch kein wesentliches Hindernis für die Schifffahrt mehr dar<sup>a</sup>.

<sup>a</sup>Ferdinand van den Bergh. *Die Felsensprengungen im Rhein bei Bingen zur Erweiterung des Thalweges im Binger Loche*. Karl Bädeker, Koblenz, 1834.

# 11

## Nachwort und Dank

*Ein Hoch ...*

*– auf das Digitalisat!*

Welche der im Vorwort erwähnten Fragen werden durch die Lektüre des Buches verständlicher? Lassen sich daraus möglicherweise Lehren ziehen?

Nun, das bleibt jeder Leserin und jedem Leser selbst überlassen; ich kann hier lediglich einige meiner persönlichen Eindrücke teilen.

Liest man Johann Neebs Charakterisierung der Rheinessen, so verblüfft zunächst, wie wenig sich in 200 Jahren geändert hat. Lebensfreude, Toleranz, Gelassenheit und Selbstbewusstsein waren bereits damals angelegt. Dies trifft auch auf die ausgeprägten dörflichen Identitäten zu, die noch immer tiefer verwurzelt sind als ein ›rheinnessisches Bewusstsein‹.

Manches ›Kirchturmdenken‹, manche Rivalitäten zwischen Gemeinden, ja sogar Tendenzen im Wahlverhalten haben ihren geschichtlichen Hintergrund. Verblüffend ist auch, das Johann Neeb bereits vor 200 Jahren ein Gespür für ökologische Fragen und die Bewahrung historischer Gebäude entwickelt hatte und es erstaunt, wie viele der noch heute genutzten Kulturpflanzen bereits damals auf den Äckern angebaut wurden.

Was die Erinnerungen von Arthur Kahn angeht, so ist einerseits interessant, wie sich durch die erzwungene jüdische

Abkapselung eine jüdische Identität entwickelte, in der sich viele auch einrichteten. Andererseits wird der Zwiespalt zwischen dem großen Hoffnungsträger Napoleon und den anschließenden Enttäuschungen gerade bei den Juden deutlich.

Kahn hegte zeitlebens die, aus heutiger Sicht, naive Hoffnung, dass ›der Weg zur Scholle‹ den Juden die ersehnte Anerkennung und Zuneigung verschaffen könnte. Dieser ›Schrei nach Anerkennung‹ wird an vielen Stellen deutlich, insbesondere wenn Kahn bewusst positiv über einige Kontakte mit der christlichen Mehrheitsgesellschaft berichtet.

Allerdings fanden im späteren 19. Jahrhundert, gerade auch in Rheinessen, antisemitische Aufrührer Anklang. Zu deren Scharfmachern zählte auch der selbsternannte ›hessische Bauernkönig‹ Dr. Otto Böckel, der 1890 die Antisemitische Volkspartei gründete. 1892 hielt dieser z.B. in Nieder-Olm eine Versammlung ab, an der rund 1000 Landwirte teilnahmen. Kahns Auseinandersetzung mit Böckel war ein Grund für seinen zwölfjährigen Aufenthalt in den Vereinigten Staaten.

Wer das Vergnügen hat, an einer jüdischen Hochzeit teilzunehmen, bei der Traditionen gepflegt werden, kann durch die Lektüre der ›Dorfseele‹ die religiösen und kulturellen Hintergründe besser verstehen.

Mein Dank gilt zunächst all jenen, die dazu beitragen, historische Dokumente leicht zugänglich zu machen. Die Digitalisierung von Büchern, Karten und Zeitungen, besonders durch die Suchfunktionen, ermöglicht einen bequemen Zugang zu bisher >versteckten< Ressourcen und erleichtert die Recherche erheblich <sup>1</sup>.

In den USA<sup>2</sup> und z.B. Frankreich<sup>3</sup> ist die Digitalisierung weit fortgeschritten, zentralisiert und deckt alle Standorte der Büchereien ab. Die Funktionen zur Suche und die Transkription sind praxisnah.

Langsam holt man in Deutschland gegenüber anderen Ländern auf; allerdings sind die Datenbanken verstreut, haben entsprechend unterschiedliche Benutzeroberflächen und manchmal eine geringere Funktionalität. Rheinland Pfalz bietet z.B. mit Dilibri<sup>4</sup> seine eigene Datenbank an. APERTUS ist ein virtueller Lesesaal der staatlichen Archive von Rheinland-Pfalz<sup>5</sup>. Stand 2024 ist allerdings nur ein geringer Teil digitalisiert. Die Deutsche Digitale Bibliothek versucht das Angebot zu vereinheitlichen<sup>6</sup> und ist z.B. für die Suche in digitalisierten Zeitungen interessant.

<sup>1</sup>In der Europäischen Union sind die Werke von Personen, die länger als 70 Jahre tot sind, gemeinfrei. Das heißt, man kann diese frei nutzen und als Digitalisat öffentlich zugänglich machen. In den USA sind Werke 95 Jahre nach ihrer Veröffentlichung gemeinfrei; allerdings sind dort auch Suchen nach Begriffen in urheberrechtlich geschützten Werken erlaubt, solange als Ergebnis nur angezeigt wird, ob diese im entsprechenden Werk auftreten oder nicht.

<sup>2</sup>HathiTrust. URL: <https://www.hathitrust.org/>.

<sup>3</sup>Gallica, Bibliothèque nationale de France. URL: <https://gallica.bnf.fr/>.

<sup>4</sup>Das rheinland-pfälzische Digitalisierungsportal dilibri. URL: <https://www.dilibri.de/>.

<sup>5</sup>APERTUS – Der virtuelle Lesesaal der staatlichen Archive von Rheinland-Pfalz. URL: <https://apertus.rlp.de/>.

<sup>6</sup>Deutsche Digitale Bibliothek – Kultur und Wissen online. URL: <https://tinyurl.com/k3v7n9ae>.

Daneben findet man Digitalisate in Museen und lokalen Archiven. Beispiele sind das Stadtarchiv Mainz<sup>7</sup> oder das Landesgeschichtliche Informationssystem Hessen<sup>8</sup>. Dort, wie auch im Landesamt Vermessung und Geobasisinformation in Rheinland-Pfalz<sup>9</sup> findet man historische Karten und weiteres interessantes Material. Die Universitätsbibliothek J.C. Senckenberg in Frankfurt hat im Rahmen von DFG-Projekten jüdische Zeitungen digitalisiert<sup>10</sup>.

Relativ neu sind auf künstlicher Intelligenz beruhende Hilfsmittel, z.B. für die Transkription von gesetzten und handgeschriebenen Texten<sup>11</sup> oder die Datierung von historischen Fotos anhand von charakteristischen Merkmalen. Allerdings hat auch eine künstliche Intelligenz Schwierigkeiten, wenn die Qualität des Digitalisats nicht optimal oder die Handschrift schlecht lesbar ist. Dies ist z.B. für die Kurrentschrift von Arthur Kahn ein Problem.

Die Schriften von Johann Neeb und Arthur Kahn sind in der EU gemeinfrei und die Originale können daher frei genutzt werden. Der Nachlass von Arthur Kahn wird vom Center of Jewish History, genauer vom Leo Baeck Institute<sup>12</sup>, in den USA verwaltet, sodass für Teile seine Arbeiten der US-Urheberschutz gilt. Auch diese sind in den USA gemeinfrei <sup>13</sup>.

<sup>7</sup>Stadtarchiv Mainz. URL: <https://faust.mainz.de/>.

<sup>8</sup>Landesgeschichtliches Informationssystem Hessen. URL: <https://www.lagis-hessen.de/>.

<sup>9</sup>Landesamt für Vermessung und Geobasisinformation RLP. URL: <https://lvermgeo.rlp.de/>.

<sup>10</sup>Digitale Sammlungen Goethe-Universität Frankfurt. URL: <https://tinyurl.com/4fs68zcg>.

<sup>11</sup>Die Vergangenheit entschlüsseln mit Transkribus. URL: <https://www.transkribus.org/>.

<sup>12</sup>Center for Jewish History. URL: <https://tinyurl.com/yfj4fcbe>.

<sup>13</sup>Dies gilt aber nicht notwendigerweise für eine Nutzung in Deutschland; das Leo Baeck Institute hat

Neben den angesprochenen »anonymen Helferinnen und Helfern« gibt es zum Glück auch reale Personen, die maßgeblich dazu beigetragen haben, dieses Buch zu verbessern.

Mein herzlicher Dank geht zunächst an Uta Köpke-Ramberger, die sehr sorgfältig Korrektur gelesen hat und viele gute Vorschläge gemacht hat, insbesondere für zusätzliche Fußnoten. Alle Fehler, die nachträglich eingeschlichen sind, nehme ich ganz allein auf meine Kappe.

Auch möchte ich Almut Laufer und besonders Wolfhard Klein danken, die mich mit wichtigen Informationen versorgt und durch kritische Anmerkungen geholfen haben, das Buch zu verbessern.

Ein besonderer Dank gilt Bodo Witzke, der mich ermutigt hat, dieses Buch zu schreiben, und großzügig seine umfangreichen Erfahrungen in der Bucherstellung mit mir geteilt hat.

Ein großer Dank geht an Dr. Elmar Rettinger für seine ermutigenden Worte und seine Unterstützung! Thomas Rückeshäuser im historischen Zehnthof steuerte nicht nur Fotos, sondern auch wertvolle Hinweise und Korrekturen zur Geschichte von Udenheim bei und entdeckte einige peinliche Fehler. Herzlichen Dank an Heinrich Schmitt vom Geschichtsverein Klein-Winternheim für seine Hinweise sowie an Michelle Dreis für ihr informatives Buch über Partenheim und die lehrreiche »Privatführung« durch den Ort! Hermann-Josef Gundlach und Dr. Hans-Josef von Eyss vom sehr gut organisierten Arbeitskreis Jüdisches Bingen gaben mir wichtige Anregungen zu Bingen und wiesen mich auf Ungenauigkeiten hin. Vielen Dank auch an Birgit Sommer vom quirligen Verein »Saulheimer Heimatgeschichte e.V.« für den anregenden Austausch zu Johann Neeb.

*jedoch der Nutzung zugestimmt.*



## Ausgewählte Referenzen

- [1] A.Jessen. „Heiliges Feuer, Hexenritt und Höllentrip“. In: *Heilberufe* 70.74 (2018). URL: <https://tinyurl.com/mr2se5cr>.
- [2] Dobrovolny et al. *Climatic Change*. URL: <https://tinyurl.com/pdupbkyt>.
- [3] APERTUS – *Der virtuelle Lese-saal der staatlichen Archive von Rheinland-Pfalz*. URL: <https://apertus.rlp.de/>.
- [4] Diverse Autoren. *Aufsätze zur Jüdischen Geschichte*. URL: <https://tinyurl.com/235j8aas>.
- [5] Verschiedene Autoren. *900 Jahre Klein-Winternheim – Beiträge zur Ortsgeschichte*. Gemeinde Klein-Winternheim, 1999.
- [6] Dagmar Aversano-Schreiber. *Das Jahr ohne Sommer*. URL: <https://tinyurl.com/4f8zvrb>.
- [7] Heinrich Bechtolsheimer. *Zwischen Rhein und Donnersberg ; Erzählung aus schwerer Zeit*. Verlag von Emil Roth in Gießen, 1910. ISBN: 3878540426.
- [8] Ferdinand van den Bergh. *Die Felsen-Sprengungen im Rhein bei Bingen zur Erweiterung des Thalweges im Binger Loche*. Karl Bädeker, Koblenz, 1834.
- [9] Ferdinand Bodmann. *Annuaire statistique du Département du Mont-Tonnerre 1810*. Mayence, l’Imprimerie de la mairie par Jean Wirth, 1910. ISBN: 3878540426. URL: <https://tinyurl.com/34bk4xvn>.
- [10] *Center for Jewish History*. URL: <https://tinyurl.com/yfj4fcbe>.
- [11] *Das rheinland-pfälzische Digitalisierungsportal dilibri*. URL: <https://www.dilibri.de/>.
- [12] *Deutsche Digitale Bibliothek – Kultur und Wissen online*. URL: <https://tinyurl.com/k3v7n9ae>.
- [13] *Die Vergangenheit entschlüsseln mit Transkribus*. URL: <https://www.transkribus.org/>.
- [14] *Digitale Sammlungen Goethe-Universität Frankfurt*. URL: <https://tinyurl.com/4fs68zcyj>.
- [15] Hans Döhn. *Eisenbahnpolitik und Eisenbahnbau in Rheinhessen 1835-1914*. Johannes Gutenberg Universität Mainz, Dissertation, 1957.
- [16] Dr. Wolfgang Hoppe und Dr. Franziska Braun. *Der jüdische Bezirksfriedhof von Jugenheim*. URL: <https://tinyurl.com/367tm4wy>.
- [17] Michelle Dreis. *Partenheim Band 2, Geschichtliches und Wissenswertes*.

- 
- Geiger-Verlag Horb - am Neckar, 2003. ISBN: 3-89570-902-6.
- [18] Franz Dumont. „Der Raum Nieder-Olm in der Franzosenzeit“. In: *Karl-Heinz Spieß, Nieder-Olm: Der Raum der Verbandsgemeinde in Geschichte und Gegenwart*. Verlag der Rhein-hessischen Druckwerkstätte; Alzey, 1983, 1983, S. 149–187. ISBN: 3878540396.
- [19] Dietrich Eberling. *Bingen in der Geschichte des 19. Jahrhunderts*. Matthias Ess, 2017. ISBN: 978-3-945676-37-0.
- [20] Hans-Josef von Eyß. *Geschichte der Juden in Bingen von den Anfängen bis 1914*. 3. Aufl. Arbeitskreis Jüdisches Bingen, Band 3, 2021. ISBN: 978-3-935516-89-1.
- [21] Franz Falk. *Chronik des katholischen Pfarrdorfs Klein-Winternheim im Kreise Mainz: aus gedruckten und ungedruckten Quellen*. Gau-Algesheim, Buchdruckerei Reidel, 1888. URL: <https://tinyurl.com/nhfmujk4>.
- [22] *Fuldaer Digitale Sammlung*. URL: <https://tinyurl.com/2uc96u5z>.
- [23] *Gallica, Bibliothèque nationale de France*. URL: <https://gallica.bnf.fr/>.
- [24] Simeon Gutier. „Weinchronik von 1650-1853“. In: *Anzeigeblatt für Rheinhessen*, 1910, Nr. 98ff. ISBN: 3878540426. URL: <https://tinyurl.com/25tfwtub>.
- [25] *HathiTrust*. URL: <https://www.hathitrust.org/>.
- [26] Wilhelm Heße. *Rheinhessen in seiner Entwicklung von 1798 bis Ende 1834*. Florian Kupferberg Mainz, 1835. ISBN: 978-1277010824.
- [27] Großherzogtum Hessem. *Beiträge zur Statistik des Grossherzogthums Hessen, Band 34, Heft 2*. 1890, S. 118–119. URL: <https://tinyurl.com/m3x5wjns>.
- [28] Landesgeschichtliches Informationssystem Hessen. *Karte des Großherzogtums Hessen, Blatt 21*. URL: <https://tinyurl.com/ypyv5rcz>.
- [29] Dieter Hoffmann. ... *wir sind doch Deutsche: zu Geschichte und Schicksal der Landjuden in Rheinhessen*. Stadt Alzey, 1990. ISBN: 978-3-87854-087-8.
- [30] Hans Otto Horch. „Entschwundene Gestalten. Arthur Kahn und seine Erzählungen über jüdische Kleingemeinden am Rhein in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts“. In: *Köln und das rheinische Judentum. Festschrift Germania Judaica 1959-1984*. Theodor von Zabern Verlag, 1984.
- [31] Klaus Kremp Hrsg. *Kartographie der Zerstörung*. Worms-Verlag, 2020. ISBN: 978-3-947884-47-6.
- [32] Jerome Jérôme. *Annales des ponts et chaussées, Mémoires et documents relatifs à l'art des constructions et au service de l'ingénieur*. 1831. URL: <https://tinyurl.com/2rz5dnwh>.
- [33] Joseph Jérôme. *Statistisches Jahrbuch der Provinz Rheinhessen für das Jahr 1825*. Theodor von Zabern Verlag, 1825. URL: <https://tinyurl.com/43ycdh6f>.
- [34] Cilli Kasper-Holtkotte. *Jüdischer Kultus in napoleonischer Zeit: Auf-*



- bau und Organisation der Konsistorialbezirke, Aschkenas, Beiheft zur Zeitschrift für Geschichte und Kultur der Juden.* Boehlau, Wien, 2001. ISBN: 3205986873.
- [35] Anton Maria Keim. „Die rheinhessischen jüdischen Gemeinden unter dem Eindruck der Märzrevolution“. In: *Mainz und Rheinhessen in der Revolution von 1848/49*, *Mainzer Geschichtsblätter, Band 11.* Nünnerich-Asmus Verlag.
- [36] Wolfhard Klein. *Jüdisches Leben in Stackeden-Elsheim.* URL: <https://tinyurl.com/4prfvxua>.
- [37] Wolfhard Klein. *Jüdisches Leben in Udenheim.* URL: <https://tinyurl.com/4uza7k37>.
- [38] *Landesamt für Vermessung und Geobasisinformation RLP.* URL: <https://lvermgeo.rlp.de/>.
- [39] Institut für hessische Landesgeschichte. *Hessische Parlamentsgeschichte.* URL: <https://tinyurl.com/5enhy5dz>.
- [40] *Landesgeschichtliches Informationssystem Hessen.* URL: <https://www.lagis-hessen.de/>.
- [41] Almut Laufer. „Land, Dorf, Kehilla: „Landjudentum“ in der deutschen und deutsch-jüdischen Erzählliteratur bis 1918“. In: *Conditio Judaica: Studien und Quellen zur deutsch-jüdischen Literatur- und Kulturgeschichte* 96 (2020). URL: <https://tinyurl.com/yvdkpxwr>.
- [42] *Lebenserinnerungen.* URL: <https://tinyurl.com/3uh2kcb6>.
- [43] Gunter Mahlerwein. „Jakobiner und ländliche Gesellschaft in linksrheinischen Dörfern im Umfeld der Mainzer Republik“. In: *Der Wormsgau* 26 (2008), S. 39–52. URL: <https://tinyurl.com/msrnwf7u>.
- [44] Gunter Mahlerwein. *Rheinhessen 1816-2016. Die Landschaft - Die Menschen.* Nünnerich-Asmus Verlag, 2015. ISBN: 978-3945751145.
- [45] Hippolyte Louis Alexandre Maze. *Général F.-S. Marceau: „Sa vie, sa correspondance, d'après des documents inédits“.* Hachette, 1889, 351 ff. ISBN: 978-2329269085.
- [46] Johann Neeb. „Über die Steuerung des Holz Mangels in Rheinhessen“. In: *Hinterlassene Schriften.* Mainz, Faber'sche Buchhandlung, 1846, 413ff.
- [47] Johann Neeb. „Wie waren die Zustände der Landwirtschaft in Rheinhessen ...“ In: *Hinterlassene Schriften.* Mainz, Faber'sche Buchhandlung, 1846, 260ff.
- [48] Joseph Neeb. „Die Provinz Rheinhessen in land- und staatswirtschaftlicher Hinsicht“. In: *Vermischte Schriften.* Frankfurt am Main, Hermann, 1817, S. 237.
- [49] Joseph Neeb. „Was ist von dem Feltenberischen Ackersysteme in unsern Gegenden anwendbar?“ In: *Vermischte Schriften.* Frankfurt am Main, Hermann, 1817, S. 231–232.
- [50] Noaa. *Historische Temperaturen für Karlsruhe.* URL: <https://tinyurl.com/dz6eku4y>.
- [51] Matthias Rhode. *Juden in Rheinhessen : Studien zur wirtschaftlichen und sozialen Lage in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts.* Tönning : Der

- 
- Andere Verlag, 2007. ISBN: 978-3-89959-640-3.
- [52] Anke-Joisten-Pruschke sowie Sabine und Wolfhard Klein. *Der jüdische Bezirksfriedhof von Jugenheim*. URL: <https://tinyurl.com/367tm4wy>.
- [53] *Stadtarchiv Mainz*. URL: <https://faust.mainz.de/>.
- [54] R. Stelter, D. de la Croix und M. Myrskylä. „Leaders and laggards in life expectancy among European scholars from the sixteenth to the early twentieth century“. In: *Demography* 58.1 (2021), S. 111–135. URL: <https://tinyurl.com/bdedwd3h>.
- [55] Wilhelm Velke. „Die römische Rheinbrücke bei Mainz“. In: *Zeitschrift des Vereins zur Erforschung der Rheinischen Geschichte und Altertümer* 3.1 (1868-1887). URL: <https://tinyurl.com/m2mcz8u5>.
- [56] Peter Weisrock. *Die verschwundene Laurenziburg in Nieder-Olm*. URL: <https://tinyurl.com/mryn35z7>.
- [57] Joseph Edmund Woerl. *Geschichte der Kriege von 1792 bis 1815 mit Schlachten-Atlas*. Herder, 1852, S. 46.
- [58] Anke Joisten-Pruschke und Wolfhard Klein. „Der jüdische Bezirksfriedhof von Jugenheim (2)“. In: *Mandelzweig* 2 (2022). URL: <https://tinyurl.com/52f5axb6>.

# Abbildungsverzeichnis

2.1	Während der Mainzer Republik geprägte 1 Sol Münze . . . . .	5
2.2	Zeitstrahl zur Franzosenzeit . . . . .	7
2.3	Karte des Frühjahrsbeginns im Großherzogtum Hessen . . . . .	9
2.4	Sitzverteilung im Landtag 1820-1856 . . . . .	10
2.5	Zeitstrahl Biedermeier . . . . .	11
2.6	Straßenbrücken in Mainz . . . . .	11
2.7	Verteilung der Konfessionen nach Kanton im Jahr 1835. . . . .	12
3.1	Truppenstellungen am 29.10.1795 . . . . .	14
3.2	Einnahmen der Krangebühren zwischen 1770 und 1808 . . . . .	15
3.3	Weinqualität gegen ein Temperaturmaß, 1650-1854 . . . . .	15
3.4	Krater des Mount Tambora und Temperaturverteilung . . . . .	16
3.5	Monatliche Temperatur in Karlsruhe zwischen 1797 und 1850 . . . . .	16
3.6	Landwirtschaftliche Erträge in Nieder-Saulheim, 1825 . . . . .	17
4.1	Schloss von Dienheim . . . . .	20
4.2	Karte mit dem von Neeb angelegten Akazienwäldchen . . . . .	22
4.3	Titelseite der Vermischten Schriften von J. Neeb . . . . .	22
4.4	Bild von Dr. Johannes Neeb . . . . .	22
4.5	Erfindung eines Massierapparats zur Selbstmassage . . . . .	23
4.6	Dokument zur Einbürgerung von Arthur Kahn in die USA . . . . .	23
4.7	Artur Kahn um 1908. . . . .	23
5.1	Aufbau einer Französischen Chaussee . . . . .	27
5.2	Lage der Lorenziburg in Nieder-Olm . . . . .	28
5.3	Fensterausschnitt, St. Andreas-Kirche Kleinwinternheim . . . . .	29
5.4	Eingangsbogen zum ehemaligen Priesterhaus in Marienborn . . . . .	30

---

5.5	Mainzer Dom um 1814 mit Notdach . . . . .	31
5.6	Bahn des Großen Kometen von 1811 . . . . .	31
5.7	Tranchot & Müffling, Kartenausschnitt um Nieder-Olm . . . . .	34
5.8	Laurenziburg in Nieder-Olm, 1577 . . . . .	35
5.9	Tranchot & Müffling, Kartenausschnitt um Klein-Winternheim . . . . .	36
5.10	Tranchot & Müffling, Kartenausschnitt um Marienborn . . . . .	37
5.11	Tranchot & Müffling, Kartenausschnitt um Mainz . . . . .	38
5.12	Großer Komet 1811 . . . . .	38
6.1	Beispiel einer Feldmesserregel, 1783 . . . . .	39
6.2	Ozanam's Universalinstrument . . . . .	39
6.3	Historische Lebenserwartung von 30-Jährigen . . . . .	40
6.4	Altersverteilung Udenheim, 1885 . . . . .	40
7.1	Bodenart in Rheinhessen . . . . .	45
7.2	Bodenertragskarte in Rheinhessen . . . . .	46
7.3	Maschine zum Säen von Rüben, Fellenberg . . . . .	46
7.4	Aufteilung des landwirtschaftlichen Fläche in Nieder-Saulheim, 1825 . . . . .	47
7.5	Aufteilung des Nutztierbestands in Nieder-Saulheim, 1825 . . . . .	47
7.6	Entwicklung des Getreideertrags in Deutschland seit 1800 . . . . .	48
7.7	Rebenerziehung in Rheinhessen um 1830 . . . . .	72
8.1	Bergkirche in Udenheim . . . . .	73
8.2	Luftbild des alten Ortskerns von Udenheim . . . . .	74
8.3	Udenheimer Kruzifix . . . . .	75
8.4	Tranchot & Müffling, Kartenausschnitt um Udenheim . . . . .	77
8.5	Pfingstunwetter 1535 in Udenheim . . . . .	77
9.1	Luftbild von Partenheim . . . . .	80
9.2	Das Schloss Wallbrunn in Partenheim . . . . .	81
9.3	Großherzogthums Hessen, Kartenausschnitt um Partenheim . . . . .	83
9.4	Vereinfachter Stammbaum von Arthur Kahn . . . . .	83
9.5	Charlotte Corday, gemalt von Johann Jakob Hauer . . . . .	84
9.6	Ältester Teil des Partenheimer Schlosses . . . . .	86

9.7	Seitentor der Partenheimer Schlossmauer . . . . .	103
9.8	Überquerung der Beresina 1812 . . . . .	121
9.9	Judenfriedhof in Jugenheim um 1900 . . . . .	130
9.10	Weinqualität Anfang des 19. Jahrhunderts . . . . .	134
9.11	Historische Infografik zu Napoleons Krieg gegen Russland . . . . .	137
10.1	Synagoge in Fulda um 1866 . . . . .	158
10.2	Main-Weser-Bahn um 1852 . . . . .	159
10.3	Modell des Raddampfschiffes Merkens . . . . .	159
10.4	Alte Synagoge in Bingen . . . . .	160
10.5	Sabbatlampe an Kesselhaken . . . . .	165
10.6	Ausschnitt aus der handschriftlichen Autobiographie Arthur Kahns . . . . .	177
10.7	Bootsname; Ausschnitt aus der Autobiographie von Arthur Kahn . . . . .	179
10.8	Alte Binger Synagoge mit Wohnhaus . . . . .	183
10.9	Fotografie von Bingen um 1858 . . . . .	184
10.10	Treidelschiffahrt bei Bingen, Wenzel Hollar, 1636 . . . . .	187
10.11	Floß zum Bohren von Sprenglöchern in den Quarzit des Binger Lochs . . . . .	188
A.1	Titelseite von Arthur Kahn: Der Judentag! . . . . .	218
A.2	Selbstporträt von Arthur Kahn. . . . .	220
A.3	Familienstammbaum, von Arthur Kahn gezeichnet. . . . .	221
A.4	Nachkommen von Arthur Kahns Eltern, Nathan und Juliana . . . . .	222
A.5	Todesdaten der Familie Kahn, Blatt 1 . . . . .	225
A.6	Todesdaten der Familie Kahn, Blatt 2 . . . . .	226
A.7	Grabstein von Nathan Kahn, Arthur Kahns Vater . . . . .	227
A.8	Visitenkarte von Arthur Kahn in New York . . . . .	227



# Ortsverzeichnis

- Alzey, 11, 53, 108, 149, 207, 209  
Aschaffenburg, 19  
Bad Kreuznach, 88, 96, 99, 101, 108  
Baltimore, 217  
Basel, 10  
Berlin, 23, 220, 221  
Bingen, 11, 12, 21, 88, 103, 104, 110,  
111, 143, 157, 161–164, 183,  
185–187, 189, 191, 201, 211,  
215–217, 220  
Bonn, 7, 21, 23, 197, 199, 203–205,  
208–210, 216, 220  
Bubenheim, 135  
Dahlheim, 86  
Darmstadt, 107, 207  
Eltville, 209, 210  
Essenheim, 3, 121  
Frankfurt, 11, 108, 162, 170, 182, 207,  
220  
Fulda, 21, 161–163  
Gabsheim, 18, 70  
Gau-Bischofsheim, 54  
Gau-Odernheim, 202  
Gießen, 220  
Groß-Gerau, 21, 161  
Hanau, 182  
Ingelheim, 18, 53, 86, 88, 96, 104, 124  
Jugenheim, 3, 99, 122, 133–135, 160,  
216  
Karlsruhe, 16  
Kassel, 182  
Kaub, 6  
Klein-Winternheim, 13, 31, 32, 37, 38  
Köln, 199  
Langen-Lonsheim, 99, 109, 111, 112,  
114, 116, 117, 123, 126  
London, 217  
Mainz, 5, 7, 11–13, 15, 19, 21, 29, 30,  
32, 56, 58, 59, 62, 64, 66, 69,  
72, 88, 92, 100, 103, 104, 106–  
108, 110, 111, 115, 117, 122,  
123, 126, 132, 133, 135, 136,  
138, 139, 142, 143, 147, 149,  
182, 183, 186–188, 197–200,  
202, 203, 205–209, 214, 217  
Mainz-Kastel, 11  
Marburg, 220

---

Marienborn, 32, 38  
Mombach, 2  
München, 208, 220  
  
New York, 21, 221  
Nieder-Olm, 3, 30, 35–37, 53, 54, 121,  
123  
Nieder-Saulheim, 2, 3, 17, 19, 29, 34,  
43, 48, 49, 68, 70, 71, 77, 82,  
85, 103, 113, 198, 201, 206,  
208–210, 214, 218  
  
Ober-Olm, 121, 123  
Ober-Saulheim, 113, 122  
  
Paris, 29, 30, 208  
Partenheim, 2, 3, 12, 18, 24, 70, 83–86,  
88, 90, 91, 100, 101, 105–108,  
111–113, 122, 157, 160, 214–  
219  
  
Sankt Johann, 135  
Schlüchtern, 181  
Schornsheim, 18, 70, 121, 123  
Selzen, 54  
Stadecken-Elsheim, 3, 121, 123  
Steinau, 181, 182  
Straßburg, 220  
Sörgenloch, 86  
  
Udenheim, 3, 12, 18, 24, 41, 43, 70, 77–  
80, 82, 83, 85, 86, 187, 199,  
202, 217–220  
  
Vendersheim, 3  
  
Wetzlar, 161  
Wien, 220  
Wiesbaden, 217  
Worms, 12, 149, 220  
Wöllstein, 10  
Wörrstadt, 10, 53  
  
Zürich, 220



# Bibliographien und Anhänge



## A.1 Bibliographie Johannes Neeb

Als Doktorand und später als Professor in Bonn und in Mainz hat Johannes Baptist Joseph Neeb unter anderem die folgenden wissenschaftlichen Arbeiten im Bereich der Philosophie veröffentlicht:

1. »Theses selectae ex historia ecclesiastica tertiae epochae a grandi occidentis schismate 1386«. Universität Bonn, Dissertation, 14. Juli 1789. Digitalisat: <https://tinyurl.com/3n8tmrch>
2. »Ueber Kant's Verdienste um das Interesse der philosophierenden Vernunft«. Abshoven, Bonn 1794. Digitalisat: <https://tinyurl.com/3t9s9vum>
3. »Ueber den in verschiedenen Epochen der Wissenschaften allgemein herrschenden Geist und seinen Einfluß auf dieselben«. Erschienen in der Andreäischen Buchhandlung, Frankfurt am Main, 1795. Digitalisat: <https://tinyurl.com/3j3b2ma3>
4. »System der kritischen Philosophie auf den Satz des Bewusstseyns gegründet, I Teil. Formale Philosophie«. Bonn und Frankfurt, erschienen in der Andreäischen Buchhandlung 1795
5. »II Teil. Materielle Philosophie«. Bonn und Frankfurt in der Andreäischen Buchhandlung 1796

6. »Vernunft gegen Vernunft oder Rechtfertigung des Glaubens«. Frankfurt am Main, erschienen in der Andreäischen Buchhandlung, 1797. Digitalisat: <https://tinyurl.com/4ux7phnz>
7. »Gründe gegen die Möglichkeit einer allgemeinen Verbreitung des Unglaubens«. Weber, Bonn 1834. Digitalisat: <https://tinyurl.com/4acku2mf>

Nach seiner Entlassung von der Professur an der »Centralschule« in Mainz verfasste Neeb unzählige Schriften zu Themen der Philosophie, Religion, Politik, Landwirtschaft und des täglichen Lebens.

Einige dieser Beiträge sind in den umfangreichen Sammlungen »Vermischten Schriften« aus dem Jahr 1817, die 71 Artikel umfassen, und in den »Hinterlassenen Schriften« aus dem Jahr 1846, die 75 Artikel enthalten, zu finden. Beide Sammlungen sind laut Neeb »bewusst ungeordnet«. Auf die Themen der Artikel gehen wir im Folgenden ein.

Hinweise auf einige weitere Schriften, die nicht in Neebs Büchern enthalten sind, finden sich in der anschließenden »Biographischen Skizze«.

---

Die »Vermischten Schriften« sind in drei Bücher aufgeteilt.

### 1. Buch der Vermischten Schriften:

- I. Ueber das Räthsel des menschlichen Lebens (S. 1)
- II. Ueber die Freigeisterey der heutigen Erziehung (S. 14)
- III. An meinen Sohn am Tage seiner Geburt (S. 29)
- IV. Bauernstolz (S. 38)
- V. Ueber die neuesten Verirrungen der Philosophie (S. 51)
- VI. Ueber den Begriff von Gott, nach der neuesten Philosophie (S. 61)
- VII. Gedanken eines Realisten in Dingen des Geschmacks über englische Gärten (S. 72)
- VIII. Gutachten in Sachen der Norddeutschen contra die Süddeutschen puncto Vorrang, ausgestellt durch Hilarium Oinophilum (S. 84)
- IX. Bruchstück einer Schutzrede für die Verstellungskunst (S. 87)
- X. Ueber den ästhetischen Charakter einer schönen Gegend (S. 106)
- XI. Werth des Lachens (S. 117)
- XII. Parallele des philosophischen Geistes der deutschen und französischen Nation (S. 134)
- XIII. Kant und Condillac, als Metaphysiker (S. 144)
- XIV. Das Verhältniß des Witzes zu dem Scharfsinne (S. 156)
- XV. Ueber den philosophischen Geist der deutschen Sprache (S. 163)
- XVI. Der Zehente, in land- und staatswirtschaftlicher Ansicht (S. 187)
- XVII. Rede über die Ehe (S. 199)

- XVIII. Kritische Bemerkungen zu einer deutschen Uebersetzung des Elogium poëseos (S. 211)
- XIX. Von dem Hange des Menschen, die Satyre für Pasquill zu nehmen (S. 218)

### 2. Buch der Vermischten Schriften:

- I. Archimed, oder die Liebe zur Wissenschaft (S. 1)
- II. Ueber absolute Wahrheit, und ihre subjektive und objektive Bedingung (S. 11)
- III. Meine Reise von Niedersaulheim nach Mainz, am 17. Dezember 1811 (S. 27)
- IV. Die göttliche Schöpferkraft des Federkiesels (S. 37)
- V. Ueber Hemsterhuis und den Geist seiner Schriften (S. 55)
- VI. Ueber den dunklen Styl in Darstellung philosophischer Gegenstände (S. 105)
- VII. Ueber einige Worte Kant's von den Aftergenien (S. 112)
- VIII. Ueber die neumodische Prosa (S. 121)
- IX. Bemerkungen über den Einfluß der Sprache der Taubstummen auf ihre Sitten und ihr Erkenntnißvermögen (S. 128)
- X. Der Hund ist mein guter Freund (S. 137)
- XI. Der Geist der gegenwärtigen Zeit (S. 150)
- XII. Ueber die Frage: Ist der Glaube an eine fortschreitende Vervollkommnung des Menschengeschlechtes durch die Vernunft-Religion geboten oder verboten? (S. 163)

- XIII. Bemerkungen zu Herrn Hofrath Jung's Erinnerungen an J. Kaspar Lavater (S. 173)
- XIV. Meteorologische Bemerkungen über das Vorhersagen der Witterung (S. 180)
- XV. Wodurch wird bei den Pflanzen der Mangel willkürlicher Bewegung ersetzt? (S. 187)
- XVI. Der Mainzer Kirchhof (S. 200)
- XVII. Ueber die Schwierigkeit sicherer Verwahrungsmittel gegen Feldverwüstungen durch Hagelwetter (S. 213)
- XVIII. Was ist von dem Fellenbergischen Ackersystem in unseren Gegenden anwendbar? (S. 223)
- XIX. Die Humanität der Jacobischen Philosophie (S. 243)
- VIII. Einige Worte über den Rangstreit der Städte Köln und Bonn um den Sitz einer Universität für die Preußischen Rheinlande (S. 73)
- IX. Hält die Moralität gleichen Schritt mit der Kultur? (S. 79)
- X. Standrede bei Pflanzung der Rhein-allee zu Mainz (S. 90)
- XI. Dem Andenken einer hohen Ulme im Banne von Oberhilbersheim (S. 97)
- XII. Die Neupfalz in Nordamerika (S. 102)
- XIII. Biographie der zwei Bildsäulen meines Gemüsegartens (S. 112)
- XIV. Rede des Philipp Zaun von Udenheim, Feldmesser-Hauptmann, an seine Collegen (S. 120)
- XV. Trauerrede auf Felix Blau, ehemaligen Professors und Bibliothekars an der Universität zu Mainz (S. 126)

### 3. Buch der Vermischten Schriften:

- I. Fragment einer Mahnrede meines Daimonion an mich selbst (An der Stelle einer Vorrede an die Leser) (S. 1)
- II. Ueber die allmähliche Abnahme der Fruchtbarkeit der Erde (S. 7)
- III. Physiognomische Deutung der Gestalt des Greisen (S. 19)
- IV. Wahrhafte Wiederbelebungs-geschichte des Philosophen von Nazareth nach der Harmonie der neuesten Evangelisten (S. 26)
- V. Was soll aus dieser Geschichte werden? (S. 37)
- VI. Lob der Kirchweihfeste auf dem Lande (S. 50)
- VII. Golgatha und Philippi, oder die irdische Unsterblichkeit der Jugend (S. 63)
- XVI. Den Manen Friedrich Heinrich Jacobi's zum Todtenopfer (S. 149)
- XVII. Die brütende Truthenne (S. 152)
- XVIII. Die moralische Seite der Landwirtschaft (S. 153)
- XIX. Eine Betrachtung über das perpetuum mobile (S. 169)
- XX. Antwortschreiben des Idealisten in Dingen des Geschmackes an seinen Vetter, den ästhetischen Realisten (S. 173)
- XXI. Wirkung der Einbildungskraft auf die Verlängerung des Lebens bei einem freiwilligen Hungertode (S. 178)
- XXII. Die beiden evangelischen Johannes (S. 183)
- XXIII. Scham und Ehrfurcht (S. 189)
- XXIV. Der religiöse Instinkt (S. 200)
- XXV. Petrus und Paulus, oder das katholische und protestantische Princip der christlichen Kirche (S. 213)

- XXVI. Die Provinz Rheinhessen in land- und staatswirthschaftlicher Hinsicht (S. 220)
- XXVII. Die Lebensweisheit nur ein nothdürftiges Surrogat für das Glück eines angebornen Leichtsinns (S. 246)
- XXVIII. Der Dom zu Mainz im Zustande des Verfalls (S. 255)
- XXIX. Das unbedingte Selbstbesteuerungsrecht des Volkes durch seine Selbstvertreter (S. 261)
- XXX. Ueber Kants Verdienste um das Interesse der philosophirenden Vernunft (S. 271)
- XXXI. Die Sonntagsruhe (S. 288)
- XXXII. Ueber den Buchstaben und Geist in der Natur, in Beziehung auf das Kunstgefühl (S. 301)
- XXXIII. Soll der Druckfehler stehen bleiben? (S. 312)
- VII. Die Hälfte ist mehr als das Ganze (S. 54)
- VIII. Ueber Göthe's Tasso (S. 57)
- IX. Die Tugenden und Untugenden unserer Getränke untersucht (S. 60)
- X: Die Kunst zu Fuß zu reisen (S. 67)
- XI. Ueber die Unsterblichkeit der menschlichen Seele
- XII. Gründe gegen die Möglichkeit einer allgemeinen Verbreitung des Unglaubens (S. 74)
- XIII. Philosophische Deutung der Ueberschrift des maurischen Tempels >zur aufgehenden Morgenröthe< zu Frankfurt a. M. (S. 89)
- XIV. Gesetz und Vaterland (S. 109)
- XV. Ueber die Freude und die ihr verwandten Affekte, sowie über den Schmerz und die ihm verwandten Gefühle und Leiden (S. 121)

### Hinterlassene Schriften:

- I. Philosophische Deutung der mosaischen Erzählung von der Schöpfung des ersten Menschenpaares (S. 7)
- II. Warum hat Pythagoras die menschliche Seele eine Harmonie geheißen? (S. 12)
- III. Ueber das Spiel von seiner psychologischen und moralischen Seite (S. 18)
- IV. Cäsar und Napoleon, Parallelen zur Biographie eines zukünftigen Plutarch's (S. 29)
- V. Welcher der verschiedenen Stände im Volke bedarf und verträgt den höchsten Grad der Verstandes Bildung? (S. 35)
- VI. Beiträge zur Charakteristik der Hausthiere (S. 44)
- XVI. Die Galanterie der deutschen Sprache (S. 132)
- XVII. Schreiben eines lateinischen Schulmeisters an seinen Sohn auf der Universität über die neueste Mode des deutschen Stil's (S. 138)
- XVIII. Der Kaufpreis der vier Fakultäten auf einem Sklavenmarkte (S. 142)
- XIX. Sancho Pansa (S. 145)
- XX. Ueber das >Vater unser< aus philosophischem Standpunkte (S. 148)
- XXI. Ist die menschliche Vernunft Original oder Kopie? (S. 154)
- XXII. Ueber die Regeln des bürgerlichen Epos (S. 157)
- XXIII. Ueber die sinnbildlichen Ausdrücke der Naturgemälde im Allgemeinen, und in besonderer Beziehung auf

- den Rheingau und das Rheinthal (S. 161)
- XXIV. Der grammatikalische Feudalismus der deutschen Sprache (S. 171)
  - XXV. Was ist Unkraut? (S. 176)
  - XXVI. Ueber den grammatischen Obskurantismus der deutschen philosophischen Literatur (S. 179)
  - XXVII. Der philosophische Takt der deutschen Sprache, dargelegt in 23 aus dem Worte >Muth< zusammengesetzten Ausdrücken (S. 183)
  - XXVIII. Gewinnen die Juden in der öffentlichen Achtung, wenn sie >Israeliten< genannt werden? (S. 194)
  - XXIX. Empfindungen auf den Trümmern des Schlosses Klopp bei Bingen, in einem Selbstgespräche ausgedrückt (S. 199)
  - XXX. Gegen die Romanensucht (S. 205)
  - XXXI. Die Hoffnung und der Schlaf (S. 209)
  - XXXII. Von den Ansprüchen des guten Geschmackes an die öffentlichen Denkmäler religiöser Gegenstände (S. 212)
  - XXXIII. Zur Schonung der Singvögel (S. 217)
  - XXXIV. Ueber die Verschönerung der Privatgärten (S. 223)
  - XXXV. Einige Randglossen zu H. Fölr freier Verdeutschung des lateinischen Liedes: >Gaudeamus igitur< (S. 229)
  - XXXVI. Welche moralische Gefühle legen wir dem Ideale der weiblichen Schönheit, und welche moralische Begriffe legen wir dem Ideale der männlichen Schönheit als ihr Substrat unter? (S. 233)
  - XXXVII. Die ewige Dauer des positiven Christenthums, verbürgt durch seine dem menschlichen Verstande und Herzen angemessene Lehren (S. 242)
  - XXXVIII. Wie waren die Zustände der Landwirthschaft in Rheinhessen vor der französischen Staatsumwälzung, und wodurch haben sie sich nach derselben anders gestaltet? (S. 260)
  - XXXIX. Grundzüge zur Charakteristik des Bauern in Rheinhessen (S. 272)
  - XL. Was ist Ueberbildung, und ist sie bei der niederen Volksklasse in der Wirklichkeit so ganz unwahrscheinlich? (S. 278)
  - XLI. Ueber das Lachen und dessen Würdigung nach den Gesetzen des geselligen Anstandes (S. 284)
  - XLII. Ueber den moralischen Einfluß der Blumen und deren Pflege auf das menschliche (S. 288)
  - XLIII. Die wohlthätigen Folgen der Sonntagsfeier auf Volksglück und Humanität (S. 293)
  - XLIV. Judäa zur Zeit der Machabäer und die heutigen Griechen (S. 299)
  - XLV. Ein Votum zur Proscription der Winterlandschaftsgemälde als solcher aus dem Gebiete der Malerei (S. 307)
  - XLVI. Zweifel über die Recht- und Zweckmäßigkeit einer öffentlichen Theaterkritik (S. 313)
  - XLVII. Ueber die Ansicht der Werke der Natur und der Kunst aus dem symbolischen Standpunkte (S. 321)
  - XLVIII. Ueber die Stammverwandtschaft des Schönheitssinnes und des religiösen Triebes (S. 332)
  - XLIX. Nachricht von der Niedersaulheimer Akademie der Künste und Wissenschaften (S. 342)

- 
- L. Aesthetische Bemerkungen über Laokoon, wie ihn Virgil episch, die drei rhodischen Künstler plastisch, und Professor Braun von Mainz tragisch behandeln (S. 345)
  - LI. Ueber Daneckers Christus-Statue (S. 352)
  - LII. Ergießung einiger Gefühle, veranlaßt durch das Gemälde von Stieler, vorstellend den Schutzgeist eines Kindes (S. 356)
  - LIII. Was läßt sich über den Jesuitismus in der Erziehung der Jugend sagen? (S. 361)
  - LIV. Ueber die Communschulen (S. 366)
  - LV. Rede in der Versammlung der zweiten Kammer der Stände zur Vertheidigung des Antrags, den Schulzwang auf dem Lande von 8 auf 6 Jahre zu beschränken (S. 374)
  - LVI. Philosophische und politische Gedankenschwärmer (S. 384)
  - LVII. Der wechselseitige Einfluß, welchen die Empfänglichkeit für die Schönheiten der Natur und die religiösen Gefühle auf den Menschen haben (S. 403)
  - LVIII. Ueber den wechselseitigen Einfluß der Gartenkultur auf die Volksbildung und der steigenden Volksbildung auf die Veredlung der Gartenkultur (S. 410)
  - LIX. Ueber Steuerung des Holzmangels in Rheinhessen (S. 423)
  - LX. Ein Votum im landwirthschaftlichen Interesse gegen den Antrag, die Zerstückelung der Grundstücke gesetzlich zu beschränken (S. 430)
  - LXI. Symbolische Deutung der äußern Verzierungen an dem ehemaligen Mainzer Kaufhaus (S. 434)
  - LXII. Beitrag zur Geschichte von Gau-Odernheim (S. 438)
  - LXIII. Zur Geschichte von Udenheim (im Kanton Wörrstadt) aus Urkunden und Sagen (S. 441)
  - LXIV. Die heilige Lioba, Vorsteherin eines Nonnenklosters in Schornsheim (S. 446)
  - LXV. Reflexionen aus dem Standpunkte eines christlichen Weltbürgers über das Leben Jesu von Dr. Strauß (S. 449)
  - LXVI. Dr. Strauß von Tübingen und Clemens August, Erzbischof von Cöln (S. 470)
  - LXVII. Der Antispinozismus des Christenthums (S. 477)
  - LXVIII. Reflexionen über den Genius der gegenwärtigen Zeit (S. 483)
  - LXIX. Der materialistische Charakter in der heutigen Erziehung der Schuljugend (S. 498)
  - LXX. Die Hauptquelle des Verunftstolzes als des charakterischen Zeichens unserer Zeit (S. 506)
  - LXXI. Der Altar und der Thron in ihrer gegenseitigen Beziehung (S. 514)
  - LXXII. Die Religion der Politik und die Politik der Religion (S. 522)
  - LXXIII. Ist der Katholik ein Sohn der Freien oder der Magd? (S. 529)
  - LXXIV. Rede für gesetzliche Preßfreiheit (S. 549)
  - LXXV. Danksagungsrede bei dem fünfzigjährigen Doktorjubiläum (S. 554)

Johannes Neeb, *Hinterlassene Schriften, Einleitende biographische Skizze (Autor unklar), 1846*

## A.2 Biographische Skizze des Dr. Johannes Neeb

Johannes Neeb wurde zu Steinheim, einem ehemals kurmainzischen, jetzt großherzoglich-hessischen Städtchen am Main, den 1. September 1767 geboren. Seine Eltern, bürgerlichen Standes und nur mäßig begütert, ließen es an einer tüchtigen Erziehung ihrer Kinder nicht fehlen: besonders wußten sie denselben schon in zartester Jugend warme Liebe zur Religion und tiefes Gefühl für Recht und Sittlichkeit einzupflanzen <sup>1</sup>; jedoch vernachlässigten sie auch nicht für eine gelehrtere Bildung Sorge zu tragen <sup>2</sup>. So wurde Johannes frühzeitig zu den Studien hingeleitet: von seinem siebenten Jahre an bereitete er sich bei seinem Oheim Gregorius Schreck, Pfarrer zu Ernstkirchen im Spessart, zum Besuch eines Gymnasiums vor. Nachdem er hierauf vier Jahre das kurfürstliche Gymnasium von Aschaffenburg besucht hatte, begab er sich auf die kurfürstliche Universität von Mainz, welche bekanntlich seit 1782 durch ihre gelehrten Anstalten und vielen berühmten Lehrer unter den Universitäten Deutschlands einen der ersten Plätze behauptete. Hier widmete sich Neeb außer den klassischen Studien und der Theologie hauptsächlich der Philosophie, worin er auch schnell vor Allen, die dieses Studium betrieben, sich auszeichnete. So bestand er die Prüfungen, welche die Schüler der philosophischen Klasse damals bestehen mußten, so glänzend, daß er schon im zweiten Jahre seiner aka-

demischen Laufbahn von der philosophischen Fakultät als *primus defendens* erklärt wurde; die damit verbundene Belohnung, unentgeltliche Aufnahme in das geistliche Seminar, war jedoch eben so wenig, als der Wunsch seines Oheims, die Ursache, daß Neeb sich dem geistlichen Stande widmete. Ihn bestimmte dazu wahres religiöses Gefühl und der Wunsch in weiteren Kreisen Kenntnisse und Liebe zum Guten zu verbreiten, wozu dem Geistlichen und Lehrer mehr Gelegenheit als andern Ständen dargeboten ist.

Im Seminar setzte der junge Mann seine Studien eifrigst fort, und noch als Seminarist erwarb er sich, am 21 Juni 1791, die Doktorwürde in der Philosophie, so wie im August desselben Jahres gleichen Grad in der Theologie. Die zwei Dissertationen, die er damals schrieb, nämlich: *Ueber das Verhältniß der stoischen Moral zur Philosophie* und *de dilectione iniicorum tracta men philosophicum morale* <sup>3</sup> zogen die Aufmerksamkeit der kurfürstlichen Regierung auf den jungen Philosophen; und da der Kurfürst Friedrich Karl Joseph ihm unter zwei bereits am 2. November 1791 unterzeichneten Dekreten die Wahl lies, so beschloß Neeb dem Gymnasium, an welchem er den ersten öffentlichen Unterricht genossen hatte, auch zuerst seine Thätigkeit zu widmen, und so wurde er Professor der 1. Klasse am Gymnasium zu Aschaffenburg mit der Verpflichtung, das Griechische in allen Klassen zu lehren.

Jedoch sein Ruf war durch die erwähnten Dissertationen schon weiter verbreitet; bereits im folgenden Jahre, am 22. Mai 1792, wurde er als Lehrer der Philosophie an die kurfürstlich-kölnische Universität Bonn berufen. Hier richtete er sich in seinen Vorträgen über Logik

<sup>1</sup> *Vergleiche, was Neeb selbst über seine Erziehung und seinen Geburtsort sagt, S. 488f.*

<sup>2</sup> *Ein jüngerer Bruder von Neeb, namens Joseph, war längere Zeit Hofmeister bei Graf von Schlick, in dessen Diensten er als Rath 1817 in Prag starb.*

<sup>3</sup> *Beide erschienen zu Mainz 1789.*

und Metaphysik anfangs nach den Kantischen Grundsätzen, sowie er auch damals die Abhandlung schrieb: *Ueber Kants Verdienste um das Interesse der philosophischen Vernunft*<sup>4</sup>. Jedoch bald erkannte er die Unhaltbarkeit des kantischen Idealismus, und so neigte er sich den Reinholdischen Prinzipien<sup>5</sup> hin, wie dies sein philosophisches Lehrbuch, das er damals edirte, beweist. Es führt den Titel: *System der Kantischen Philosophie auf den Satz des Bewußtseins gegründet*<sup>6</sup>; den zweiten Theil desselben vollendete er im Jahr 1795, als er bereits nicht mehr in Bonn war. Denn während er im Oktober 1794 die Ferien in seiner Heimath zubrachte, wurde Bonn von den Franzosen in Besitz genommen, wodurch sich Lehrer und Studenten der hohen Schule zerstreuten.

Neeb begab sich nach Miltenberg an den Main, und setzte theils hier theils bei seinem Oheim in Ernstkirchen seine Studien eifrigst fort. Namentlich war es die Philosophie, die seine ganze Thätigkeit in Anspruch nahm: er studierte und untersuchte die ältern wie die neuern Systeme, und fühlte so bald, wie wenig die Prinzipien, welchen er bisher huldigte, einer tieferen Forschung genügen können.

Die Idee eines persönlichen Gottes sah er als unvermittelt und angeboren an, nächst dem stellte er die Allmacht der Tugend als obersten Satz auf: jede Philosophie, die nicht in ihrer Spekulation dahin führe, wurde verworfen, weil sie zum Atheismus und Fatalismus hinleite. Daher wandte sich Neeb von jetzt an zu der Philosophie des Hemsterhuis<sup>7</sup>, und suchte die Grundsätze desselben mit den

Ansichten von Friedrich Heinrich Jacobi<sup>8</sup>, wie dieser sie in seinem Werk: *David Hume*<sup>9</sup>, über den Glauben philosophisch begründet hatte, zu entwickeln und zu vereinigen. Diesen Ansichten huldigten bereits die damals erschienenen Abhandlungen: *Ueber den in verschiedenen Epochen der Wissenschaften allgemein herrschenden Geist und seinen Einfluß auf die selben und Vernunft gegen Vernunft oder Rechtfertigung des Glaubens*<sup>10</sup>.

Beide Schriften wurden mit großem Beifall aufgenommen. Erstere verglich man vielfach mit dem zwei Jahre vorher erschienenen Werke Condorcet's<sup>11</sup>: *Esquisse d'un tableau historique des progrès de l'esprit humain*, wiewohl ein wesentlicher Unterschied zwischen den Grundgedanken beider stattfand. Während nämlich der französische Republikaner den Fall der positiven Religionen des Orients<sup>12</sup> für nahe bevorstehend erklärte, zeigte Neeb, wie die äußere Offenbarung, die zur Aufrechthaltung der religiös-moralischen Ordnung im Staate nothwendig ist, die Kritik der Vernunft aushal-

<sup>8</sup>Friedrich Heinrich Jacobi, deutscher Philosoph, Schriftsteller, Kaufmann und Wirtschaftsreformer, 1743 - 1819.

<sup>9</sup>David Hume, schottischer Philosoph der Aufklärungszeit, Ökonom und Historiker, 1711-1776.

<sup>10</sup>Erstere erschien Frankfurt 1795, 8., letztere ebenda, 1797, 8. In diese Zeit fallen auch einige einzelne Abhandlungen, z. B. *Ueber die Unmöglichkeit eines spekulativen Beweises für das Dasein der Dinge; Widerlegung des Idealismus aus Gründen der praktischen Vernunft in Niethammers philos. Journ.* 1795. 6. S. 118 - 137; und mehrere Rezensionen in der *Oberteutschen Literaturzeitung*, die mit N. bezeichnet sind.

<sup>11</sup>Marie-Jean Antoine Nicolas Caritat, Marquis de Condorcet, französischer Philosoph, Mathematiker und Politiker der Aufklärungszeit, 1743-1794.

<sup>12</sup>Eine positive Religion ist eine geschichtliche gegebene Religion wie Judentum, Christentum, und Islam. Davon unterscheidet sich die Vernunftreligion <, die aufklärerisch als religiöse Weltanschauung unabhängig von einer geschichtlich überlieferten Religion ist.

<sup>4</sup>Bonn 1793, 8. 2te Auflage, Frankfurt 1795.

<sup>5</sup>Der österreichische Aufklärer Carl Leonhard Reinhold, 1757 - 1823, entwickelte eine postkantische Systemphilosophie.

<sup>6</sup>Frankfurt, 2 Theile 1795 — 6. 8.

<sup>7</sup>Franz Hemsterhuis, niederländischer Philosoph und Schriftsteller, 1721 - 1790.



te, so daß der religiöse Glaube nicht an fremde Autorität gebunden, sondern höchstens nur dadurch bestätigt werde. Die andere Schrift erwarb ihm die Achtung und Freundschaft von Jakobi, der in Neeb mit Recht einen Anhänger seiner Philosophie erkannte.

Als in Mainz an die Stelle der Universität, die mit der französischen Okkupation wie jene in Bonn aufgelöst war, eine Centralschule errichtet wurde, erhielt Neeb von der französischen Administration 1797 einen Ruf an dieselbe als Professor der Philosophie und philosophischen Moral. Von jetzt an widmete er sich nicht nur den Studien, sondern nahm auch an den politischen Verhältnissen der Gegenwart lebhaften Antheil.

Es war zu erwarten, daß ein Mann, wie Neeb, von den Grundsätzen der französischen Republik wenn auch nicht hingerissen, doch wenigstens begeistert wurde. Mit inniger Liebe schloß er sich jenen Männern an, die damals in Mainz eben durch die Annahme der neuern Ansichten bessere Tage dem Vaterlande zu erringen hofften.

Neeb's Talente fanden auch sogleich allgemeine Anerkennung: er erhielt nicht nur von den Bürgern die Stelle eines Adjunkten und Beamten des Civilstands der Stadt, sondern die französische Verwaltungsbehörde gab ihm oft den ehrenden Auftrag, an den republikanischen Festen Reden<sup>13</sup> an das Volk zu halten. Diese wurden gewöhnlich durch den Druck einzeln veröffentlicht, so wie meistens mit französischer Uebersetzung durch die Re-

<sup>13</sup>Von diesen Reden nahm er später in seine vermischten Schriften auf: >Ueber die Ehe < I. S. 199 ; >Physiognomische Deutung der Gestalt des Greisen < III. S. 19 ; >Trauerrede auf F. Blau < III. S. 126, welche im Jahr 1798 gehalten wurden; und vom Jahr 1801 >Standrede bei der Pflanzung der Rheinallee in Mainz < III. S. 90.

gierung bekannt gemacht<sup>14</sup>.

Diese Jahre hat Neeb noch später oft als die glücklichsten seines Lebens bezeichnet, indem seine ganze Zeit zwischen wissenschaftlichen Beschäftigungen, die ihn immer am meisten anzogen, und zwischen bürgerlichen Arbeiten, wozu er von jeher große Neigung hatte, getheilt war. Jedoch dauerte diese glückliche Periode nicht lange. Denn als Napoleon 1803 die Centralschule in ein Lyzeum verwandelte, und »abhold allen Ideologen«, wie Neeb sagt, die Philosophie nicht in den Kreis der Lehrgegenstände des Lyzeums aufnahm, verlor Neeb allein unter seinen Kollegen seine Professur<sup>15</sup>. Daß die Philosophie auf diese Art aus Mainz verbannt wurde, berührte ihn schmerzlich, besonders da er so die schönen Hoffnungen, die er, wie so viele Andere, auf die französische Revolution setzte, getäuscht sah; daher fand er sich auch bewogen, die Adjunktenstelle, die er bisher bekleidet hatte, freiwillig aufzugeben, und sich aus dem städtischen Treiben, das ihn nach manchen damaligen Vorgängen allerdings anekeln mochte, in ländliche Einsamkeit zurückzuziehen. Auch hatte er noch andere Verpflichtungen zu erfüllen, indem er schon vor mehreren Jahren den geistlichen Stand verlassen und sich verheiratet hatte: er mußte, da er jetzt seine sehr vorteilhafte Stelle in Mainz verloren hatte,

<sup>14</sup>In einer dieser Reden vom Jahr 1799 hatte er beim Lobe des Generals Bonaparte den attischen Bauern, der bekanntlich den Aristides verbannt wissen wollte, ohne ihn zu kennen, wegen dieser klugen Beurtheilung republikanischer Verhältnisse gerühmt. Diese Stelle strich bei der Veröffentlichung der Rede die republikanische Verwaltung in Mainz.

<sup>15</sup>Ohne Pension, nach französischer Sitte. Erst 30 Jahre später wurde dies Unrecht einigermaßen aufgehoben, indem die Großherzogliche Hessische Regierung ihm eine Pension aus dem Mainzer Universitätsfond, der übrigens zu französischer Zeit über mehr Einkünfte zu verfügen hatte, zukommen ließ.

sich und seiner Familie eine neue Existenz gründen. Er pachtete sich in Niedersaulheim, einem drei Stunden von Mainz gelegenen Orte, zwei Güter, von denen er das eine (das Rittergut der Freiherrn von Dienheim) zwei Jahre später käuflich an sich brachte. Zwar schien Neeb nach eigenen Aeußerungen den Beruf zum Landwirth nie in sich zu erkennen, allein bei dem ihm eignen Fleiß und einer beispiellosen Ausdauer, womit er sich seinem gegenwärtigen Stande widmete, gelang es ihm bald, nicht nur mit Erfolg die Landwirthschaft zu betreiben, sondern auch wegen seiner landwirthschaftlichen Kenntnisse und Ansichten sich weithin einen bleibenden Ruf zu erwerben. Seit seiner Niederlassung in Niedersaulheim bis zu seinem Tode, also während der größeren Hälfte seines Lebens, ist über Neeb Weniges nur noch von allgemeinem Interesse zu erwähnen. Desto thätiger war er in seiner nächsten Umgebung. Schon gleich im ersten Jahre wurde er zum Bürgermeister der Gemeinde, worin er seinen Wohnung aufgeschlagen hatte, erwählt, und bekleidete dieses Ehrenamt 38 Jahre lang ununterbrochen bis gegen das Ende seines Lebens hin. Ebenso wurde er wegen seiner bürgerlichen Gesinnungen und seines klaren Urtheils über gemeinnützige Angelegenheiten bei allen Fällen, wo es sich um das Wohl der Gemeinde oder der Provinz handelte, mit Würden und Ehren betraut. So war er während der französischen Regierung Départementalrath <sup>16</sup>, un-

<sup>16</sup>Neeb hatte, wiewohl früher häufig öffentlicher Redner in Volksversammlungen, dennoch eine gewisse angeborene Schüchternheit nie abgelegt; dies zeigt sich noch 1818. Als er nämlich die Adresse des Provinzialraths, die er verfaßt hatte, vorlas, fand sie keinen Anklang; wie aber ein anderes Mitglied, welches den Werth des Aufsatzes erkannt hatte, nochmals denselben vortrug, wurde er mit allgemeiner Bewunderung angenommen.

ter der hessischen Provinzialrath. Als die landständische Verfassung im Großherzogthum Hessen eingeführt wurde, wählte ihn der Kanton Wöllstein mehrmals nacheinander, 1820, 1823, 1826 zu seinem Vertreter, so wie 1832 der Kanton Wörrstadt.

Wiewohl Neeb durch diese Ehrenämter und Geschäfte vielfach in Anspruch genommen war, vernachlässigte er doch zu keiner Zeit die Studien, namentlich die philosophischen; es ist zwar allerdings zu bedauern, daß er nicht seine ganze Thätigkeit mehr der philosophischen Spekulation widmen konnte; denn die Werke, die er in den ersten Jahren seiner öffentlichen Wirksamkeit schnell nach einander herausgab, hatten große Erwartungen von ihm erregt. Wenn er nun diesen in der Folge nicht entsprach, so ist davon seiner veränderten Stellung die Schuld zuzumessen, die ihm nicht Zeit ließ, Werke von größerem Umfange auszuarbeiten. Dagegen gefiel er sich jetzt, seine Ansichten, Gedanken und Beobachtungen in gelegentlichen Aufsätzen niederzulegen. Wiewohl nun diese oft die verschiedenartigsten Gegenstände behandeln, so zeichnen sie sich doch alle durch die Klarheit des Gedankens, durch Präzision des Ausdruckes und durch Reinheit der Sprache aus. Kein Wunder war es daher, wenn an Neeb von überall her Aufforderungen kamen, Zeitschriften und Blätter jeglicher Art durch seine Theilnahme zu unterstützen. Dies that er nun auch gerne, konnte jedoch nicht immer allen Wünschen durch Beiträge genügen. Vorzüglich aber waren es die in Mainz erschienenen Zeitschriften und Blätter <sup>17</sup>, welche sich seiner Un-

<sup>17</sup>Zu beklagen ist, daß Neeb bei weitem von den wenigsten seiner Aufsätze, die in vielen Blättern in der Nähe und in der Ferne erschienen sind, ein Exemplar oder eine Abschrift gesammelt hat, daher auch

terstützung zu erfreuen hatten<sup>18</sup>. Eine Sammlung von vielen dieser zerstreuten Aufsätze veranstaltete er in den Jahren 1817 bis 1821<sup>19</sup>. Ohne uns in eine Beurtheilung derselben einzulassen, die ja überhaupt hierher nicht gehört, bemerken wir nur, daß diese Sammlung ihm nicht nur den früher erworbenen Ruf eines Philosophen bestätigte, sondern ihm auch den Namen des rheinischen Humoristen, den er schon bei seinen Bekannten führte, in weiteren Kreisen erwarb<sup>20</sup>.

Seine vielfachen Verdienste um die Wissenschaften so wohl, als um die landwirthschaftliche Kultur blieben jedoch auch nicht unbelohnt, sondern fanden überall die verdiente Anerkennung; man wetteiferte im eigentlichen Sinne des Wortes, den Mann zu ehren, der in so vielfacher Hinsicht sich auszeichnete. So wurde er 1817 korrespondirendes Mitglied der Gesellschaft zur Beförderung der nützlichen Künste und ihrer Hülfswissenschaften in Frankfurt a. M.; 1823 Ehrenmitglied des landwirthschaftlichen Vereins zu Jostein in Nassau;

*ein Verzeichniß seiner sämtlichen Arbeiten zu geben, durchaus unmöglich ist; ja nicht einmal die Zeitschriften alle können angegeben werden, bei denen er Mitarbeiter war; jedoch sind seine Arbeiten an dem beigetzten N., welches fast nie fehlt, zu erkennen.*

<sup>18</sup> *Besonders sind hier zu erwähnen: das Rheinische Archiv, Rhenus, Spiegel, Ameise, Cäcilia, Rheinland, die Mainzer Zeitung, überhaupt alle belletristischen oder politischen Blätter in Mainz, wie viele anderwärts, namentlich in Darmstadt wie z. B. die Teutsche Vaterlandszeitung, der Beobachter in Hessen bei Rhein, die Großherzogliche Hessische Zeitung; ferner das Intelligenzblatt v. Alzei, Westphalen und Rheinland, Maltens Weltkunde, Katholik u.s.w.*

<sup>19</sup> *Sie erschienen unter dem Titel »Vermischte Schriften«, Frankfurt a. M. 3 Bände. Darin findet sich auch das in Mainz 1812 besonders erschienene Schriftchen: Ueber die Freigeisterei der heutigen Erziehung, eigentlich ein Abdruck aus dem Rheinischen Archiv VII. S. 73 ff.*

<sup>20</sup> *Vergleiche was Neeb im III. Theil der Vermischten Schriften p. VII., und in diesem Bande p. IV. sagt.*

1831 Ehrenmitglied des Vereins für Literatur und Kunst in Mainz; 1838 korrespondirendes Mitglied des naturforschenden Vereins daselbst; im nämlichen Jahre Ehrenmitglied des landwirthschaftlichen Vereins für das Großherzogthum Baden in Karlsruhe; 1840 Ehrenmitglied des Gartenbau-Vereins in Mainz u.s.w. Diese vielfachen Ehrenbezeugungen waren ein neuer Sporn für seine Thätigkeit; er zeigte sich allen Vereinen dankbar, indem er nach ihren innern Einrichtungen auf jede mögliche Weise deren Zwecke zu fördern, suchte. So wird namentlich in Mainz noch lange im Andenken bleiben, wie beliebt und besucht seine Vorträge<sup>21</sup> waren, die er bei den verschiedenen Vereinen daselbst jedes Jahr, oft in einem Monate drei hielt. Ebenso nahm der landwirthschaftliche Verein in Rheinhessen vielfach ihn in Anspruch; gleich bei dessen Konstituierung 1831 wurde er zu dessen Sekretär ernannt. Derselbe belohnte auch in seiner Sitzung in Wörrstadt am 7. Septem-

<sup>21</sup> *Viele dieser Vorträge finden sich in den von diesen Vereinen edirten Heften so namentlich in den »Quartalblättern des Vereins für Literatur und Kunst« in Mainz, 1830 - 34.8 und in den »Jahresberichten des Gartenbau-Vereins in Mainz«, 1841 ff. Zwei Vorträge wurden auf Kosten des Vereins für Literatur und Kunst besonders gedruckt, nämlich: Ueber Die Unsterblichkeit der menschlichen Seele, Mainz 1838 und Die ewige Dauer des positiven Christenthums, verbürgt durch seine dem menschlichen Verstande und Herzenangemessene Lehre, Mainz 1840. Beide finden sich in gegenwärtiger Sammlung S. 74 ff. u. 242 ff., so wie auch manche von den übrigen darin aufgenommen sind. Ebenso wurden viele von den Vorträgen, die er in verschiedenen Freimaurer-Logen zu Mainz, Frankfurt, Darmstadt, Alzei und an andern Orten hielt, durch den Druck bekannt gemacht. Von diesen verdienten manche hier eine weitere Verbreitung, namentlich »Zeichnung am Trauerfeste Seiner Königlichen Hoheit Ludewigs I.«; »Maurisches Frauenlob« u. A.; so wie auch einige, die noch im Manuskript sich vorfinden, des Druckes würdig sind. Allein Neeb bestimmte selbst zu gegenwärtiger Sammlung von seinen Maurer-Reden, nur jene, welche S. 109 mitgetheilt ist.*

ber 1833 Neeb's Verdienste in landwirthschaftlicher Hinsicht, besonders wegen seiner Sorge für die Holzanlage in Niedersaulheim, durch Ertheilung einer Preismedaille <sup>22</sup>.

Bei diesen manchfachen Geschäften und Arbeiten bedauerte Neeb nur stets, daß er nicht Zeit noch Gelegenheit fand, kleinere oder größere Reisen öfter vorzunehmen. Denn nichts wünschte er mehr, als seine Ansichten über Menschen und Zustände durch eigne Anschauung zu berichtigen, und so seine Kenntnisse immer mehr zu vermehren. Kleinere Reisen, besonders zu Fuß, machte er häufig, indem er überall Freunde und Bekannte hatte, die seiner Ankunft mit Freuden entgegen sahen. Größere Reisen zu machen, war ihm nur zweimal vergönnt: 1818 war er in München, um den Philosophen Jakobi, dessen Anhänger und Freund er schon längst geworden war, und mit dem er im gelehrten Briefwechsel stand <sup>23</sup>, auch persönlich kennen zu lernen; seine Reise nach Paris 1822 hatte vorzüglich dazu gedient, seine Ansichten über Kunst und Kunstgeschmack durch Besuchung der französischen Museen zu beleben und zu

verbessern. Keine Reise aber machte auf ihn einen bleibenderen Eindruck, als sein Aufenthalt 1834 in Bonn. Hier hatte er vor 40 Jahren vor zahlreichen Zuhörern Vorlesungen gehalten, die noch immer ihm im lebhaften Andenken waren. Gegenwärtig zählte er viele von den Professoren der Universität zu seinen Freunden, so Windischmann v. Bethmann-Hollweg, Brandis und Andere. Diese wünschten oder vielmehr kamen seinem Wunsche zuvor, daß er durch eine öffentliche Rede in der Aula der Akademie sein Andenken erneuerte. Sein Vortrag handelte *Ueber die Gründe gegen die Möglichkeit einer allgemeinen Verbreitung des Unglaubens* <sup>24</sup> und fand vor der zahlreichen Versammlung allgemeinen Beifall.

Eine nicht mindere Freude harrte des liebenswürdigen Mannes, als sein Doktor-Jubiläum herannahte. Schon längst hatten seine vielen Freunde in der Nähe und Ferne mit Sehnsucht diesen Tag, den 21. Juni 1841, erwartet, um durch eine redende Thatsache kund zu geben, wie sie einmal die wissenschaftliche Tüchtigkeit und die amtliche Thätigkeit des Mannes zu würdigen wußten, und dann den Charakter des Jubelgreises liebgewonnen hatten. Die Feier selbst, die in Mainz stattfand, ist unnöthig hier zu beschreiben, da Neeb ein besonders Schriftchen hierüber edirte <sup>25</sup>. Nur darf auch hier nicht unerwähnt bleiben, daß Seine Königliche Hoheit unser aller gnädigster Großherzog ihm das Ritterkreuz der I. Klasse des Ludwigsordens zu ertheilen geruh-

<sup>22</sup>Es ist zu beklagen, daß seine landwirthschaftlichen Aufsätze - hatte in dieser Hinsicht den Namen der philosophische Oekonom - nicht gesammelt wurden; sie erschienen in weit zerstreuten Blättern, z. B. in der Zeitschrift für die landwirthschaftlichen Vereine im Großherzogthum Hessen in Darmstadt; im landwirthschaftlichen Wochenblatt für das Herzogthum Nassau in Wiesbaden; in Kaufmann's Niederrheinischem Anzeiger für Staats- und Landwirthschaft in Bonn; in der Leipziger allgemeinen Zeitung für die deutschen Land- und Hauswirthe; in den Oekonomischen Neuigkeiten und Verhandlungen in Prag, u. a. m.; so wie auch manche Lokalblätter, namentlich das Alzeier Intelligenzblatt nicht selten belehrende Artikel über Oekonomie und Aehnliches enthielten.

<sup>23</sup>Man vergleiche, was Neeb über seine Anhänglichkeit an Jakobi und dessen Philosophie an vielen Stellen seiner vermischten Schriften sagt, z. B. I. S. 61; II. S. V. 243. III. S. IV. so wie S. 140 über seine Trauer bei 1515 der Nachricht vom Tode Jakobi's.

<sup>24</sup>Sie erschien in Bonn 1834 und findet sich auch in gegenwärtiger Sammlung S. 89.

<sup>25</sup>Es führt den Titel: »Danksagungsrede des Professors Dr. J. Neeb, Bürgermeister in Niedersaulheim, an die Direktoren und Mitglieder dreier Vereine in Mainz, für die ihm, ihrem Ehrenmitgliede, bereitete Jubelfeier seines fünfzigjährigen Doktorates,« Mainz, 1842. 8. 12. S., und findet sich am Ende dieser Sammlung S. 554. ff.

ten, so wie die Universitäten von Gießen und Bonn sein Doktordiplom erneuerten. Seine Freunde und die Mitglieder jener Mainzer Vereine deren Ehrenmitglied er war, beschenkten ihn mit einem reich mit Diamanten geschmückten Ringe.

Unterdessen war Neeb alt geworden; zwar hatte er durch eine regelmäßige Lebensweise, durch beständigen Aufenthalt in der freien Natur und durch Liebe zur Arbeitsamkeit seine körperlichen Kräfte bis ins Greisenalter, so viel immer möglich ist, zu erhalten gewußt, so wie die späteren literarischen Produkte denselben kräftigen Geist und gleiche blühende Phantasie zu erkennen geben, die in den früheren Schriften so wunderbar anziehen. Doch wünschte er selbst sich Ruhe, da so manchfache und verschiedenartige Geschäfte und Verpflichtungen auf ihm lagen, denen er allen entsprechen wollte, doch nicht mehr ganz konnte. Daher legte er am 6. November 1842 das Bürgermeisteramt nieder, das er, wie schon erwähnt, 38 Jahre lang ununterbrochen, unter verschiedenen Regierungen und in wechselnden Zeiten gleich rühmlich bekleidet hatte. Die Gemeinde Niedersaulheim, die ihm viele treffliche Einrichtungen und Anordnungen verdankt, und daher sein Andenken noch lange bewahren wird, bezeugte ihre Dankbarkeit dadurch, daß sie ihm bei der Niederlegung seines Amtes einen silbernen Becher überreichte.

Von jetzt an dachte Neeb, eine Auswahl seiner in den letzten 20 Jahren erschienenen Aufsätze zu veranstalten. Hätte ihm doch gefallen eine vollständige Sammlung derselben anzulegen. Hätte er auch nur ein Verzeichniß der in einzelnen Blättern erschienenen Arbeiten entworfen, und so den Nachkommen es möglich gemacht, alle seine kleinen Aufsätze und Rezensionen zusammenzustellen. – Je-

doch auch die Auswahl zu vollenden war ihm nicht verstatet; denn er hatte weder sämtliche Aufsätze, die er ediren wollte, gesammelt, noch auch die, welche er zu veröffentlichen beschloss, schon einer Revision unterworfen; er hatte nämlich die Gewohnheit, erst nach einer genauen Durchsicht, und nicht ohne Veränderungen und Verbesserungen seine literarischen Produkte dem Publikum wiederholt vorzulegen. Zwar waren manche Vorbereitungen zur Herausgabe derselben schon getroffen, und schon war die Vorrede vollendet, als ihn ganz unerwartet ein sanfter Tod hinwegnahm. Er war im Anfang des Juni 1843, wie so oft früher, auf den Steinheimerhof im Rheingau gereist, um der Sitzung des landwirthschaftlichen Vereins im nahen Eltville am 11. beizuwohnen. Nach derselben wollte er sogleich wieder heimkehren; allein auf jenem Hofe wurde er den 10. Juni von einem leichten Schläge getroffen, der seinem Leben, am 13. Vormittags 10 Uhr, ein Ende machte. Wir können uns nicht enthalten, hier einen Brief mitzutheilen, den er 14 Tage vorher, fast im Vorgefühl seines Todes, an seinen Freund Herrn Dr. Müller, Kreisrath in Alzei, schrieb <sup>26</sup>.

»Niedersaulheim, den 29. Mai 1843. Hochgeehrtester Herr Kreisrath, verehrungswürdiger Freund! Die Ausdrücke Ihrer Herzengüte und Ihrer persönlichen Zuneigung gegen mich in Ihrem Briefe vom 26. Mai haben mich tief gerührt. In Gedanken bin ich des Tages öfter bei Ihnen und in Ih-

<sup>26</sup>Dieser Brief wurde sogleich nach seinem Tode veröffentlicht in der Großhzgl. Hess. Zeitung 1843. No. 165 vom 16. Juni. Dieselbe lieferte auch in der letzten Nr. desselben Jahrs einen Nekrolog, sowie eine kleine Selbstbiographie, die Neeb kurz vor seinem Tod verfaßt hatte, sich in Maltens neuester Weltkunde 1843. III. S. 757 findet. Vergleiche auch Scriba Lexikon der Schriftsteller des Großherzogthums Hessen, I. S. 282. ff. und II. S. 518. f.

rem Hause, und wirklich hoffe ich es am Tage der allgemeinen Ziehung (am 13. Juni) zu sein. Ich hoffe da meine alten Kollegen, die noch leben und in Amtsthätigkeit sind, zum letzten Mahle zu begrüßen <sup>27</sup>. Doch hätte ich Sie auch einmal persönlich besucht, wenn das Wetter nicht zu unfreundlich gewesen wäre; doch verdanke ich eben diesem Wetter, daß ich in meiner Studierstube blieb und fleißig arbeitete. Von manchen entfernten Orten; sogar von Wien, in den schmeichelhaftesten Aeußerungen um Beiträge in ihre Zeitschriften gebeten, habe ich nicht nur viele kleine Abhandlungen aus dem Kopfe gesponnen, sondern auch zugleich zu einer neuen Sammlung meiner Aufsätze über mancherlei Interessen des menschlichen Lebens, welche in viele Blätter zerstreut sind, eine Auswahl gemacht, und jeden in scharfe Durchsicht genommen. Ich schmeichle mir dadurch, mein Andenken einige Jahre über mein Leben hinaus zu erhalten. Wird mir dieses, einem 76jährigen Greise, zur Eitelkeit gedeutet, so mögen es meine Freunde verantworten, die mich dazu öfter gemahnt und ermuntert haben. Es werden etwa 53 Aufsätze und diese zwei mäßigen Bände geben <sup>28</sup>. Ob ich sie auf Subskription oder nicht herausgeben werde, bin ich mit mir noch unentschieden. Aus dem Alzeier Intelligenzblatt, das doch einen engen

<sup>27</sup>In Rheinhessen halten an dem Tage, da die Militärpflichtigen die Loose ziehen, die Bürgermeister des betreffenden Bezirks ein gemeinsames Mittagsmahl. Dieser Tag aber, an welchem Neeb nochmals seine alten Kollegen zu sehen gedachte, war sein Todestag.

<sup>28</sup>Wenn gegenwärtige Sammlung einige 20 Aufsätze mehr enthält, so ist die Ursache davon einmal, daß Neeb noch nicht zu einem vollständigen Abschluß gekommen war, und daß er zweitens eine eigene Sammlung der im Katholik enthaltenen Aufsätze nachfolgen lassen wollte. Einige von diesen hier anzufügen, durfte um so eher für passend erscheinen, als dieselben zeigen, wie Neeb fortwährend die Lehren der Religion mit der Philosophie in Einklang zu bringen wußte.

Leserkreis hat, werde ich mehrere Aufsätze aufnehmen. Da alle meine geistigen Produktionen eine moralische Tendenz unverrückt vor Augen haben, so hoffe ich auch durch ihre wiederholte Veröffentlichung ein gutes Werk zu thun. Eine pekuniäre <sup>29</sup> Rücksicht ist von meiner Denkweise fern; besitze ich einiges Talent, so denke ich wie Paulus: gratis accipi, gratis do <sup>30</sup>. Daß Gelehrte wie Ungelehrte meine Aufsätze aus den ersten Zeilen als die meinigen erkennen, liegt, glaube ich, darin, daß ich nicht die Bücher, die Aehnliches schreiben, abschreibe, sondern nur meine eigene Ansicht der Dinge, die mich affiziren, und wie sie mich affiziren, copire. Den nächsten Samstag vor Pfingsten will ich zu Madam Kertel auf ihren Hof bei Eltville reisen, und da die Pfingstfeiertage zubringen. Wenn ich einer freundlichen Einladung meines Freundes Brandis in Bonn entsprechen kann, weiß ich selbst noch nicht. Jetzt, wo ich geschäftsfrei überall hinkann und auch hin will, sind meine Füße lahm, und, ich wage es kaum noch, meines Schwindels wegen, der schlagartig war, ohne eine meiner Töchter zu reisen. Meine Söhne und Töchter empfehlen sich Ihnen und Ihrer Familie herzlich. Mit innigster Freude und Ergebenheit, treu bis in den Tod, Ihr Freund und Diener Joh. Neeb. ◀

Seine irdischen Ueberreste wurden, seinem Wunsche gemäß, nach Niedersaulheim gebracht, um bei den Seinen in dem Boden zu ruhen, der ihm immer so theuer war. Sein Grab ziert ein einfaches Denkmal <sup>31</sup>.

<sup>29</sup>finanzielle Überlegung.

<sup>30</sup>Umsonst habe ich empfangen, umsonst gebe ich.

<sup>31</sup>Autor: Grab existiert nicht mehr; Foto vorhanden.

### A.3 Bibliographie Arthur Kahn

Die Arbeiten von Arthur Kahn wurden sehr gut in der Veröffentlichung von Almut Laufer mit dem Titel: »Land, Dorf, Kehilla: Landjudentum in der deutschen und deutsch-jüdischen Erzählliteratur bis 1918«<sup>32</sup> zusammengefasst und eingeordnet. Ein frühere Arbeit zu Kahn und seinen Erzählungen wurde von Hans Otto Horch verfasst<sup>33</sup>.

Kahn hat einen Roman, viele Erzählungen, eine Reihe von Fortsetzungsgeschichten für Feuilleton-Beilagen, sowie eine große Zahl von Leserbriefe und Artikeln verfasst. Er war voller Energie und unermüdlich beim Schreiben.

Die Erzählungen handeln entweder von Geschichten aus einer kleinstädtischen Gasse in einem fiktiven Ort und Dorfgeschichten in »Rebenheim«. Häufig orientiert sich Kahn dabei an Budesheim bei Bingen. In nahezu allen seinen Erzählungen hat Kahn eigene Jugenderinnerungen und Erfahrungen aus dem Leben der Landjuden im Rheinland einfließen lassen. Zu den Fortsetzungsgeschichten gehören:

- »Späte Ehrung«, in Sabbat Stunden. Erschienen in: Illustrierte Feuilleton-Beilage der »Jüdischen Presse«, Jg 1902, Nr 9-24
- »Die Dorfseele«, in Sabbat Stunden. Erschienen in: Illustrierte Feuilleton-Beilage der »Jüdischen Presse«, Jg 1902, Nr 40–52 Jg 1903, Nr 1-6
- »Eine wahre Liebesheirat«. Erschienen in Sabbat Stunden. Illustrierte Feuilleton-Beilage der »Jüdischen Presse«, Jg 1905, Nr 23-31
- »Entschwindende Gestalten. Erzählungen aus dem rheinischen Gemeinde- und Familienleben«, Frankfurt am Main, J. Kauffmann, 1905
- »Damon und Phintias in der Judengasse«, Roman, Frankfurt am Main, Israelit, 1907
- »Der Freispruch«, Erschienen in: Der Israelit 49, 1908, Nr 27-38
- »Sabbathstimmungen«, Frankfurt am Main, Jüdischer Volksschriftenverlag, 1909
- »Jüdische Dorfgeschichten«, Berlin, M. Poppelauer 1910
- »Ein ungelöstes Räthsel. Nach einer wahren Begebenheit«. Erschienen in: Sabbat Stunden Illustrierte Feuilleton-Beilage der »Jüdischen Presse«, Jg 1902, Nr 1-8

<sup>32</sup>Almut Laufer. „Land, Dorf, Kehilla: „Landjudentum“ in der deutschen und deutsch-jüdischen Erzählliteratur bis 1918“. In: *Conditio Judaica: Studien und Quellen zur deutsch-jüdischen Literatur- und Kulturgeschichte* 96 (2020). URL: <https://tinyurl.com/yvdkpxwr>.

<sup>33</sup>Hans Otto Horch. „Entschwindene Gestalten. Arthur Kahn und seine Erzählungen über jüdische Kleingemeinden am Rhein in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts“. In: *Köln und das rheinische Judentum. Festschrift Germania Judaica 1959-1984*. Theodor von Zabern Verlag, 1984.

Dazu kommen noch viele weitere Erzählungen wie »Awromche Mühlstein«, »Eine Kol Nidre Soirée«, »Die Geschichte zweier Leichensteine«, »Die Gevatterschaft«, »Die Ewige Braut« (1911/12, mit einem großem Überlapp zur »Dorfseele«), die im »Israelit«, der »Jüdischen Presse« beziehungsweise dem »Jüdischen Familienblatt« abgedruckt wurden. Während seines 12-jährigen Aufenthalts in New York hat Kahn außerdem viele Artikel und Erzählungen in deutschsprachigen Zeitungen veröffentlicht.

Zu den Artikeln, die die Lage der Juden betreffen, gehören:

- »Der Judentag!«, Bonn, Trapp, 1900. Digitalisat: <https://tinyurl.com/36vb84wk>
- »Ueber die Lage der Juden in Amerika«, Referat gehalten in der Montefiore-Loge am 3. Januar 1905
- »Ein Kommentar zum Schmelztiegelproblem [I]«, Erschienen in: Der Israelit 50 (1909)
- »Hin zur Scholle«. Berlin, H. Itzkowski, 1912
- »Hisaurari! Wache auf mein Volk«, Berlin, Itzkowski, 1915
- »Der Weg zur wahren Emanzipation«, Berlin, Itzkowski, 1915

Das *Leo Baeck Institute* hat die Hinterlassenschaft von Arthur Kahn und seinem Sohn Fritz Kahn archiviert und digitalisiert (*Arthur and Fritz Kahn Collection*). Dazu gehören seine handschriftliche Autobiographie bzw. seine Familienchronik<sup>34</sup> und eine (anonyme) maschinenschriftliche Bearbeitung eines Teils seiner Autobiographie mit dem Titel »Lebenserinnerungen eines Juden«<sup>35</sup>.

Im Archiv des *Leo Baeck Institute*<sup>36</sup> finden sich auch vier Ordner mit zum Teil unveröffentlichten Schriften, abgehefteten Artikeln, Leserbriefen und Vorträgen von Arthur Kahn sowie privaten Briefen.



Abbildung A.1: Titelseite von Kahns zornigem Aufruf »Der Judentag!«, den er kurz nach seiner Rückkehr aus den USA im Jahr 1900 schrieb. Dort fordert Kahn die Einrichtung eines alljährlichen jüdischen Kongresses, ähnlich dem Katholikentag. Wie Kahn schreibt: »Das ist die echte Liebe nicht, die nur in Flüstertönen spricht«.

<sup>34</sup>Leo Baeck Institute New York, ME 1658

<sup>35</sup>Leo Baeck Institute New York, ME 741

<sup>36</sup>AR 7144 C; Band I 1886, 1901-1903, Band II 1901-1906, 1911, 1913, Band III 1902-1908; Band IV 1906-1909.





Arthur Kahn, aufgeschrieben wahrscheinlich um 1926

Es folgt ein Ausschnitt aus Arthur Kahns handschriftlicher Autobiographie, der sich mit seinen Vorfahren und seiner Familie beschäftigt.

#### A.4 Familienchronik (Memorbuch)

**1581** wurden die mütterlichen Vorfahren (nach einer anderen Angabe im Memorbuch 1668<sup>37</sup>) in Saulheim in Rheinhessen ansässig, wie im Kirchenbuch beschrieben ward. Sie durften nach einem Gnadenakt der Freiherren von Waldbrunn (oder Walbrunn) zu Partenheim anfangs des 18. Jahrhunderts in beschränktem Maße Wohnraum und Ackerbesitz erwerben. Ob sie Überbleibsel von den vielen Judenvertreibungen in Deutschland, oder aus Frankreich ausgetriebenen Familien herstammten, ist unbekannt. Erst von 1750 an, als die »Hirsch«<sup>38</sup> Hoffaktor, kurzweg »Hofjudd« adeliger Geschlechter, der (ausgestorbenen Grafen Waldbrunn, Wambold, Sörgenloch, vor Ingelheim) geworden, ist der Familienstammbaum festgestellt worden. Die ursprünglich in Saulheim und dann in Partenheim lebenden Hirsch waren versippt und verschwägert mit den in Mainz lebenden Familien Reinach, Friedberg, Lorch etc., wie in den jüdischen Matrizen noch nachweisbar ist.



Abbildung A.2: Selbstporträt von Arthur Kahn.

#### Partenheim

Eine Anzahl von Kesuwim<sup>39</sup>, Ehekontrakten, Wimpeln<sup>40</sup> waren 1860 noch alle im Besitz meines Partenheimer Großvaters, darunter der Traubrief seiner Vaters Lewe Partenheimer, der 1754 in Partenheim geboren wurde. Erst von da an ist von mütterlicher Seite der Stammbaum der Familie Hirsch feststellbar. Dieser wegen seines hebräischen Wissens, großen Vermögens und wohl noch größeren Ansehens bekannt gewesene Lewe Partenheim, wurde zum zweiten napoleonischen Synhedrien berufen<sup>41</sup>, und trat

<sup>37</sup> Selengedenkbuch; der Name Memorbuch stammt von »Almemor«, dem Gebetspult in der Synagoge.

<sup>38</sup> (verdeutscht für Naftali, der Erzwater Jakob als Gabelle bezeichnet hatte.

<sup>39</sup> Altertümlicher Begriff. Die heilige Schrift besteht aus Tora (Pentateuch = 5 Bücher Mose), Newiim (Propheten) und Kesuwim (Hagiographen, die Leben und Taten von Heiligen darstellen).

<sup>40</sup> Tora-Wimpel, ein Stoffband, das um die Tora gewickelt wird.

<sup>41</sup> Sanhedrin ist die hebräisierte Form für das griechische Wort Synhedrion. Weder auf der Liste der No-

die Reise in einem 4-spännigen kaiserlichen Wagen an, wie mein Großvater Marum Hirsch häufig erzählte. Er legte sein Vermögen größtenteils in Weinbergen, Äckern, und Wiesenland an.

Er wurde in dem Hause in Partenheim geboren, in dem auch noch seine Enkelkinder, meine Mutter und deren Geschwister das Licht der Welt erblickten und meine Großtante und mein Großvater, als letzte Besitzer, gestorben sind. Es war ein großes Bauernhaus mit Seiten- und Hintergebäuden, Ställen, Remisen <sup>42</sup>, Kelterhaus, Scheune und einem Anbau in den Hof mit fest gebauter Sücke <sup>43</sup>. Die Längsfront, entlang einem kaum drei Meter breiten Gässchen hatte als visavis eine niedrige Mauer an das jüdische Schulhaus, welches dessen Hof umsäumte, unweit der Weid- oder Pferdeschwemme. An diesem Gässchen befand sich auch der Eingang zum Haus, während die Wageneinfahrt vor der breiten Dorfstraße war, mit einem sehr massiven Holztor. 1812 drangen von hier Kosaken ins Haus, richteten mancherlei Schaden an, bis vorüberreitende Offiziere die Unholde vertrieben, und im Keller versteckte Frauen und Mädchen befreiten (siehe: >Die Dorfseele<). Nach des Großvaters Tode 1868 wurde das Haus trotz der Proteste meiner Eltern vor einen Bauern verschleudert, nachdem es über 140 Jahre, wenn nicht noch weit länger das

*tablen noch beim Grand Sanhédrin selber (Laien-Teilnehmer aus Tonnerre: Aaron Friedberg aus Bingen und Herz-Loeb Lorich aus Mainz), auch nicht im Consistorium Mainz (Herz-Loeb Lorich, J. M. Reinach, Aaron Friedberg) und den dortigen Nobelen [34] ist eine Teilnahme von Löw Partenheimer nachweisbar. Die Reinachs und die Friedbergs waren allerdings mit den Hirsch aus Partenheim weitläufig verwandt. Es ist unklar, auf wen sich Arthur Kahn bezieht.*

<sup>42</sup>Wirtschaftsgebäude, das z.T. offen ist.

<sup>43</sup>Von dem jüdisch-deutschen >Sücke< für >Laubhütte< (siehe Laubhüttenfest).

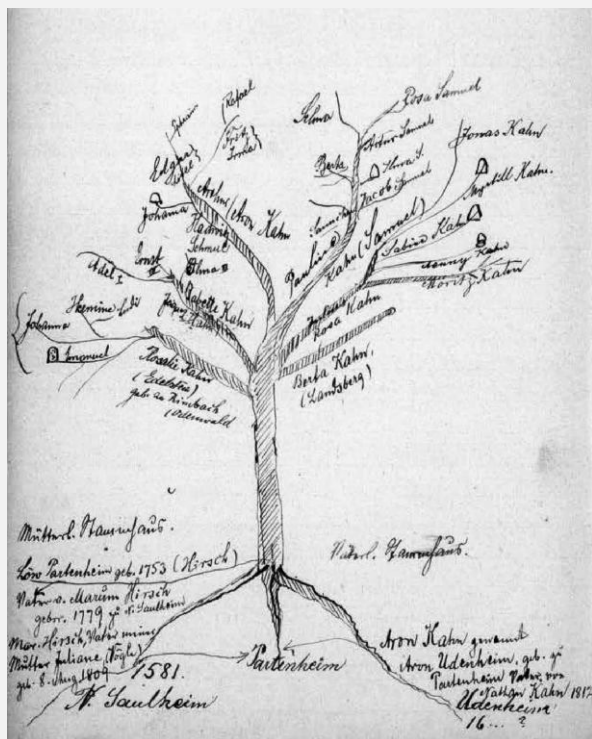


Abbildung A.3: Familienstammbaum, von Arthur Kahn gezeichnet.

Eigentum der Familie war. Mein Großvater Marum (Markus) Hirsch, geboren 1779, beerbte mit seinem Bruder Mendele, der nach Nieder-SaulheimindexNieder-Saulheim heiratete, sowie ihren Schwestern Bepp (Babett) und Treinle, meinen Urgroßvater. Er sollen damals ungefähr 40 hessische Morgen Weinberg, und weitere 180 Morgen Land und ein Haus in der >Obergass<, alles schuldenfrei, vorhanden gewesen sein. Während das bewegliche, aus Silber, Gold und Juwelen bestehende Vermögen, darunter 120 Gold-Dukaten, friedlich geteilt worden war, entstand wegen des Grundbesitzes zwischen meinem Großvater und seinem Bruder Mendele eine lebenslängliche Feindschaft.

Mein Großvater hatte folgende Kinder, das älteste war meine Mutter Juliana ge-

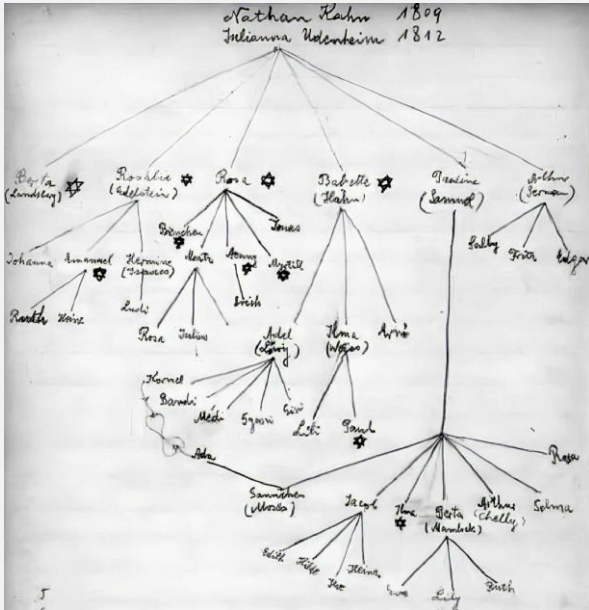


Abbildung A.4: Nachkommen von Arthur Kahns Eltern, Nathan und Juliana.

nannt Feil (Vögelchen), geboren am 6. August 1809. Reihle (Regina), die nach Baltimore einen Mann namens Coblenz heiratete und dessen Schwager Lahmann Levi, der in Paris eine große Buchhandlung gründete. Mein Onkel Juda Maria Anna Hirsch, geboren 1812/13, dessen zweite Tochter Sabine Kohlmann in Bingen lebt, war der älteste Sohn. Ihr folgte sein Bruder Max (Mosche) der anfangs in Mainz Mitbegründer der Darmstädter >Zettelbank< <sup>44</sup>, heute Darmstädter Bank, ein zuvor reicher Mann war, aber infolge einer waghalsigen Spekulation über Nacht ruiniert ward. Dunkle Machenschaften, an denen der Großherzog von Hessen, Ludwig III, unschön beteiligt war, zwingen Onkel Max zur Flucht nach England, wo er dann in London in bescheidenen

<sup>44</sup>In Darmstadt wurde vor 150 Jahren die erste Aktienbank in Deutschland gegründet; zuvor gab es nur Privatbanken. Da man der Sache nicht traute, nannte man sie auch >Zettelbank< oder >Spekulationsbank<.

Verhältnissen lebte. Sein ältester Sohn hingegen, der in Liverpool als Lumpenhirsch (alias Lumpenkönig), der, erzählt wird, 20 Millionen Pfund hinterließ, heiratete eine Christin und ließ seiner Kinder taufen. Hiervon abgesehen, war er auch als Mensch völlig wertlos.

Mein Onkel Josef, der ebenfalls in Mainz ein reicher Bankier u. Häuserbesitzer war, ging ebenfalls in seinen Verhältnissen zurück und starb hochbetagt. Er war der denkbar beste Sohn, der, noch als 84-jähriger, am Todestag seiner Eltern nach Partenheim ans Grab seiner Eltern fuhr, eine Wagenfahrt von zwei Stunden Weg. Nach Onkel Max kam meine Tante Bele (Babette) die, an Abraham Kahn verheiratet, in Partenheim lebte u. starb. Ihr ältester Sohn Julius ward der Ehemann meiner Schwester Rosa. Vor den andern 3 Kindern lebt noch meine Kusine Berta Seligmann in Düsseldorf. Nach Bele ward mein Onkel Abraham (= Afron) geboren, der als junger Mann nach Amerika auswanderte und in Baltimore, wo er trotz bescheidener Lebensverhältnisse, wegen seiner fast grenzenlosen Mildtätigkeit und Hilfsbereitschaft, ungemein beliebt war und Ende der 80 Jahre des vorherigen Jahrhunderts starb. Meine Tante Veilchen war nach Wiesbaden an Isaak Bär verheiratet. Deren Sohn, Gustav Bär, lebte seit seinem 16. Lebensjahr in Baltimore woselbst er vor einigen Jahren starb. Auch er war, wie sein Onkel Abraham ein Segen der Menschheit. Seine Schwestern Emma Cohn, (Jacques Cohn), und Berta Strauss leben in Köln.

Dies war der Familie meiner Mutter.

Nur meine Tante Bele Kahn liegt auf dem kleinen, Jahrhunderte alten Friedhof zwischen Jugenheim und Partenheim bei ihren Vorfahren. Meine Mutter fand ihre Ruhestätte in Bonn. Mein Onkel Ju-

da (Jacob) Hirsch liegt auf dem >guten Ort< in Bingen. Tante Regine Coblenz und Onkel Hirsch sind in Baltimore begraben, Max Hirsch in London, Onkel Joseph in Mainz, Tante Veilchen in Wiesbaden. Auf 7 Friedhöfen in drei verschiedenen Ländern liegen acht Geschwister begraben, die alle unter demselben Dach in derselben Stube geboren wurden.

Mit meinem 1915 verstorbenen, 57 Jahre alt gewordenen Vetter Louis Kahn, gleich mir ein Urenkel von Löw Partenheim, ist der letzte in diesem Stammsitz wohnhaft gewesene Hirsch dahingegangen. Nach dem >Memorbuch<, von 1681 an in diesem Dorf ansässig gewesen, ist nunmehr alles, was einst die Familie dort besessen und sie selber, für immer dort ausgelöscht. Selbst die Gräber sind größtenteils schon unkenntlich geworden und die Grabsteine umgestürzt und versunken <sup>45</sup>.

### Charakteristik

Nach wenigen vorhandenen und meist aus den Anfängen des 19. Jahrhunderts stammenden Bildern, nach den Schilderungen der Zeitgenossen, waren die Hirsch ein sehr schöner Menschenschlag, von den Frauen die Schwester unseres Großvaters >Bepp< die größte Schönheit im weitesten Umkreis. Meistens blauäugig, blond, sogar öfter rothaarig (was auch ich als Kind war) von fahlem Teint, waren die Männer große stattliche Erscheinungen, die fast gar nicht jüdisch aussahen, zumal keiner von ihnen eine gebogene Nase hatte. Auch ihr sicheres, oft weltmännisches Auftreten, ließ manchen vermuten, dass sie vielleicht gar keine Juden seien. Und dennoch floss

<sup>45</sup>Kahn fügt die Rechnung an, dass die Familie von 1681-1915, also 237 Jahre, in Partenheim gelebt hat.

rein-jüdisches Blut in ihren Adern. Ihre geistige Veranlagung war sehr verschieden, indessen gab es – mit einer einzigen Ausnahme – keine dummen Menschen unter ihnen, vielmehr waren sie durchwegs klug, zum Teil sogar geistig hochstehend. Trotz ihrer, nach heutigen Begriffen nur elementaren Schulbildung, sprachen und schrieben alle ein vorzügliches Deutsch. Ihre Briefe und Schriften wurden geradezu spruchwörtlich durch ihren Geist, Witz und niemals fehlende Sentenzen. Mein Großvater, im Hebräischen nicht über Kaschi hinausgekommen, ein Kind der Franzosenzeit, las Französisch und Deutsch bis an sein Lebensende. Alles in Allem waren die Hirschs durchweg geistig sehr begabt, aber ohne Talente; auch nicht musikalisch oder künstlerisch. Zum Wohlleben geneigt, großzügig, unternehmend, kamen sie, so wie sie in die Stadt zogen, zwar rasch empor, wurden teilweise sehr reich, hinterließen aber keine Reichtümer.

### Udenheim

Die Udenheimer Juden hatten bereits vor der französischen Revolution schon eine gut organisierte Gemeinde. Synagoge und Schulhaus waren vorhanden, mit 3 bis 4 Nachbargemeinden hatten sie den Friedhof gemeinsam.

Aron Kahn, mein Großvater war zu Partenheim geboren, zog aber nach seiner Verheiratung nach Udenheim. Er war 2 Mal verheiratet und hatte von der ersten Gattin 2 Söhne, Juda und Jakob, und eine Tochter Sorle; mit der zweiten Frau Hanne hatte er Söhne: Nathan, mein Vater, Lewi (Lerzian), Leser (Laraus), Kalmann, gen. Kaschke, Wölfchen, genannt Wolfgang, Maier, der als junger Mensch nach

---

Amerika auswanderte und sehr bald darauf dort starb <sup>46</sup>.

Aron Udenheim hatte einen guten Ruf als Gelehrter und galt als der bedeutendste Talmudist der Gegend. Er führte auch nebst dem Memorbuch noch eine auf ihn überkommene Familienchronik aus der hervorging, dass 4 Märtyrer, ein Urgroßvater und Großonkel vor ihm, in Mainz am selben Tag den Märtyrertod starben. Die beiden anderen Verwandten waren vom Pöbel im Rhein ertränkt worden. Iherthalben wurde bis in die 50 Jahre des vorigen Jahrhunderts ein Familienfasttag gehalten.

Im Gegensatz zu meines Partenhau-seners Großvaters prunkhaftem Haushalt herrschte in Udenheim eine Einfachheit, die mit altruistischer Lebensführung mehr im Einklang stand als in Partenheim. Mein Großvater Aron – nach Schilderung meiner Mutter – war ein hochgewachsener, etwas schmaler Mann, mit einem etwas oralen Gesicht, kräftiger Nase und aristokratischem Gesichtsausdruck. Er saß ständig hinter seinen Folianten, saß nur mit seinem Hausrabbi (Jiesche mit Namen) beisammen. Er fuhr mindestens einmal wöchentlich in seiner Kalste nach Mainz zum Lernen und nahm dann Körbe und Säcke Lebensmittel mit, die für das >Heddisch< , eine jüdische Herberge – zugleich Armenhaus und Krankenhaus – bestimmt waren. Sein Reichtum bestand außer den Weinbergen in Acker-, und Wiesenland, auf denen viele Obst- und Nussbäume standen, in Viehbestand und reichlichem Vorrat ihrer daraus erzielten Lebensmittel. Eine fast grenzenlose Wohltätigkeit, von der auch ärmere Bauern teilhatten, machten ihn ebenso beliebt, wie er als [hebräisches Wort] angesehen war. Während

er zugleich auch seiner Landwirtschaft übersah, in der seine Söhne Juda und Jakob mitarbeiten mussten, benutzte meine Großmutter die wenigen ihr verbliebenen freien Stunden, um etwa bei Krankheiten, Wochenbetten und dergleichen hilfreich einzugreifen. Meine Tante Sorle half den Haushalt führen, und den Viehstand überwachen. In der übrigen Zeit musste sie die Großmutter auf ihren Wohltätigkeitsgängen begleiten. Das ganze Leben der Udenheimer war nur eingestellt auf Arbeit, hebräisches Lernen, in aller Handlungen praktisches Judentum als Lebenszweck zu betrachten; in einem starken Gegensatz zu den Partenheimern, wo man schon mehr Weltkind und zugleich Jude war; dennoch nichts so wie in Udenheim, wo das letztere Endzweck war. Kein Wunder, dass mein Vater und seine Geschwister von ernsterer Natur und Weltanschauung, weniger >gebildet< , aber tiefer denkend und viel gründlicher (oder auch schwerfälliger) an die Dinge herantraten. Trotz alledem waren Aron Udenheims Söhne keine [Mutker]. Im Gegenteil, und sehr zum Verdruss meines Großvaters sehr gern gerügt, ihre Jugend fröhlich zu genießen, nur vernünftiger und nicht so kostspielig wie die Saulheimer und Partenheimer. Auf einer Kirme die Bauernburschen zu verdreschen, wobei mein Onkel Leser, ein dörflicher Simon, mein Onkel Lewe ein Hüne von Gestalt und Kaschke mit den Knochen eines Ackergauls gesegnet, stets zu finden waren. Um diese 3 Brüder wob sich ein wahrer Legendenkreis, ob ihrer Stärke, Courage und zugleich großer Gutmütigkeit. Mein Großvater strafte diese Ausschreitungen damit, dass sie tagelang nicht mit ihm zu Tisch sitzen durften und keines Blickes gewürdigt wurden. Das empfanden sie schmerzlicher als irgendeine Züchtigung oder Strafe. Es lag im Zug der

<sup>46</sup>Aron hatte also insgesamt 8 Söhne und 1 Tochter.

nachnapoleonischen Zeit, jüdische Söhne studieren zu lassen (was das Wohnen in einer Stadt voraussetzte), oder ein Handwerk zu erlernen. So mussten denn die Söhne ein Handwerk erlernen, zum Entsetzen vieler Juden in der ganzen Gegend. Der Familienadel schien geschändet. Als jedoch auch Lewe Partenheim es guthieß und mein Partenheimer Großvater seinen Sohn Juda das [Klangner]-Handwerk erlernen ließ, schlug die Stimmung rasch um.

Mein Vater Nathan (Jonathan) erlernte so das Seifensieden und kam, 14 Jahre alt, dieserhalb nach Wetzlar a. d. Lahn. Während seiner Lehrzeit lernte er geigen und brachte es in fast unglaublich kurzer Zeit überraschend weit hierin. Dieses ungewöhnliche Talent wurde dann schicksalsbestimmend für ihn und seiner Familie.

**Charakteristik**

Während meine Partenheimer Vorfahren und Verwandten das rein Geistige, das Ästhetische und Weltliche, mehr auf das Glanzvolle prädisponiert schienen, waren die Udenheimer mehr auf Verinnerlichung u. Einfachheit angelegt. Ungemein anspruchslos und allem leeren Gehaben völlig abhold, neigten sie, mehr als ihre Zeit und Umgebung mit sich brachten, philosophischer Denkweise zu, grübelten mit talmudischer Gründlichkeit über Welt und Leben nach. Hier war ein ganz anderer Einschlag der den Partenheimern abging. Ungewöhnlich musikalisch begabt, Vorliebe für Handfertigkeiten oft bis zur Genialität, wären meine Oheime bei einer besseren Schulbildung und anstatt in einem weltentlegenen Dorf in einer größeren Stadt sicherlich in Musik, Gesang u. Technik berühmt geworden. Ihre Auffassungsgabe war so ungewöhnlich, dass ihre

Mitbürger sichtlich betroffen davon waren. So aber blieben sie hochbegabte Menschen, denen das Schicksal eine Überfülle von Fähigkeiten in die Wiege legt, Dorfjuden. Da sie aber auch als solche brave, fromme und zufriedene Menschen blieben, waren sie dennoch glücklich und zufrieden.

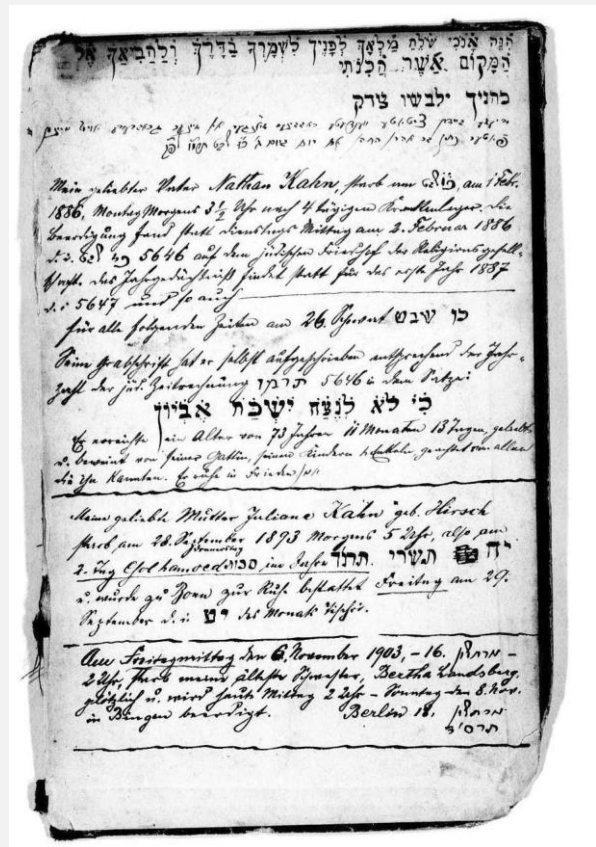


Abbildung A.5: Todesdaten der Familie Kahn aus den Aufzeichnungen von Arthur Kahn (Seite 1).

**Zusatz**

Meine Tante Sorle verheiratete sich mit einem böhmischen Juden nach Tep-  
 litz<sup>47</sup>, namens Rabbe Kalman Jurist, der nach etwa 15jähriger Ehe nach Amerika überreiste, um eine große Erbschaft

<sup>47</sup> jetzt: Teplice

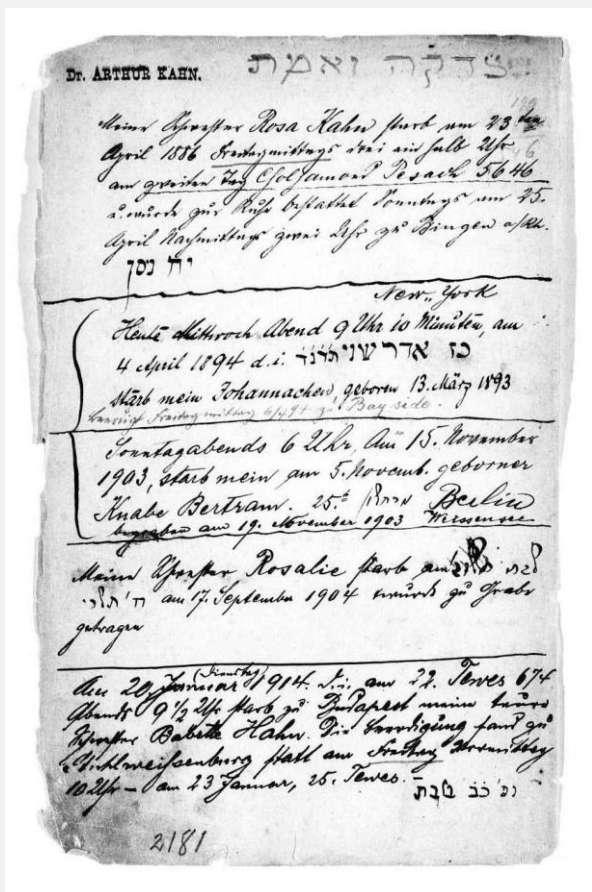


Abbildung A.6: Todesdaten der Familie Kahn aus den Aufzeichnungen von Arthur Kahn (Seite 2).

anzutreten. Ein gewisser Trautmann aus Worms, (ich glaube ein Schwager Rabbe Calmans), sollte ein großes Erbe hinterlassen haben, an dem Sorles Gatte Anteil hatte. Calman starb aber in Amerika und die Erbschaft verscholl.

Sorle [Jurist] widmete sich der Erziehung ihres Sohnes, der in Wien und Graz Medizin studierte, 1848 als Teilnehmer an der Revolution nach der Türkei flüchtete. Seine Mutter, Tante Sorle, kehrte darauf nach Udenheim zurück. Dr. Jurist kam nach Persien und wurde Leib-

arzt des Schah Nāser ed-Din Schah <sup>48</sup>. Kahn kam mit diesem 1867 nach Europa (Weltausstellung in Paris), kehrte aber dann nach Persien zurück. Er soll auf Tauris gestorben sein und dort ein großes Vermögen hinterlassen haben, so groß wie solche in 1001 Nacht vorkommen mögen. Trotzdem Kinder, von diesem »persischen Kusine« in Wien gelebt haben sollen, entstand wegen Antritt und Teilhaberschaft an den persischen Märchenmillionen in ihrer Familie kein Erbfolgekrieg. Tante Sorte war damals schon tot.

Von den Söhnen Aron Udenheims, meine Onkeln, liegen auf dem Friedhof zu Udenheim, Juda v. Lewitz, (auch Tante Sorle), mein Onkel Jokers in Darmstadt mein Vater in Bingen, Leser in Worms, Wolf in Wien, Kaschke in Frankfurt und Maier in Amerika.

### Ergänzung

Über den Lebensweg Arthur Kahns nach Abbruch seiner Autobiographie ist nicht viel bekannt. Nach Almut Laufer leistet er Dienst im Deutsch-Französischen Krieg von 1870/71 und arbeitete danach als »Buchhalter, Correspondent, Kellerkontrolleur« und »gelegentlicher Weineinkäufer« im Frankfurter Weinhandelshaus Bernhard Wiesengrund. Erst als 28-jähriger begann er ein Medizinstudium, das ihn nach Bonn, Zürich, Marburg, Berlin, München, Gießen sowie Straßburg führte. Nach ungefähr 20 Semestern schloss er sein Studium im Jahr 1886 mit einer Promotion in Berlin über »struma ossa« ab und heiratete ein Jahr später die verwitwete Hedwig Ferse, geborene Schmuhl, die ihren Sohn

<sup>48</sup>Persischer Schah, 1831 - 1896. Viele Europäer, darunter viele Juden, waren als Ärzte des Schah angestellt. So gilt der österreichische Arzt, Ethnograph und Forscher Jacob E. Polak im heutigen Iran als Vater der modernen Medizin.



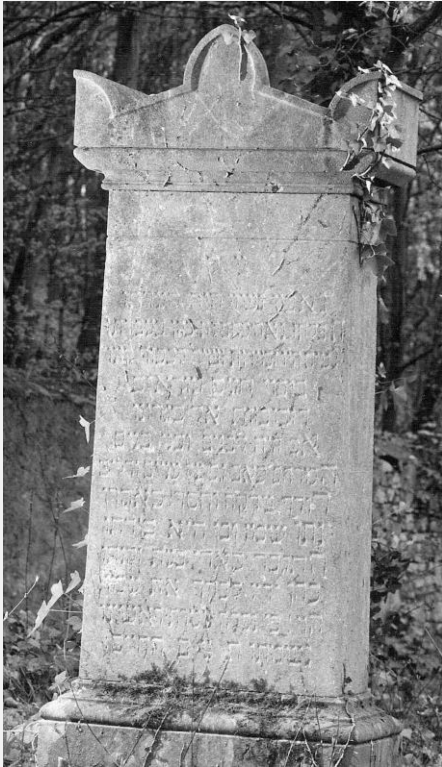


Abbildung A.7: Grabstein von Nathan Kahn, Arthur Kahns Vater. Entnommen aus der EPIDAT Datenbank des Steinheim Instituts. Foto: Andreas Hemstege 1992. Auf dem Grabstein steht u.a.: »Getreu und Vorbeter war er seiner Gemeinde, schön sein Gebet, dem Gebet des Priesters im Dienste gleich, lieblich waren seine Gesänge und Lieder zu Ehren seines Schöpfers. An den Festtagen und den Hohen Feiertagen war Hochruhm Gottes in seiner Kehle.«

Ernst Salomon<sup>49</sup> mit in die Ehe brachte. Mit Hedwig hatte Arthur 4 Kinder, von denen zwei, Johanna und Bertram, früh verstarben. Sein 1888 geborener Sohn Fritz Kahn wurde als Arzt und als Verfasser populärwissenschaftlicher Bücher international bekannt; Edgar<sup>50</sup> wurde 1895 in New York geboren. Aus Gründen, die in Kapitel 4 geschildert sind, übersiedelte Kahn aus Bonn im Jahr 1889 – zunächst

<sup>49</sup>Ernst Salomon Ferse, 18.1.1884 (Halle) - 7.1.1946 (Los Angeles County).

<sup>50</sup>Edgar hieß ursprünglich Nathan Leon.

ohne seine Familie – in die Vereinigten Staaten. Als Arzt in New York arbeitete er u.a. als Bezirksarzt für die »Kranken- und Sterbekasse Hudson County« und später leitend im Kinderhospiz Rockaway Beach. Arthur engagierte sich dort auch in der jüdisch-deutschen Gemeinde, schrieb viele Artikel in deutschsprachigen Zeitungen und gab u.a. den Anstoß für das erste Heinrich-Heine-Denkmal in New York. Nach seiner Rückkehr 1900 nach Bonn ließ sich Kahn vier Jahre später in Berlin Charlottenburg nieder, wo er sich vielfältig als Arzt, später hauptsächlich Schriftsteller und für die »Sache der Juden«, engagierte. Er war Mitglied des Israelitischen Religionsvereins Charlottenburg, der Montefiore-Loge und des Vereins zur Erhaltung des überlieferten Judentums. Zudem war er Mitverantwortlicher für den Verein zur Förderung der Bodenkultur unter den Juden, Mitgründer der Chewra Kadisha und des Taubstummenvereins Deutschland sowie Gründer des Altershilfswerks Esras Sekénim. Arthur Kahn starb am 16.7.1928, zwei Tage nach seiner Frau Hedwig.

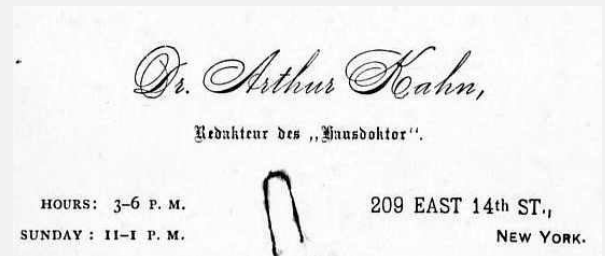


Abbildung A.8: Visitenkarte von Arthur Kahn in New York.